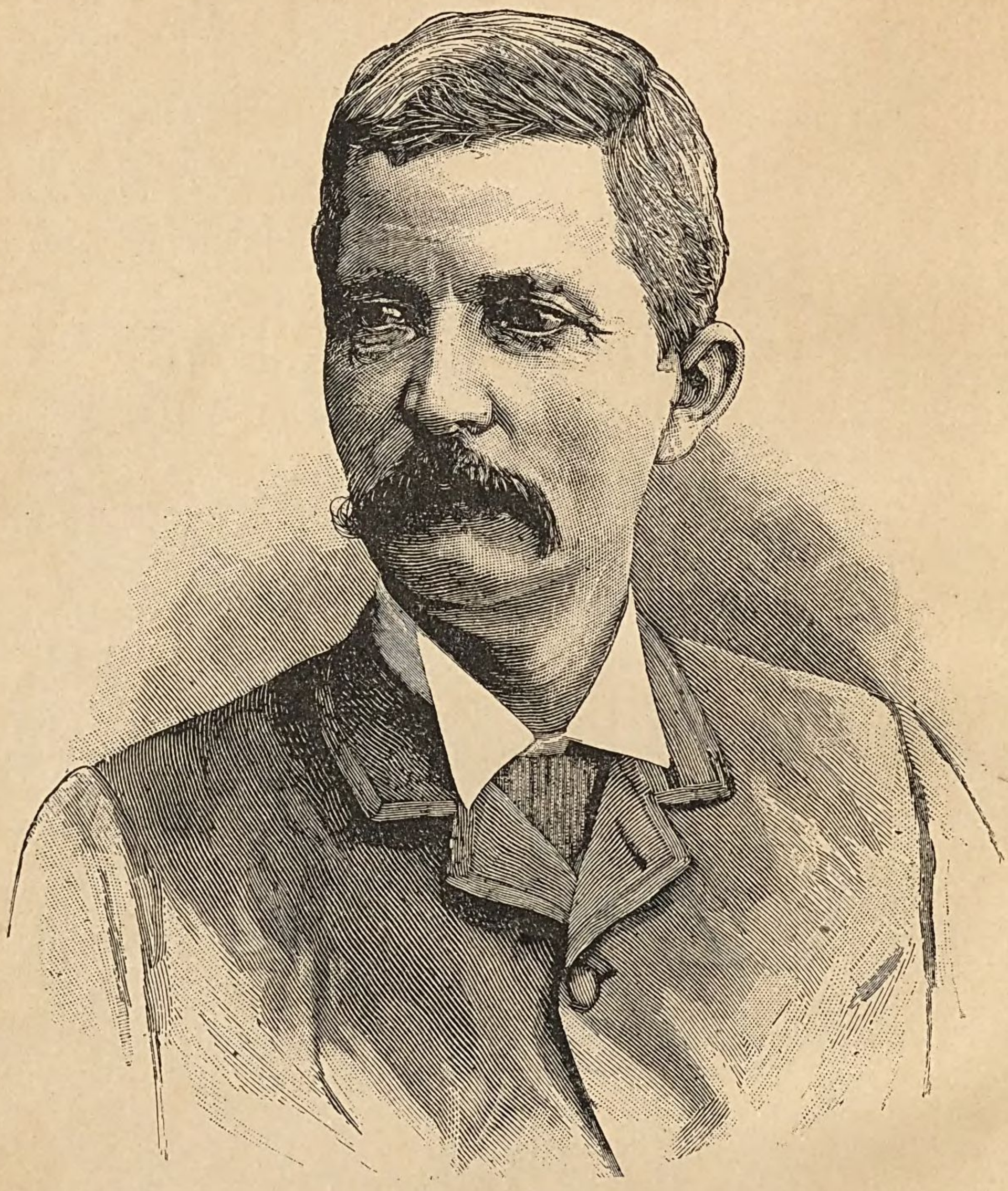
Biogr. 3241 x



H. M. Stanley

Stanley und Emin Pascha

Die Geschichte

der

Befreiung Emin Paschas

Nach dem Englischen

von

E. P. Scott

Autorisierte Uebersetzung von Heinz Heinrich

Mit 17 Illustrationen und einer Karte

Stuttgart
Verlag von Felix Krais
1890

Wb 165/2783
115 G
Emin Pascha
Scott. Stanley u. F

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Geschichte des modernen Sudan.

Ismail fürchtet die Macht der Sudanesen — Gordon und der Sudan — Ankunft von Europäern — Der Sklavenhandel — Araber folgen den Europäern — Wirkung — Wiederaufleben der Sklavenjagd — Zustände im Sudan vor dreißig Jahren — Der Khedive zum Handeln genötigt — Zebehr, der König der Sklavenhändler — Er greift Dar-For an — Der Khedive leistet ihm Hilfe — Zebehrs Truppen — Er geht nach Kairo — Sein Sohn empört sich und wird besiegt.

Ehe wir darüber berichten, in welcher Weise Stanley und seine Genossen es unternahmen, Emin Pascha aus seiner Gefangenschaft in der Provinz, die er regierte, zu befreien, wird es wohl am Platze sein, eine kurze Uebersicht über die neuere Geschichte des Sudan zu geben. Natürlich muß diese Uebersicht auch diejenigen Ereignisse umfassen, die Emin bewogen, dorthin zu gehen, und die ihm später jeglichen Verkehr mit der Außenwelt abschnitten, und zwar für so lange Zeit, daß man allgemein glaubte, er sei in die Hände des Mahdi gefallen, oder er sei vielleicht, von einem der Seinigen verraten, gefangen genommen worden, wahrscheinlich aber tot.

Wegen der Naturschwierigkeiten scheint man keine Versuche gemacht zu haben, den Sudan mit dem eigentlichen Aegypten zu vereinigen, obgleich es ein fruchtbares Land und allem Anschein nach geeignet ist, große Vorteile für den Handel zu

bieten, bis Ismail Herrscher von Aegypten wurde und die Macht der Sudanesen einigermaßen zu fürchten anfing.

In seiner Schrift über Aegypten und den Sudan sagt General Gordon:

„Zur Zeit seiner Blüte scheint Aegypten sich nicht weiter südlich erstreckt zu haben, als bis Wadi Halfa. Allerdings finden sich bei Chartum einige alte Ruinen aus der Zeit der Pharaonen und einige Pyramiden zu Meroe, aber der Besitz dieser Gegenden war nur von kurzer Dauer. Welchen Umständen war nun diese scheinbare Gleichgültigkeit des alten Aegyptens solchen Eroberungen gegenüber zuzuschreiben? Die Erklärung hierfür liegt in der Schwierigkeit, den Sudan — das „Land der Schwarzen" in des Wortes eigentlicher Bedeutung — zu erreichen. Südlich von Wadi Halfa bis Hannik — eine Entfernung von 180 englischen Meilen — dehnt sich eine öde Wüste aus, die sich Tausende von Meilen weit nach Osten und Westen zu beiden Seiten des Nil erstreckt. In gleicher Länge ist auch der Fluß durch Gruppen von Felsblöcken gehemmt.

„Jeder Eindringling, wenn es ihm auch gelungen wäre, diese unendliche Strecke zu passieren, würde vor sich die kriegerischen Horden des Sudan zum Kampfe bereit angetroffen haben. Die alten Aegypter hätten allerdings von Suakim am Roten Meer bis Berber am Nil vordringen können, aber sie hätten auf diesem Wege mit ihren Truppen eine Wüste von 280 englischen Meilen durchwandern und gleichwohl am Ende dieses beschwerlichen Marsches dem Feinde standhalten müssen. Diese Wüstengrenze war es daher, welche die kriegerischen und unabhängigen Stämme des Sudan vollständig von den Einwohnern des eigentlichen Aegyptens getrennt hielt, und welche die Sudanesen und die Aegypter zu zwei absolut verschiedenen Völkerschaften heranbildete, die nicht die geringste Sympathie für einander hatten."

Durch die Fortschritte der Neuzeit in Bezug auf Waffen und Kriegführung gewannen jedoch die Aegypter eine solche

Ueberlegenheit über die wilden Stämme des Sudan, daß sie das hier von General Gordon besprochene Hindernis zu überwinden imstande waren und in den letzten sechzig Jahren ihre Grenzen nach dem Süden vorzuschieben begannen. Unter Mehemed Ali wurden Nubien, Kordufan und Senaar ihrem Gebiete einverleibt. Im Jahre 1853 lag die am weitesten südlich gelegene ägyptische Station am Nil unter 13° 45″ n. Br., d. h. ungefähr 120 englische Meilen südlich von Chartum, während unter Gordon (1874—80), der zum Gouverneur vom ganzen Sudan ernannt worden war und nur dem Khedive Rechenschaft schuldete, die befestigten Punkte zwischen den Seen Albert und Victoria Njanza lagen. Dieser Eroberungsstrich folgte aber nicht bloß dem Laufe des Nil, sondern erstreckte sich noch nach Osten und Westen. Durch die Unterjochung von Dar-For wurde die ägyptische Grenze bis auf eine Entfernung von achtzehn Tagemärschen vom Tschad-See vorgeschoben, während nach Osten zu Länder annektiert wurden, die von den Gewässern des südlichen Teiles des Roten Meeres und des Meerbusens von Aden bespült wurden.

Südlich von Chartum fortschreitend, wurde durch eine Reihe von kühnen und unternehmenden Kaufleuten Bahn gebrochen.

Im Jahre 1853 machte sich der englische Konsul im Sudan, Herr John Peterick, auf den Weg, seine erste Handelsreise nach den oberen Gewässern des weißen Nil zu unternehmen. Andre folgten ihm nach, in erster Linie verlockt durch die Billigkeit und den Ueberfluß von Elfenbein; aber später erwies sich der Vorteil, den der Sklavenhandel bot, als weit stärkere Triebfeder. In der Gegend des Bahr-Ghazal wurden von solchen Händlern Plätze befestigt und von bewaffneten Banden unter dem Befehle von Arabern für sie besetzt. Es ist kein Zweifel, daß dies in einem so wilden und öden Lande notwendig war; es wäre auch alles günstig verlaufen, diese Gegend dem

Handel und der Civilisation zu eröffnen, hätten nicht die Händler bald herausgefunden, daß die Sklavenjagd weit eher geeignet war, sie zu bereichern, als der Handel mit Elfenbein. Die Folge davon war, daß in kurzer Zeit Einfälle in die benachbarten Dörfer gemacht und deren Einwohner fortgeführt wurden, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Der Handel mit menschlichem Fleisch und Blut erwies sich als sehr einträglich für die Europäer, die bei diesem ruchlosen Treiben beteiligt waren, bis der Skandal ungefähr im Jahre 1860 so groß wurde, daß man die Sache einstweilen aufgeben mußte.

Aber ein noch größeres Uebel widerfuhr nun den armen Negern; denn als die Europäer ihre Stellungen räumten, verkauften sie ihre Sklaven an die Araber, die ihnen vorher als Agenten gedient hatten. Diese Araber bezahlten dazu noch einen Zins an die ägyptische Regierung.

Wie man sich wohl denken kann, gewannen hierbei die unglücklichen Eingebornen nicht nur nichts, sondern verloren durch den Wechsel; denn die neuen Herren trieben die Sklavenjagd bis zu einer Ausdehnung, die zur Zeit der europäischen Händler ganz undenkbar erschienen wäre. Da die Araber sowohl von seiten der Händler in Chartum, als auch von seiten der ägyptischen Regierung mit Feuerwaffen und Munition versehen wurden, ist nicht zu verwundern, daß sie diesen Weg des Plünderns recht leicht und angenehm fanden. Sie zogen sich viele von den Negerknaben, die sie zu Sklaven gemacht hatten, zum Waffengebrauch heran, so daß sie mit deren Hilfe in ihrem Menschenraub fast so weit gehen konnten, wie sie nur wollten; das Elend und das Verderben, das diese Leute über die harmlosen Neger gebracht haben müssen, läßt sich gar nicht beschreiben.

Da England sich weigerte, irgend etwas mit dem Sudan zu thun zu haben, so begann leider dieses schreckliche Elend, das durch Gordon, wenn auch nicht ganz gehoben, so doch

sehr eingeschränkt worden war, wiederum in voller Kraft mit allen seinen Grausamkeiten und Greueln um sich zu greifen.

Vor ungefähr dreißig Jahren schrieb Speke über diese räuberischen Händler auf dem weißen Nil: — „Die Roheiten, die diese Händler verüben, übersteigen alle Begriffe von civilisierten Menschen. Sie thun nichts andres als streiten, plündern und Sklaven und Vieh rauben. Kein ehrlicher Mensch kann in jenen Gegenden Handel treiben oder auch nur reisen, denn die Eingebornen sind in solchem Grade mißhandelt worden, daß sie entweder fechten oder davonlaufen, je nach ihrer Zahl und ihren Verhältnissen."

Dr. Schweinfurth hat nahezu drei Jahre bei den Sklavenjägern zugebracht. In seinem Buch „Im Herzen von Afrika" schreibt er: „Vor zwanzig Jahren standen Hunderte von Dinka-Dörfern auf dieser (östlichen) Seite des Flusses. Infolge der unausgesetzten Räubereien des Mohammed Kher ist nunmehr das ganze östliche Ufer in eine wüste Einöde verwandelt. Es sind immer noch einzelne Spuren vorhanden, die andeuten, daß ehedem große Dörfer und weite Strecken bebauten Landes in einer Gegend waren, wo jetzt alles verwüstet und verlassen ist. Die Bevölkerung muß sich bis auf ein Drittel vermindert haben."

Sir Samuel Baker hält Männer, die bei der ägyptischen Regierung hohe Aemter bekleiden, für schuldig an diesem Hinschwinden des Dinka-Stammes. Er hatte mehrere Jahre, ehe er die Regierung über die Provinz übernahm, das Land besucht, und schrieb, als er 1869 seinen Posten antrat: „Dieses Land ist durch Razzias auf Sklaven, wie sie die jetzigen und früheren Gouverneure von Faschoda unternahmen, entvölkert worden . . . . Ich pflegte öfters zu Pferde in dem Land herumzureiten, und so oft ich einen Punkt entdeckte, der ein wenig über das Niveau des übrigen Bodens emporragte, war ich sicher, eine Menge zerbrochenen Gerätes zu finden, Ueberbleibsel von Dörfern, die in früheren Zeiten zahlreich vorhanden ge-

wesen waren." 1864 sah Sir Samuel Baker zum erstenmal den weißen Nil; als er ihn im Jahre 1872 wiedersah, schrieb er: „Es ist unmöglich zu beschreiben, wie sich jenes Land verwandelt hat, seitdem ich zum letztenmal dort gewesen bin. Damals war es ein wahrer Garten, der alles hervorbrachte, was ein Mensch sich nur wünschen konnte. Zahlreich waren die Dörfer, angepflanzte Wäldchen umränderten die steilen Felsenriffe am Ufer des Flusses, und die Eingebornen waren alle sauber mit Kleidern aus Baumrinde, wie man sie dort trägt, bekleidet. Das Bild hat sich verändert: alles ist verwildert, die Bevölkerung geflohen, kein Dorf mehr sichtbar. Und dies ist sicher die Folge des Treibens der Händler aus Chartum. Sie stehlen die Weiber und machen sie zu Sklaven, plündern und zerstören alles überall, wo sie nur ihren Fuß hinsetzen." Gordon schrieb auf seiner Reise den Soubat-Fluß hinauf: „Meilenweit ist keine Menschenseele zu sehen, alles ist auf Sklavenschiffen weggeführt; in früheren Jahren hätte man sich keine Vorstellung einer solchen Wüstenei machen können."

Eine Zeitlang geschah nichts, diesen abscheulichen Handel einzuschränken. Es fand zwar von Zeit zu Zeit eine gewisse „heilige Kundgebung" statt, und man ließ öffentliche Bekanntmachungen ergehen, aber, wie Dr. Schweinfurth sagt: „Ein unausrottbarer Hang zum Sklavenhandel hat sich immer bei jedem Regierungsbeamten gezeigt, sei er Türke oder Aegypter."

Endlich wurde der Khedive von Aegypten veranlaßt, Gegenmaßregeln vorzunehmen; aber nicht aus Mitleid für die armen Neger, sondern teilweise vielleicht bewogen durch einen Druck von seiten europäischer Mächte, sicherlich aber aus Furcht vor dem Wachsen einer nebenbuhlerischen Macht, die ihm möglicherweise seine Herrschaft über Unter-Aegypten hätte streitig machen können. Man konnte die Sklavenjäger nach Tausenden zählen. Sie wurden unterstützt durch Haufen von Männern, die in der Wildnis Zuflucht suchten vor der schweren Last der Steuern,

die allen im Bereich der ägyptischen Regierung Wohnenden auferlegt sind, und außerdem noch durch solche Leute, die entweder soeben aus einem ägyptischen Gefängnis herauskamen, oder fürchteten, daß, falls sie den ihnen gebührenden Lohn erhielten, sie sich bald in einem derselben befinden würden. Außerdem hatten sie große Banden von bewaffneten Sklaven, deren Gehorsam nicht allein durch Furcht gesichert war, sondern auch durch das fortwährende Plündern der Schwachen und Hilflosen. Sie waren auch schon so stark geworden, daß sie sich weigerten, der Regierung die vereinbarten Abgaben zu entrichten. Unter diesen Sklavenhändlern war einer, der durch seinen Reichtum, die Menge seiner Sklaven und die große Anzahl seiner befestigten Stationen wie eine Art König vor den übrigen hervortrat; und so groß war seine Macht, daß er sogar die Autorität des Khedive bedrohte. Sein Name war Zebehr Rahamann. Dr. Schweinfurth hatte ihn angetroffen, umgeben von einem Hofstaat, der sich in seinen Einzelheiten nur wenig von dem eines Fürsten unterschied. Besondere Räume mit teppichbehangenen Divans waren als Vorzimmer eingerichtet, in die alle Besucher durch reich geschmückte Sklaven geführt wurden. Der wahrhaft königliche Prunk der Staatsäle wurde durch den Anblick einiger Löwen noch erhöht, die, wie sich von selbst versteht, durch genügend starke und schwere Ketten gefesselt waren. Zebehrs Reichtum kam beinahe seinem Aberglauben gleich. Aus authentischer Quelle wird berichtet, er habe, um die „Schwarzkunst" eines Feindes zu vereiteln, dessen Zauber einen Schutz gegen Blei boten, 25000 Dollar in Kugeln umschmelzen lassen, da dessen Amuletts nicht gegen Silber wirkten.

Zebehr besaß nicht weniger als dreißig Stationen. Diese befestigten Punkte waren tief in das Innere von Afrika hinein vorgeschoben, und längs der ganzen Kette hatte er in weitem Umkreise despotische Herrschergewalt.

Schon 1869 versuchte die ägyptische Regierung seine Macht etwas einzuschränken und schickte eine Abteilung ägyptischer Truppen nach dem Bahr Ghazal aus. Den Oberbefehl führte ein Mann, Namens Bellal, der bald mit Zebehr ins Handgemenge kam. In diesem Kampfe fielen Bellal und die meisten seiner Leute, Zebehr selbst wurde verwundet. Trotzdem der Khedive über diesen seiner Autorität angethanen Schimpf sehr erzürnt war, hatte er doch nicht die Macht, Zebehr zu strafen, der einige nichtssagende Entschuldigungen vorbrachte, die dann auch als genügend angenommen wurden.

Seit dieser Zeit nun wurde Zebehr anerkanntes Haupt der Sklavenhändler und der wahre und eigentliche Herrscher über das ganze Gebiet, wo jene ihr Wesen trieben. Dem Namen nach war er ägyptischer Unterthan, in Wirklichkeit jedoch war er fast einem unabhängigen Gebieter gleichzuachten.

Neben andrem hatte die Expedition von Bellal auch die Unterwerfung von Dar-For bezweckt. Dieses Land war noch immer frei und wurde von einer Reihe von Sultanen regiert, die schon länger als vierhundert Jahre dort geherrscht hatten. Der damalige Sultan hatte dem drohenden Angriff Bellals durch eine Kornsperre längs der südlichen Grenze seines Landes zu begegnen gewußt. Dieses Vorgehen brachte nicht allein die ägyptischen Truppen in Verlegenheit, sondern noch mehr die Sklavenjäger, die sich nicht die Mühe nahmen, selbst Korn zu pflanzen, sondern sich hauptsächlich von Dar-For aus damit versahen.

Da sich Zebehr nun stark genug fühlte, Wiedervergeltung zu üben, so dauerte es gar nicht lange, bis er selbst Dar-For angriff. Jetzt wurde aber der Khedive erst recht beunruhigt, denn wenn Dar-For in die Gewalt Zebehrs kam, was sehr wahrscheinlich erschien, dann war mit Recht zu befürchten, daß er in kurzer Zeit der eigentliche Herrscher über den ganzen Sudan

Bebehr-Paſcha.

werden würde. Deshalb hielt es der Khedive für geratener, Zebehr zu unterstützen, als gegen ihn zu wirken; er schickte daher eine Streitmacht von Norden aus nach Dar-For, um Zebehr und seinen Truppen, die vom Süden her anrückten, Hilfe zu leisten. Der Angriff glückte und Zebehr wurde zum „Bey" ernannt. In einer Schlacht war der Sultan mit seinen zwei Söhnen gefallen, und obgleich andre Angehörige seiner Familie Ansprüche auf den Thron erhoben, so wurde dennoch Dar-For unterjocht. Aber bald gerieten die Sieger über ihre Beute in Streit. Infolgedessen wurde Zebehr zum „Pascha" gemacht, was jedoch nicht genügte, seine Eitelkeit zu befriedigen. Da er und seine Leute es gewesen, die alle Kämpfe ausgefochten, glaubte er auf die Würde eines General-Gouverneurs der neuen Provinz Anspruch machen zu können.

Wie mächtig und gefährlich Zebehr war, erhellt aus einem Brief von Gordon, welcher schreibt: „Wenn Sie hier (in Schekka in Dar-For) wären, würden Sie sehen, wie bemüht, wie ängstlich bemüht der Khedive ist, den Sklavenhandel zu unterdrücken, der seine Oberhoheit bedroht."

Hierauf beschreibt er die Truppen Zebehrs, seine Horden bewaffneter Sklaven, und fährt fort: „Hätte ich zu ihnen gesagt, ‚ihr seid frei', so hätten sie mich verhöhnt und man hätte es als ein Zeichen von Furcht angesehen ..... Schneidige, gewandte Kerls, wie Antilopen, grimmig und schonungslos, der Schrecken von Central-Afrika, mit einem weit größeren ‚Prestige', als die Regierung selbst — dieses sind die Werkzeuge der Sklavenhändler."

In einem andern Briefe schreibt er: „Die befestigten Lager sahen, daß sie stärker waren als die Regierung, und da kam ihnen der Gedanke, sich von der Herrschaft des Khedive frei zu machen." Zebehr Pascha ging in einem für ihn sehr unglücklichen, aber für die Länder, die er verwüstete, höchst günstigen Augenblicke nach Kairo, um dem Khedive seine Forderungen vor-

zutragen, und man erzählt sich, daß er nicht weniger als 100 000 Pfund Sterling mit sich nahm, um die Paschas zu bestechen. Sein Sohn Suleiman füllte inzwischen seine Stelle aus, und von seinem Vater, der Kairo nicht verlassen durfte, angestachelt, begann er eine schreckenerregende Empörung.

Eine Zeit lang glückte diese, endlich wurde sie aber vom General-Gouverneur niedergeschlagen.

Zweites Kapitel.

Die Aequatorialprovinz und ihre Regierung.

Sir Samuel Baker wird angestellt — Gordon sein Nachfolger — Befestigte Punkte zu Mrooli und Masindi — Weiteres Vordringen gehemmt — Eingeborene Gouverneure — Emin — Seine Lebensgeschichte — Erhebung des Mahdi — Er besiegt die ägyptischen Truppen und sammelt eine Armee — Aufstand in Kordufan und Senaar — Anarchie — Sieg über Yussuf Pascha — Emin von der Verbindung mit Aegypten abgeschnitten.

Sir Samuel Baker wurde von der Regierung auf eine Expedition ausgeschickt, um die ungeordneten Gebiete zwischen Godoroko, 4° 55′ n. Br., und dem südlichen Ufer des Albert Njanza, ungefähr 2° s. Br., in Besitz zu nehmen und die Ordnung herzustellen. Sein Plan war, eine Kette von Stationen zu errichten, die teils militärisch, teils für Handelszwecke eingerichtet, sich von einem Punkte einige Meilen nördlich von Godoroko bis zum entferntesten Ende des Albert Njanza erstrecken sollten. Er hoffte nicht nur das ganze Land unter die ägyptische Herrschaft zu bringen, sondern auch, indem er die Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen verbot, diese zu ägyptischen Unterthanen zu machen und so den Sklavenhandel von Grund aus auszurotten. Dies glückte jedoch Sir Samuel Baker nicht, denn im Verlauf der vier Jahre, für die er angestellt war, hatte er nur drei Stationen errichtet.

Als sich 1874 Sir Samuel Baker zurückzog, wurde der damalige Oberst Gordon an seine Stelle gesetzt, und dieser machte sich sofort daran, die von Baker begonnene Arbeit zu vollenden. Obgleich er mit andern Sklavenjägern viel zu thun hatte, dauerte es doch drei Jahre, bis er mit ihrem König — Zebehr — zusammentraf, da er fortwährend an der Hauptstraße beschäftigt war und Zebehrs Stationen mehr nach dem Westen zu lagen.

Bei seiner Ankunft fand Gordon drei Stationen von ägyptischen Soldaten besetzt.

Diese drei schwachen Posten und eine Scheingrenze bildeten die ganze Aequatorialprovinz, zu deren Regierung er ausgesandt worden war.

Eine Station war zu Godoroko; die zweite und dritte ganz im Süden bei Fatika und Foweira. Um Vorräte und Briefe zwischen diesen Stationen zu befördern, war eine starke Abteilung von Soldaten nötig. Ende 1875 war es Gordon, der zur Unterdrückung des Sklavenhandels schon viel gethan hatte, gelungen, Godoroko mit Foweira durch befestigte Posten zu verbinden, so daß es eine kleine Tagreise von dem einen zum andern Punkte war. Er sagt: „Wir hatten nun keine Schwierigkeiten mehr, zwei Rettungsboote und einen Dampfer von fünfzig Tonnen zu transportieren, indem wir jedes in seine einzelnen Teile zerlegten und dann in Duffli wieder zusammensetzten.“ Posten wurden bis Mrooli und Masindi vorgeschoben; aber es war klar, daß er auf heftigen Widerstand gestoßen wäre, wenn er versucht hätte, bis zum Victoria-See vorzudringen. Wäre er in das Gebiet des Kaba Rega, des mächtigen Königs von Unjoro, eingedrungen und hätte er ihn auch entweder besiegt oder sich mit ihm verglichen, so wäre ihm dennoch die Aufgabe geblieben, Mtesa, den König von Uganda, zu schlagen, der wohl wußte, warum er sich dem Vordringen der Aegypter zum Victoria Njanza widersetzte. „Ich kehrte mit der traurigen

Ueberzeugung zurück," schrieb Gordon, „daß man nichts in jenen Ländern ausrichten kann, und daß es besser gewesen wäre, man hätte niemals eine Expedition dorthin gesandt."

Schließlich wurde Gordon Gouverneur vom ganzen Sudan und schlug sein Hauptquartier zu Chartum auf. Ihm folgten in der Aequatorialprovinz die Obersten Prout und Mason, aber sie mußten bald wegen Krankheit abdanken. Darauf wurden wieder Eingeborene Gouverneure, welche die ägyptische Verwaltungsmethode in ihrer allerschlimmsten Gestalt wieder einführten, und so ging dies fort, bis Gordon im März 1878 Emin Bey zum Gouverneur der Aequatorialprovinz ernannte, welchen Posten dieser bis zu seiner Befreiung durch Stanley inne hatte.

Emin Pascha, oder wie sein wahrer Name ist, Eduard Schnitzer, wurde im Jahre 1840 zu Oppeln in Preußen geboren und steht (einem Bericht des „Manchester Guardian" zufolge) im Register der dortigen israelitischen Gemeinde folgendermaßen eingetragen:

„Isaak, Sohn des Lebel Schnitzer, wurde geboren am Sonntag, den 24. Tag des Monats Adar (29. März) im Jahre 5600 seit Erschaffung der Welt." Im Register der Civilbehörden findet sich Ludwig als Name seines Vaters und Eduard als sein eigener. Als Emin fünf Jahre alt war, starb sein Vater, und seine Mutter, eine geborene Schweitzer, die Tochter eines jüdischen Bankiers zu Neisse in Schlesien, ließ sich bald darauf taufen. Der nachherige Emin ging später in türkische Dienste, trat dann zum mohammedanischen Glauben über und heiratete eine Tochter des Gouverneurs von Janina.

Ungefähr zwei Jahre nach seiner Heirat verließ Emin seine Frau und trat in die Dienste des Khedive, wobei er seine einzige Tochter mitnahm, welche die ganze Zeit im Sudan bei ihm blieb. Als er 1876 in ägyptische Dienste trat, nannte er sich Dr. Emin Effendi. Dr. Felkin sagt, daß er diesen Namen nicht annahm, weil er Mohammedaner geworden war, sondern

weil er fand, daß die Muselmänner kein Vertrauen zu europäischen Aerzten hatten und er so in der Lage war, ihnen weit größere Dienste zu leisten. Emin hatte einen Apotheker aus Tunis bei sich, den Stanley Vita Hassan nennt; sein eigentlicher Name ist Haim.

Als Emin in ägyptische Sanitätsdienste trat, wurde er zuerst nach Chartum, aber bald darauf als Generalarzt in die Aequatorial-Provinz gesandt, wo Gordon General-Gouverneur war. Gordon war ein Mann, der es verstand, die Fähigkeiten seiner Untergebenen bald herauszufinden; darum schickte er Emin sehr häufig auf Inspektionsreisen durch die von den Aegyptern annektierten Distrikte und verwendete ihn auch manchmal zu Sendungen diplomatischer Natur.

Emin fand gleich beim Antritt seines Postens ein Defizit in den Einkünften vor, welches hauptsächlich eine Folge des Treibens seiner ägyptischen Vorgänger war. Er machte sich sofort daran, diesem abzuhelfen, was ihm auch gelang. Während dieser Zeit war es ihm auch möglich gewesen, Verbindungen irgend welcher Art mit der ägyptischen Regierung zu erhalten; nun begann aber der Mahdi aufzutreten.

Im Jahre 1881 kündigte sich ein Mann Namens Mohammed Ahmed, der wegen seines beschaulichen Lebens von den Arabern gewissermaßen für heilig gehalten wurde, als den Mahdi, den Messias der Mohammedaner, an; das Kommen dieses Mahdi ward bisher immer noch erwartet; er soll der letzte oder zwölfte Imaum oder Führer sein.

Mohammed Ahmed wurde 1843 zu Dongola geboren; seine Laufbahn als Mahdi begann er damit, daß er Briefe an die Fürsten und Häuptlinge der verschiedenen Stämme im Sudan sandte, in denen er sie aufforderte, seine geistliche Autorität anzuerkennen, von ihrem schlechten Lebenswandel abzustehen, aufzuhören, ihre Unterthanen zu bedrücken und sich bereit zu halten, seinen Befehlen zu gehorchen. Eine kleine Anzahl ver-

Der Mahdi.

bannter Araber, die meist seinem Stamme angehörten, schlossen sich ihm an. Statt daß nun der General-Gouverneur vom Sudan eine Truppen-Abteilung unter einem tüchtigen Führer abschickte, mit dem Befehl, den sogenannten Mahdi gefangen zu nehmen, wie er hätte thun sollen, sandte er einen Bevollmächtigten, um die Dinge zu untersuchen, und zu gleicher Zeit eine Compagnie Soldaten, um den neuen Propheten nach Chartum zu bringen. Zum Bevollmächtigten wurde der bekannte Abu Saud ernannt, der nach einigen rein theologischen Erörterungen mit seinem Dampfer zurückkehrte, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen. In derselben Nacht griffen die Soldaten den Propheten an, wurden aber vernichtet, und alle ihre Waffen samt Munition fielen in die Hände der Araber, während Abu Saud nach Chartum zurückkehrte, um über das Ergebnis seiner theologischen Diskussion zu berichten.

Dies war der Anfang jener Bewegung, die so viel Blutvergießen im Sudan verursachte, und die dem Mohammed Ahmed den Titel „Mahdi" gab. Hätte man nun, selbst nach dieser ersten Niederlage, energische Maßregeln ergriffen, so wäre die ganze Bewegung noch jetzt niedergeschlagen worden; da dies jedoch nicht geschah, überschritt der Mahdi mit einem starken, gut bewaffneten Gefolge den Nil, marschierte gegen Westen und predigte Krieg gegen Aegypten.

Der Gouverneur von Faschoda hatte Befehl erhalten, die Aufständischen zu bestrafen; aber während der Mahdi nach Westen marschierte, plünderten die Truppen von Faschoda die östlich vom Nil gelegenen arabischen Dörfer und trieben die treugesinnten Einwohner in die Hände der Aufrührer. Der Gouverneur von Faschoda erhielt nun Befehl, sich in seine Stadt zurückzuziehen und sich ganz auf die Defensive zu beschränken.

Der Mahdi nahm eine gesicherte Stellung im Gebirge jenseits Faschoda ein und erklärte, er beabsichtige bis zum Schluß

der Regenzeit dort zu bleiben und dann nach Kordufan zu marschieren. Er schickte Boten nach allen Richtungen hin, um die Leute aufzufordern, seinen Fahnen zu folgen, und sie kamen in großen Scharen. Der General-Gouverneur vom Sudan, Rauf Pascha, fand, daß er nicht genug Truppen hatte, um den Mahdi und die Seinigen bekämpfen zu können, und bat daher Aegypten um Verstärkung. Es hätte immer noch alles gut gehen können, wenn nicht der Gouverneur von Faschoda, noch ehe die verlangten Truppen aus Aegypten eingetroffen waren, beschlossen hätte, zu zeigen, was er vermöchte. Ohne also auf die erbetene Hilfe aus Aegypten zu warten, rüstete er eine große Expedition aus, die er selbst gegen den Mahdi führte. Der Häuptling der Schiluk schloß sich ihm an, und sie marschierten in Eilmärschen gegen die Aufständischen. Da aber die Soldaten keine Zeit zum Ausruhen hatten und auch nicht mit Wasser versehen waren, gingen sie fast alle zu Grunde; ihr Führer kam ebenfalls um.

Nach dieser Katastrophe wurde Rauf Pascha von Chartum abberufen und der Vize-Gouverneur, Giegler Pascha, sein Nachfolger. Dieser Mann begann sofort eine mächtige Expedition auszurüsten, deren Kommando er Yussuf Pascha Hassan übertrug. Während diese Expedition von Chartum noch unterwegs war, brach in Kordufan und Senaar eine Empörung aus. Im ganzen Lande herrschte entsetzlichste Anarchie und Mord, und Chartum entging dem gleichen Geschick bloß durch die Tapferkeit des Salik-Aga, des Führers einiger unregelmäßigen Truppen, und des Awad-el-Kerim, jenes großen Schukuri-Häuptlings, der in eigener Person 2000 Reiter in die Schlacht führte. Darauf folgte die Niederlage der Armee des Yussuf Pascha, die gegen den Mahdi ausgeschickt war: von 5000 Mann entkamen kaum 200.

Der Mahdi war nun thatsächlich Beherrscher von beinahe dem ganzen Sudan, da der Gouverneur von Chartum und

Emin die einzigen waren, die ihm noch standhalten konnten. Die nun folgende Geschichte des Mahdi ist so bekannt, daß es wohl nicht mehr nötig ist, sie hier zu berichten. Als die Regierung des Herrn Gladstone den Befehl gab, alle Soldaten aus den Garnisonen des Sudan zurückzuziehen, wurde dies bald unter den Sudanesen bekannt, und die Folge davon war, daß alle Garnisonsorte angegriffen wurden, die bisher — gestützt auf eine gewaltige Streitmacht, die man in ihrem Rücken wähnte — imstande gewesen waren, sich zu halten und sogar gewissermaßen ein Protektorat über manche benachbarte Stämme auszuüben.

Dies schnitt nun zwischen Emin Bey und Aegypten jegliche Verbindung ab, und trotzdem sich die Mahdisten größtenteils im Norden aufhielten, mußte sich der Pascha bald nach dem Fall von Chartum nach dem Süden zurückziehen.

Dort blieb er, bis Stanley ihn traf, nachdem er eine Zeitlang Gefangener seiner eigenen Soldaten gewesen war.

Drittes Kapitel.

Emin Pascha in Wadelai.

Nachrichten von Emin Pascha — Er hält immer noch die Aequatorial-Provinz — Bekämpft die Mahdisten — Emin versucht zu entkommen — Es gelingt ihm nicht — Läßt Hauptmann Casati zu Karague — Die Bildung der Expedition zur Befreiung Emin Paschas — Stanley übernimmt das Kommando.

Nach dem Fall von Chartum glaubte man lange Zeit, daß Emin entweder tot, oder vom siegreichen Mahdi gefangen genommen sei, und obgleich von Zeit zu Zeit unbestimmte Nachrichten einliefen, daß er immer noch seine Provinz für die ägyptische Regierung halte, so ward dies erst außer allen Zweifel gesetzt, als Herr Allen, der Sekretär der „British and Foreign Anti-Slavery Society“ Ende Oktober 1886 einen Brief von Emin erhielt, aus dem hervorging, daß er immer noch aushalte, jedoch sehr in Not sei und Hilfe dringend bedürfe.

Nachfolgendes ist die Uebersetzung des Briefes an Herrn Allen, der am 29. Oktober 1886, also beinahe zehn Monate nachdem er geschrieben war, in der „Times“ erschien.

„Wadelai, den 31. Dezember 1885.

Lieber Herr Allen,

Sie haben mir von jeher so viel Interesse und Sympathie gezeigt, daß ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen möchte, ohne Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Sie haben mich

sicher schon lange für tot oder gefangen gehalten, und Sie hatten auch allen Grund dazu. Aber durch des Allmächtigen Güte ist es mir gelungen, diesem Schicksal zu entgehen, und Sie sehen mich jetzt im Begriff, eine Straße für den Briefverkehr zu eröffnen. Ich habe das Glück gehabt, noch einmal in meine alten freundschaftlichen Beziehungen zu Kaba Rega, dem Fürsten von Unjoro, treten zu können, und ich zweifle nicht an dem Gelingen meines Versuches. Ich hoffe also, daß dieser Brief über Uganda und Zanzibar glücklich in Ihre Hände gelangen wird — allerdings ist dies ein großer Umweg, aber der einzige, der uns noch frei steht.

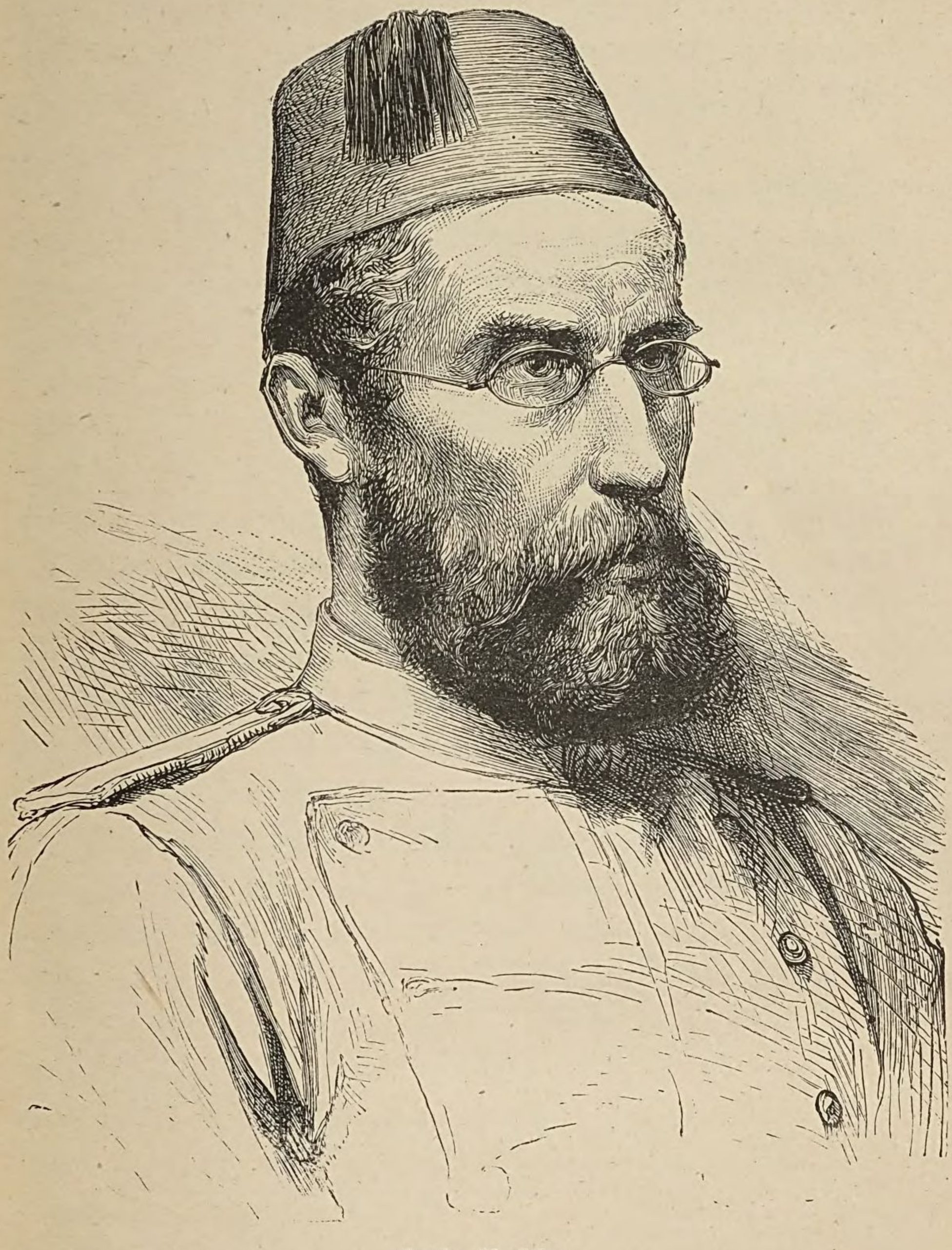
Seit Mai 1883 ist uns jeglicher Verkehr mit der Welt abgeschnitten. Von der Regierung vergessen und aufgegeben, waren wir gezwungen, aus der Not eine Tugend zu machen. Seitdem Bahr-Ghazal besetzt worden ist — ich will nicht sagen besiegt, denn die Provinz wurde durch Verrat genommen — sind wir heftig angegriffen worden, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen die wunderbare Anhänglichkeit meiner schwarzen Truppen während eines langwierigen Krieges, der ihnen wenigstens keine Vorteile bot, beschreiben soll. Lange Zeit das Notwendigste entbehrend, ohne jeglichen Sold, haben meine Leute heldenmütig gekämpft, und als endlich der Hunger sie zu sehr schwächte, — als nach neunzehn Tagen unbeschreiblichen Elends ihre Kräfte erschöpft waren, als das letzte Stückchen Leder vom letzten Stiefel aufgegessen war — da haben sie sich noch mitten durch den Feind durchgeschlagen, und es ist ihnen geglückt, sich zu retten. All dieses Ungemach ertrugen sie ohne jeglichen „arrière pensée“, ohne die geringste Hoffnung auf irgend eine nennenswerte Belohnung, nur von ihrem Pflichtgefühl und dem Wunsche beseelt, sich dem Feinde als tapfere Leute zu zeigen. Wenn ich je meine Zweifel über die Neger gehabt habe, so konnte mir die Geschichte der Belagerung von Amadi beweisen, daß die Rasse der Schwarzen an Tapferkeit und Mut keiner andern nachsteht und an Aufopferung und Selbstverleugnung manche übertrifft. Ohne von tüchtigen Offizieren befehligt

worden zu sein, haben diese Männer Wunder vollbracht und es wird der ägyptischen Regierung wohl sehr schwer fallen, meinen Offizieren und Soldaten in würdiger Weise ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Bis jetzt haben wir für unser täglich Brot gearbeitet, und der gütige Gott, der uns bis heute sichtlich beschützt hat, wird sich unser auch in Zukunft annehmen.

In Aegypten und Chartum wird man uns wohl für tot halten und uns deshalb keinen Dampfer geschickt haben. Ohne daß ich dieses Im-Stichlassen zu streng beurteilen und mich darüber beschweren möchte, — denn ich bin an ein derartiges Benehmen seitens der Regierung gewöhnt, — kann ich Sie versichern, daß ich, selbst wenn Chartum genommen und keine Hilfe aus dem Norden mehr zu erwarten ist, Mittel und Wege finden werde, zu entkommen. Ich erwarte nur noch die Antwort der Missionare in Uganda, die mir berichten werden, ob Chartum noch steht oder nicht. Kaba Rega kann ich nur mein höchstes Lob spenden. Auf mein Ersuchen hat er mir schon zweimal Leute geschickt, und durch seine Güte wurde es mir möglich, eine geringe Menge Stoff anzuschaffen, um diesen unter meine Armee zu verteilen. Auch in diesem Falle hat sich der Neger als ein guter und wertvoller Bundesgenosse erwiesen. Als ich vor acht Jahren Kaba Rega besuchte, dachte ich schwerlich daran, daß ich mich dereinst auf seine Hilfe und Freundschaft würde verlassen müssen. Nichtsdestoweniger wurde ich hierzu genötigt und was mehr sagen will, der Neger hat sich meiner freundlich erinnert, ist seinem früheren Freunde zu Hilfe geeilt und hat ihm seine Gastfreundschaft und seine Unterstützung angeboten."

Emin fügt hinzu: „Wir wollen hoffen, daß dereinst die Verbindung mit Chartum wiederhergestellt wird; dann will ich öfter an Sie schreiben."

Ende 1886 versuchte Emin wirklich zu entkommen, es gelang ihm aber nicht. Er besuchte Uganda, aber König M'wanga gestattete ihm und seinen Begleitern nicht, durch sein Gebiet zu marschieren.



Emin Paſcha.

Emin versuchte darauf, Vorkehrungen für seinen Marsch durch Karague, am westlichen Ufer des Victoria Njanza, zu treffen; da aber dies auch fehlschlug, kehrte er nach Wadelai zurück, nachdem er eine Abteilung Soldaten unter Hauptmann Casati, seinem einzigen noch übrigen europäischen Genossen, dort zurückgelassen hatte.

Nach Empfang dieses Briefes und eines andern von Herrn Felkin, der Emin in Wadelai besucht hatte, wandten sich die „British and Foreign Anti-Slavery-Society“ und die „Scottish Geographical Society“ an die englische Regierung, mit der Bitte, daß dem Emin Pascha Hilfe irgend welcher Art gesandt werden möchte. Die ägyptische Regierung bot 10000 Pfund Sterling als Beitrag zu einer etwaigen Expedition, die zur Befreiung Emin Paschas ausziehen würde. Es wurde sodann das sogen. „Emin-Pasha-Relief-Comittee“ gebildet, an dessen Spitze Herr (nunmehr Sir) William Mackinnon stand; das Geld zur Bestreitung der Mehrkosten, über den Betrag der von Aegypten bewilligten Summe hinaus, wurde von Privatleuten gezeichnet. Es muß jedenfalls eine sehr große Summe gewesen sein, aber ihr Betrag ist nie bekannt geworden.

Stanley, der nach seiner Rückkehr vom Congo nach Amerika gegangen war, wurde ersucht, die Leitung der Expedition zu übernehmen, was er denn auch that.

Viertes Kapitel.

Stanleys Leben.

Seine früheste Jugend — Er läuft von der Schule weg — Sein Temperament und Aussehen — Arbeitet sich nach Amerika durch — Findet Beschäftigung — Von seinem Brotherrn adoptiert — Nimmt den Namen Stanley an — Sein Herr stirbt — Stanley wieder beschäftigungslos — Nimmt Dienste bei den Konföderierten — Wird gefangen genommen — Rückkehr nach England — Geht wieder nach Amerika — Geht zur föderalistischen Marine — Wird Berichterstatter im „Fernen Westen" — Er wird vom „New York Herald" angestellt — Geht nach Abessinien — Bürgerkrieg in Spanien — Seine historische Unterredung mit Herrn Gordon Bennett — „But find Livingstone".

Man stritt sich längere Zeit, welches Land Stanley seinen Sohn nennen dürfte, ob Großbritannien oder Amerika; nunmehr ist aber seine Nationalität zweifellos festgestellt.

Er wurde 1840 zu Denbigh im Norden von Wales geboren; sein Vater hieß Rowlands und er wurde John getauft. Wie dann aus John Rowlands „Henry Morton Stanley" geworden ist, werden wir später sehen. John Rowlands wurde in sehr bescheidenen Verhältnissen geboren; als sein Vater ungefähr zwei Jahre nach seiner Geburt starb, war seine Mutter genötigt, in Dienst zu treten und den Knaben einer Nachbarin in Obhut zu geben. Nach ungefähr zwei Jahren waren die Mittel zu seinem Unterhalte erschöpft und er wurde nun in die Armenhaus-Schule zu St. Asaph, einige Stunden von seinem

Geburtsorte entfernt, gebracht. Es gereicht Herrn Stanley zum großen Verdienste, daß er von der untersten Lebensstufe es durch seine Ausdauer und seinen Mut so weit gebracht hat, daß er jetzt auf dem Gipfel des Ruhmes steht. In der Schule zu St. Asaph blieb er zehn Jahre lang, wo er, soviel man über seinen Charakter erfahren konnte, schon diejenigen Fähigkeiten an den Tag legte, die den geborenen Anführer kennzeichnen.

Schon damals hatte er einen ausgeprägten Eigenwillen, wozu sich noch jener scharfsinnige Verstand und muntere Sinn gesellten, die ihm bei manchem beschwerlichen Marsche so zu statten kamen. Es ist bemerkenswert, von welch heiterer, fröhlicher Zuversicht alle seine Briefe durchdrungen sind, obgleich oft unter Umständen geschrieben, unter denen die größere Mehrzahl von Männern ihre Aufgabe als hoffnungslos aufgegeben hätten. Es sei noch erwähnt, daß er in der Schule große Vorliebe für Geographie und Arithmetik vor allen andern Fächern an den Tag legte, welcher Vorzug wohl schon auf seinen künftigen Beruf hindeutete.

Aus irgend einem Grunde lief er aus der Schule fort und erhielt unter seinem Vetter, der Lehrer an einer National-Schule war, eine Stelle als Unter-Lehrer. Man erzählt von ihm, daß er zu dieser Zeit „ein dickköpfiger verschlagener Bursche war, hartnäckig, eigenwillig und unnachgiebig; mit einem vollen, runden Gesicht. Sein Oberkörper war besonders stark ausgebildet, aber seine Beine hatten nicht viel Form oder Eleganz, da sie unverhältnismäßig kurz waren. Er war von ungewöhnlich empfindlicher Natur und konnte es absolut nicht vertragen, wenn man sich im geringsten über ihn lustig machte, auch verstand er keinen Spaß." Es ist nicht zu verwundern, daß ein Jüngling von solchem Temperament nicht lange als Lehrer in einer Volksschule blieb. Da er alle Bücher über fremde Länder und über die Abenteuer von Forschungsreisenden, die er nur bekommen

konnte, gelesen hatte, so wurde er von dem feurigen Wunsche durchdrungen, mit ihren Heldenthaten zu wetteifern. Er verließ also die Schule und wanderte mit beinahe ganz leeren Taschen nach Liverpool, von welchem Hafenplatz aus er sich als Schiffsjunge auf einem Segelboot eine freie Fahrt nach New-Orleans verdiente. Gleich nach seiner Ankunft dort suchte er sich Arbeit und war so glücklich, bald Beschäftigung in dem Komptoir eines Kaufmanns Namens Stanley zu finden.

John Rowlands hatte in Herrn Stanley zuerst einen Freund, dann aber einen zweiten Vater gefunden, denn der Junge gefiel Herrn Stanley, der keine Kinder hatte, so gut, daß er ihn adoptierte; und so nahm der bisherige John Rowlands den Namen Henry Morton Stanley an — welcher Name als der eines der größten aller Afrikareisenden auf die Nachwelt überliefert werden wird. Doch leider sollte der junge Stanley, der sich auf Lebzeiten für geborgen halten mochte, die Unbeständigkeit menschlicher Verhältnisse bitter empfinden; sein Prinzipal, der ihn zu seinem Erben zu machen beabsichtigt hatte, starb plötzlich ohne Testament, die Verwandten des Verblichenen beanspruchten alles Vermögen, und so sah sich der junge Mann plötzlich wieder in die kaltherzige Welt hinausgeworfen und ganz auf sich selber angewiesen.

Was er in den nächsten paar Jahren getrieben hat, ist uns unbekannt geblieben. Als aber der Bürgerkrieg in Amerika ausbrach, wird man leicht begreifen, daß Stanley, dem ein gewaltiger Trieb nach Abenteuern angeboren war, nicht ruhig zusehen könne, sondern sich sicherlich an dem Kampfe beteiligen werde.

Er schloß sich denn auch der Armee der Konföderierten unter General Johnstone an und kämpfte in verschiedenen Gefechten mit, bis er in der Schlacht bei „Pittsburg Landing“ gefangen genommen wurde. Es gelang ihm zu entkommen, indem er unter heftigem Geschoßhagel über einen Fluß schwamm, und

bald darauf kehrte er nach England zurück. Aber er blieb nicht lange dort, denn der einmal gewonnene Geschmack am Gefecht und seine Abenteuerliebe ließen ihm keine Ruhe; abermals ging er nach Amerika.

Die Ueberfahrt dorthin verdiente er sich wieder, gelangte aber diesmal nach New-York und befand sich als Ex-Konföderierter in einem föderalistischen Staat in einer ziemlich ungeschickten Lage. Jedoch Stanley löste diese Schwierigkeit bald dadurch, daß er zur föderalistischen Flotte ging, bei der er bis zum Ende des Krieges blieb. Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß er sich während seines Dienstes bei der Flotte durch Mut und Kühnheit auszeichnete.

Nach Beendigung des Krieges wurde er Berichterstatter einiger amerikanischen Zeitungen bei einer militärischen Expedition gegen die Indianer im „Fernen Westen". Nach seiner Rückkehr wurde er vom „New York Herald" als reisender Korrespondent angestellt, was für Stanley eine höchst angemessene Beschäftigung war. Er war noch nicht lange beim „New York Herald" thätig gewesen, als er den Auftrag erhielt, nach Abessinien zu gehen, um über die Operationen der englischen Armee Bericht zu erstatten, die unter dem Kommando von Sir Robert Napier dorthin geschickt worden war; desselben, der später wegen seiner Erfolge in diesem Kriege zum „Peer" ernannt wurde mit dem Titel: „Lord Napier of Magdala".

Dies waren Stanleys erste Erfahrungen in Afrika, und der Besitzer des „New York Herald" war so zufrieden mit ihm, daß er ihn bald nach seiner Rückkehr aus Abessinien nach Spanien als Berichterstatter während des Bürgerkrieges sandte, wo er zum zweitenmale wahrnehmen konnte, mit welcher Rohheit und Erbitterung ein Krieg zwischen Bürgern desselben Landes geführt wird. — Und jetzt kommen wir zu dem vielleicht allerwichtigsten Punkt in Stanleys ganzer Laufbahn.

Am 16. Oktober 1869 telegraphierte Herr James Gordon Bennett, der Sohn des Besitzers des „New York Herald“ von Paris aus an Stanley: „Kommen Sie wegen wichtiger Geschäfte nach Paris.“ Sofort nach Empfang dieser Depesche verließ Stanley Madrid und fuhr nach Paris, wo er, trotz der späten Nachtstunde, sogleich in Herrn Bennetts Hotel ging. Die Unterhaltung zwischen beiden, die jetzt geschichtliche Bedeutung erlangt hat, ist wohl der genauen Wiedergabe wert, und zwar am besten in Stanleys eigenen Worten. Er sagt:

„Ich ging sogleich zum Grand Hotel und klopfte an die Thür von Herrn Bennetts Zimmer.

„Herein!“ hörte ich eine Stimme rufen.

Bei meinem Eintritt fand ich Herrn Bennett im Bette.

„Wer sind Sie?“ fragte er.

„Mein Name ist Stanley,“ antwortete ich.

„O, ja! Setzen Sie sich. Ich habe Wichtiges für Sie zu thun. Wo glauben Sie, daß Livingstone ist?“

„Ich weiß wirklich nicht, mein Herr.“

„Glauben Sie, daß er noch lebt?“

„Kann sein, oder auch nicht,“ antwortete ich.

„Nun, ich glaube, daß er lebt und daß er gefunden werden kann, und ich beabsichtige, Sie abzuschicken, um ihn zu suchen. Natürlich können Sie ganz nach Ihrem eigenen Ermessen handeln und thun, was Sie für das Beste halten, „but find Livingstone“. („Aber finden Sie Livingstone!“)

Stanley sprach darauf von den großen Kosten einer solchen Reise, doch Herr Bennett sagte: „Ziehen Sie tausend Pfund, und wenn Sie damit fertig sind, ziehen Sie wieder tausend, wenn das ausgegeben ist, noch tausend, und wenn Sie damit zu Ende sind, weitere tausend u. s. w. ‚But find Livingstone!‘“

Man wird sich erinnern, daß man seit zwei Jahren nichts mehr von Livingstone gehört hatte und daß dessen Schicksal große Unruhe hervorrief. Man sprach sehr viel davon, eine englische

Expedition auszurüsten; aber ehe irgend etwas derartiges zustande kam, wurde bekannt, daß der Besitzer des „New York Herald“ beschlossen habe, Stanley auszuschicken, um Livingstone zu suchen. Eine Expedition zu demselben Zweck war schon früher ausgesandt worden, aber ohne Erfolg. Die Ehre, diesen großen und vortrefflichen Mann, dessen Name stets mit den edelsten und tapfersten Söhnen Englands genannt werden wird, aufgefunden zu haben, wurde Henry M. Stanley zu teil.

Fünftes Kapitel.

Stanleys Leben.

(Fortsetzung.)

Stanleys Ankunft in Zanzibar — Er erreicht die Ostküste — Nachrichten von Livingstone — Wege in Afrika — Stanley zum erstenmal am Fieber erkrankt — In der Wüste — Ein Land des Ueberflusses — Luxuriöses Leben in Central-Afrika — Er schließt sich den Arabern gegen Mirambo an — Das Resultat — Kalulu — Ein afrikanischer Häuptling — Ein Gespräch — Erreicht Udjiji — Begegnung mit Livingstone — Vereinigte Erforschung des Tanganjika-Sees — Livingstone und Stanley kehren nach Unianyembe zurück — Ihre Trennung — Stanley erreicht glücklich Zanzibar — Rückkehr nach Europa.

Stanley kam auf seiner Expedition zur Aufsuchung Livingstones am 6. Januar 1871 in Zanzibar an. Ehe er seine Reise in den „Schwarzen Erdteil" antrat, traf er hier zuerst alle seine Vorkehrungen. Er hatte das Glück, einige Männer in seinen Dienst zu stellen, welche schon mit Speke, Grant und Burton gewesen waren, und warb außerdem noch eine Anzahl andrer an, im ganzen ungefähr 180 Mann; 150 von ihnen sollten als Träger solcher Waren dienen, die notwendig sind, um die Häuptlinge der Gebiete zu gewinnen, durch die sie marschieren müßten, und auch um sie gegen Lebensmittel zu vertauschen.

An der Ostküste angelangt, machte sich Stanley auf den Weg nach dem Tanganjika-See, da Gerüchte zu ihm gedrungen waren, daß sich ein weißer Mann irgendwo in der Nachbar-

schaft dieses Sees aufhalte. Das Gebiet, das er zu durchwandern hatte, war meist fruchtbar; aber man darf sich dadurch nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß er eine leichte oder angenehme Reise gehabt hätte, denn die Landstraßen in jener Gegend von Afrika bestehen nur aus Fußwegen, von ca. einem engl. Fuß Breite. Professor Drummond sagt in seinem Buche „Tropical Africa“: „Sie sind wie die Wege der alten Römer; sie laufen schnurstracks geradeaus, über Berg und Thal und alle Hindernisse hinweg und wenden sich nirgends beiseite, zu Atem kommen zu lassen.“ Welche Erfahrung Prof. Drummond gehabt haben mag, kann der Verfasser dieses Buches nicht wissen; aber seine eigenen Erfahrungen sowohl in Central-, wie in Süd-Afrika sind in dieser Hinsicht ganz entgegengesetzte; denn selbst die Wurzeln eines Baumes sind imstande, einen Weg, der nur durch das fortwährende Hin- und Hergehen der Eingebornen entsteht, von seiner geraden Richtung abzulenken. Verfasser hat immer die Wege der Eingebornen sehr weitschweifend gefunden. Man wird daher recht wohl einsehen, daß Stanley nicht sehr schnell vom Fleck zu kommen vermochte. In Muhalleh erhielt Stanley die erste Auskunft über Livingstone; ein arabischer Scheich erzählte ihm, er habe Livingstone bei Udjiji gesehen, wo er in einer Hütte wohne; er sehe recht alt und kränklich aus und sein Haar sei ganz weiß. Stanley hatte sich vorher schon beeilt, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, aber diese Nachricht veranlaßte ihn zu noch größerer Anspannung aller Kräfte. Doch war ihm das Schicksal diesmal nicht hold. Er bekam jetzt seinen ersten Anfall von afrikanischem Fieber und dann trat die Regenzeit ein, die das Thal von Makata, das er passieren mußte, in einen wahren Sumpf verwandelte. Hierdurch wurde sehr viel Krankheit unter seinen Leuten hervorgerufen; auch wurden viele Ballen Tuch, Kisten mit Lebensmitteln, ja sogar das Pulver durch die Schuld der Träger durchnäßt.

Dies alles muß sehr entmutigend für Stanley gewesen sein; aber nichtsdestoweniger marschierte er guten Mutes weiter und versuchte die Schritte seiner Leute möglichst zu beschleunigen.

Am 4. Mai erreichte er Rehenneko, wo er sich wieder auf höher gelegenem Terrain befand, und diese Veränderung trug wesentlich dazu bei, die Gesundheit seiner Leute wieder herzustellen; die Parole hieß immer noch „Vorwärts".

Nachdem er das Thal des Mukondkwa passiert hatte, stieß er auf eine seiner Karawanen, die er einen Monat vor seiner eigenen Abreise vorausgeschickt hatte. Er erreichte die Gebirgskette von Mpwapwa, die ungefähr 6000 Fuß hoch ist, und gelangte bald darauf in die wüste Ebene von Marenga Mkali, auf deren wasserlosem dürren Erdboden kein Baum wächst. Nachdem sie diese Wüste durchschritten hatten, kamen sie in das Land Ugogo, wo von allem Ueberfluß vorhanden war. Stanley hatte gehofft, mit leichter Mühe durch dieses Land reisen zu können, aber er hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht, oder vielmehr ohne seine Wirte, die da kommen sollten.

Der Häuptling eines jeden Dorfes, durch das sie zogen, verlangte Tribut, ehe die Karawane die Erlaubnis erhielt, weiter zu gehen, und da ihre Forderungen höchst unverschämt waren, dauerte es oft Stunden, bis sie das annehmen wollten, was Stanley zu geben geneigt war. Natürlich hielt dies die Karawane sehr auf, und man wird es begreiflich finden, daß Stanley hocherfreut war, als er am 7. Juni die Grenzen von Njanzi überschritt, trotzdem er nun in ein Land kam, das in betreff seiner Fruchtbarkeit durchaus nicht mit Ugogo zu vergleichen war; aber die Ruhe vor den ewigen Belästigungen glich den geringeren Reichtum an Lebensmitteln bei weitem wieder aus.

Stanley schlug nun die Richtung nach Mgongo Tembo ein, das zur Zeit von Speke und Burton eine blühende Stadt, umgeben von wohlbebautem Lande, gewesen war. Jetzt fand er nur eine Masse von geschwärzten Ruinen, das Resultat

der Verwüstungen seitens der Sklavenjäger, und beim Weitermarsch wurde er noch mancher Spuren dieser Teufel in Menschengestalt gewahr.

Da er hier keine Ruhe fand, drängte er weiter nach Unianyembe, dem Centraldistrikt von Unyamwezi, einem fruchtbaren Lande mit einigen kleinen Gewässern, die sich hauptsächlich in den Tanganjika-See ergießen. Die Bewohner dieses Teils von Afrika sind gut entwickelte, unternehmende und fleißige Leute, auch ebenso gute Händler, wie Reisende; sie werden oft von den Arabern als Träger bei den Karawanen benützt, die sie an die Küsten senden. Aber auch sie haben schon unter den Einfällen der barbarischen Sklavenjäger gelitten. Speke und Burton und später Speke und Grant haben monatelang zu Tabora gelebt, einer der größten Niederlassungen in Central-Unianyembe. Stanley schlug sein Lager zu Kwihara im Süden auf.

In Unianyembe traf Stanley die andern drei Karawanen an, die er abgeschickt hatte, ehe er selbst die Küste verließ, und auch eine Karawane, die Sir John Kirk, der britische Konsul in Zanzibar, einige Monate früher zur Befreiung Livingstones abgeschickt hatte. Stanley nahm die Briefe für Livingstone, die der Karawanenführer bei sich hatte, in Verwahrung; er sah auch nach den Waren und sorgte dafür, daß sie schließlich an Livingstone abgeliefert wurden.

Es fällt sehr auf, daß man in Unianyembe, das doch beinahe in der Mitte von Central-Afrika gelegen ist, sämtliche Luxusgegenstände von Aegypten, Zanzibar und Arabien in den Häusern der Araber vorfindet. Natürlich sind die meisten reiche Männer, aber es ist doch eigentümlich, daß man in Central-Afrika Häuser mit persischen Teppichen, silbernem Geschirr und andern Luxusgegenständen antrifft — umfassende Harems nicht zu vergessen.

Hier in Unianyembe beging Stanley einen Fehler, den er

später schwer zu büßen hatte. Da ihn einmal sein Los mit den Arabern zusammengeführt hatte, unterstützte er diese im Kampfe gegen Mirambo, einen Nachbarfürsten, mit dem sie im Streit lagen. Stanley hatte gethan, was er für das Beste hielt, aber die Folgen davon waren höchst mißlich für ihn. Vom Fieber darniedergestreckt und von den Arabern im Stich gelassen, entkam er einer Gefangennahme seitens Mirambo nur mit Mühe. Und dies war für die Expedition um so störender, als der direkte Weg nach Udjiji durch Mirambos Gebiet führte und Stanley folglich gezwungen wurde, einen Umweg einzuschlagen, der beinahe gerade so gefährlich war, wie ein Durchmarsch durch Mirambos Land selbst.

Ehe er wegging, schenkte ihm ein Araber einen jungen Sklavenknaben, den er wegen seiner Behendigkeit und Anmut „Kalulu" (Antilope) nannte, und dies war der Knabe, den er in seinem später veröffentlichten Buche, „Mein Kalulu" betitelt, verewigt hat. Stanley beschloß, da der Weg, den er nun nach Udjiji eingeschlagen hatte, höchst gefahrvoll war, sein Gefolge möglichst zu verringern. Er ließ daher diejenigen von seinen Leuten, die er für untauglich hielt, und den größten Teil seines Gepäcks in Unianyembe und brach am 27. September nach Udjiji auf.

Unter andern Hindernissen und Schwierigkeiten war besonders störend sein Aufenthalt in Mangara, dessen Sultan Stanley absolut nicht gestatten wollte, durch sein Gebiet zu marschieren. Er wollte auch keinem seiner Leute gestatten, Lebensmittel an Stanley und seine Begleiter zu verkaufen. Es gelang jedoch Stanley, ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm viele kostbare Geschenke machte. Er erzählt folgendes über den Besuch des Sultans in seinem Lager, und da dieser Bericht eine außerordentlich gute Charakteristik dieser kleinen Könige giebt, die eigentlich doch nicht viel mehr als Häuptlinge ihres Stammes sind, wird er vielleicht hier von Interesse sein.

Stanley schreibt: „Der Fürst, ein großer, kräftiger Mann, und seine Würdenträger wurden aufgefordert, sich zu setzen. Es ist kaum möglich, den Blick befriedigten Erstaunens zu beschreiben, den sie auf mich, mein Gesicht, meine Kleider und meine Gewehre warfen. Sie betrachteten mich ein paar Sekunden mit gespannter Aufmerksamkeit, sahen sich dann gegenseitig an und brachen schließlich in ein unbändiges Gelächter aus, wobei sie wiederholt mit den Fingern schnalzten. Sie sprachen die Kinyamwezi-Sprache und ich ersuchte meinen Dolmetscher Mayanga, dem Häuptling meine große Freude auszudrücken, seine Bekanntschaft zu machen. Bald ersuchte mich der Häuptling, ihm meine Gewehre zu zeigen. Meine Mitrailleuse und meine Winchesterbüchse entlockten dem aufgeregten Manne tausend begeisterte Schmeicheleien, und der kleine, todbringende Revolver, dessen Schönheit und wunderbare Arbeit er für übermenschlich hielt, riefen solche befriedigte Beredsamkeit bei ihm hervor, daß ich große Lust bekam, es mit etwas andrem zu versuchen. Die Doppelflinte, stark geladen und abgefeuert, machte ihn mit Entsetzen aufspringen, worauf er sich wieder hinsetzte und vor Lachen beinahe erstickte. Als nun der Enthusiasmus meiner Freunde immer größer wurde, packten sie gegenseitig ihre Zeigefinger und fingen an, sie zu drehen und zu ziehen, bis ich fürchtete, sie würden sie verrenken. Nachdem ich ihnen den Unterschied zwischen Weißen und Arabern erklärt hatte, holte ich meine Reiseapotheke heraus, die wiederum tiefe Seufzer beim Anblick der langen Reihe Flaschen in ihnen hervorrief.

Der Häuptling fragte mich, zu was sie wären.

„Dowa," antwortete ich — „Medizin."

„A—ah! A—ah!" riefen sie bewundernd aus.

„Hier," sagte ich, indem ich eine Flasche Medizinal-Cognac öffnete, „dies ist Kisungu pombe (das Bier der Weißen); versuchen Sie mal einen Schluck," setzte ich hinzu, indem ich ihm die Flasche reichte.

„Hatsch, hatsch, ah hatsch! was! he! was für starkes Bier die Weißen trinken! Wie mein Hals brennt!“

„Aber es ist sehr gut,“ sagte ich, „ein wenig macht Leute stark und gut; aber zu viel macht sie schlecht und sie sterben.“

„Laßt mich versuchen,“ rief einer der Herren; „und mich!“ „und mich!“ „und mich!“ sobald jeder gekostet hatte. Darauf zeigte ich eine Flasche konzentrierten Ammoniak vor; der, wie ich ihnen erklärte, ein Mittel gegen Schlangenbisse und Kopfschmerzen sei. Der Sultan beklagte sich sogleich über Kopfschmerzen und wollte etwas davon haben. Ich hieß ihn seine Augen schließen und hielt plötzlich die geöffnete Flasche unter die Nase Sr. Majestät. Der Effekt war staunenerregend: er fiel zurück wie totgeschossen! und die Krümmungen und Windungen seiner Glieder sind unbeschreiblich. Sein Hofstaat schüttelte sich vor Lachen; sie zwickten sich und schnalzten mit den Fingern. Ich glaube sicher, daß, wenn solch eine Scene auf irgend einer Bühne der Welt aufgeführt würde, sämtliche Zuschauer — falls sie es so gesehen, wie ich es sah — gelacht haben würden, bis sie Krämpfe bekommen hätten. Endlich erholte sich der Sultan; große Thränen rollten an seinen Backen herunter und seine Gesichtsmuskeln zitterten vor Lachen. Darauf sprach er langsam das Wort „Kali“ aus, d. h. heiße, starke, scharfe oder brennende Medizin. Er hatte genug, aber die andern drängten sich vor, um ein einzigesmal riechen zu dürfen, worauf sie jedesmal wieder in tolles Lachen ausbrachen. Der ganze Vormittag verging mit diesem offiziellen Besuch zur allgemeinen Befriedigung sämtlicher Beteiligten.

„Oh,“ sagte der Sultan beim Weggehen, „diese Weißen wissen doch alles; die Araber sind nichts im Vergleich zu ihnen.“

Dieser Zwischenfall, wie ihn Stanley erzählt, zeigt deutlich, wie kindisch die Bewohner von Central-Afrika sind, und sollte alle jene Erzählungen über den Stoizismus der noch nicht von der Kultur beleckten Wilden Lügen strafen.

Landschaft in Unjamwesi.

Trotz ihres kindischen Gemüts sind sie grausam und unbarmherzig, und obgleich selbst höchst empfindlich gegen Schmerz, sehen sie mit der größten Kaltblütigkeit den Schmerzen und Leiden ihrer Stammesgenossen zu.

Im November erhielt Stanley Nachricht von einem Karawanenführer, daß ein Weißer in Udjiji sei, der gerade von einer langen Reise dorthin zurückgekehrt wäre. Diese Nachricht trieb zu noch größerer Eile an. Dadurch, daß er seinen Leuten Geschenke gab und den Häuptlingen der Gebiete, durch die er marschierte, sehr hohe Abgaben bezahlte, gelang es Stanley, am 10. November sein Ziel — Udjiji — erblicken zu können. Seine Empfindungen und Gefühle beim Anblick des Tanganjika-Sees zu seinen Füßen, 635 Tage nach seiner Abreise von Bagamojo, wird man sich leicht vorstellen können.

In einem solchen Moment des glücklichen Gelingens mußte er die vielen traurigen Tage und bangen Nächte, die er durchgemacht, die vielen Entbehrungen und Gefahren, die er und seine Leute während der langen Reise erduldet hatten, vergessen. Er stellte nun seine Leute in Ordnung auf, und zeigte durch Hörnerschall und Büchsenschüsse seine nahe Ankunft an. Die Einwohner kamen ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, und unter ihnen war auch Susi, Dr. Livingstones Diener, der berichtete, daß sein Herr in Udjiji sei, daß es ihm aber, was seine Gesundheit betreffe, recht schlecht gehe.

Die Nachricht von Stanleys Ankunft verbreitete sich, wie alle Neuigkeiten in Afrika, mit wunderbarer Geschwindigkeit und die arabischen Häuptlinge erwarteten ihn vor Livingstones Haus. Stanley schreibt in seinem Bericht über seine Begegnung mit Livingstone:

„Ich schob die Menge zurück und arbeitete mich, da ich von ganz hinten vordrang, durch eine lebendige Allee von Menschen bis an einen Halbkreis von Arabern hin, vor deren Mitte der Weiße mit seinem grauen Barte stand. Als ich mich ihm langsam

näherte, bemerkte ich, daß er blaß und sehr angegriffen aussah, einen grauen Bart trug und eine bläuliche Mütze mit einem verblichenen goldenen Rand; er hatte eine Weste mit roten Aermeln an und ein Paar graue Tuchhosen. Ich wäre auf ihn zugelaufen, aber ich war ein Feigling in Gegenwart von einem solchen Volkshaufen — hätte ihn umarmen mögen, doch da er ein Engländer war, wußte ich nicht, wie er mich aufnehmen würde; daher that ich, was mir in meiner Feigheit und falschen Scham das Beste dünkte — ich ging gelassen auf ihn zu, nahm meinen Hut ab und sagte:

„Dr. Livingstone, vermute ich?"

„Ja," sagte er mit einem freundlichen Lächeln, indem er seine Mütze ein wenig hob.

Ich setze meinen Hut wieder auf und er seine Mütze, wir schütteln uns die Hände, und dann rufe ich laut:

„Ich danke meinem Schöpfer, Doktor, daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen."

Die nächsten paar Tage brachten die beiden Weißen mit gegenseitigen Erzählungen der Gefahren, die sie durchgemacht hatten, zu. Livingstone war imstande, mit einem großen Vorrat aufzuwarten, der die Ergebnisse seiner Erfahrungen, seitdem er im Jahre 1866 Zanzibar verlassen hatte, enthielt. Man wird sich erinnern, daß auf einer seiner Expeditionen seine Leute ihn verließen und, um ihre eigene Schlechtigkeit zu verbergen, ein Gerücht über seinen Tod verbreiteten, das sich nachher als unbegründet erwies. Es ist nicht Aufgabe dieses Buches, die Erfahrungen Livingstones, soweit sie sich nicht auf Stanley beziehen, zu berichten; sonst würde es ein großes Vergnügen gewähren, die Abenteuer dieses wirklich heldenhaft großen Mannes, zu Wasser und zu Land, zu erzählen.

Als Stanley in Udjiji ankam, war Dr. Livingstone erst seit kurzem von dem etwa 700 englische Meilen entfernten Manyema zurückgekehrt, und war in großer Not, denn die Waren, die

er bei seiner Rückkehr in Udjiji vorzufinden gehofft hatte, waren von ihren Trägern vergeudet worden, die sich mit der Nachricht von Livingstones Tode begnügt hatten, besonders da diese Annahme für sie recht bequem war. Es war ihm dadurch jede Möglichkeit genommen, seine Forschungen fortzusetzen. Glücklicherweise erschien nun gerade Stanley in dem Augenblicke, als die Not des Doktors ihren Höhepunkt erreicht hatte, und so konnte er alle seine Bedürfnisse befriedigen.

Bald darauf schlug Stanley Livingstone eine gemeinsame Expedition nach dem nördlichen Ende des Tanganjika-Sees vor, um festzustellen, ob sich der Fluß Rusizi in den Tanganjika-See ergösse.

Der Vorschlag kam bald zur Ausführung und es ergab sich, daß der Rusizi wirklich in den Tanganjika-See fließt. Hierdurch wurden alle jene Zweifel aufgehoben, die man früher darüber gehabt hatte, ob er sich in den Victoria Njanza ergösse oder nicht. Viele nahmen an, daß der Rusizi die beiden Seen verbände; aber diese gemeinschaftlich von Livingstone und Stanley gemachte Entdeckung bewies das Gegenteil.

Der Zweck der Expedition, nämlich die Auffindung Livingstones, war also erreicht; aber der Doktor weigerte sich, nach England zurückzukehren, bevor er sich darüber Sicherheit verschafft hätte, ob der Lualaba der Oberlauf des Nil sei, oder ob er sich scharf nach Westen wende und als Congo in den Atlantischen Ocean fließe. Livingstone neigte sich der Ansicht zu, daß der Lualaba der Anfang des Nil sei; leider lebte er nicht lange genug, um seinen Irrtum einzusehen.

Während Stanley noch bei Livingstone in Udjiji war, schrieb letzterer die Ergebnisse seiner Reise nieder, und Stanley nahm sie mit sich nach England, da der Doktor es vorzog, in Afrika zu bleiben, bis er den Lualaba bis zu seiner Mündung verfolgt hätte.

Auf dieser Reise verlor er sein Leben, und es war Stanley

vorbehalten, die Identität des Flusses Lualaba mit dem Congo, als welcher er sich in den Atlantischen Ocean ergießt, festzustellen.

Livingstone begleitete Stanley auf seiner Rückreise bis Unianyembe, wo man den größten Teil von Stanleys und Livingstones Vorräten zurückgelassen hatte. Sie verließen Udjiji am 27. Dezember, schlugen einen andern Weg ein, als auf Stanleys Hinreise, und erreichten Unianyembe am 18. Februar. Dort gab Stanley Livingstone von seinen Vorräten, was er brauchte, und nach einem Zusammensein von vier Monaten trennten sich diese beiden Männer, um sich nie wieder zu sehen. Wie schmerzlich und rührend ihr Abschied war, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Stanley eilte nun nach der Küste und erreichte Bagamojo am 6. Mai; er fuhr dann am 27. Mai von Zanzibar nach Europa.

Sechstes Kapitel.

Stanleys Leben.

(Fortsetzung.)

Krieg mit den Aschanti — Neue Expedition nach Afrika — Stanley verläßt England — Ankunft in Zanzibar — Erreicht das Festland — Tod des ersten Weißen — Victoria Njanza — König Mtesa — Umschiffung der Seen — Tod Barkers — Marsch zum Lualaba — Begegnung mit Tibbu-Tibb — Menschenfresser und Zwerge — Tibbu-Tibb verläßt Stanley — „Fleisch, Fleisch!“ — Stanley-Fälle — Stanley-Pool — Kalulus Tod — Pococks Tod — Der Atlantische Ocean — Heimkehr — Der freie Congo-Staat — Expedition zur Befreiung Emin Paschas.

Bald nach Stanleys Rückkehr nahm der „New York Herald“ wiederum seine Dienste nach Afrika in Anspruch, aber diesmal als Korrespondent während des Krieges im Aschanti-Land. England führte diesen Krieg, um Coffee Calcali, den König der Aschanti, zu strafen, da er sich seit einiger Zeit feindlich gegen die englische Regierung benommen hatte. Die Geschichte dieses Krieges, mit seinem glücklichen Ausgang für England, ist so bekannt, daß wir hier nichts darüber zu berichten brauchen.

Der Tod Livingstones und die Beisetzung seiner irdischen Reste, die von einigen seiner treuen Begleiter nach der Küste gebracht wurden, in Westminster Abbey, zog wiederum die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt auf Afrika, und wiederum wurde Stanley aufgefordert, noch einmal dorthin zu gehen und zwar diesmal mit dem Auftrage, den „schwarzen Erdteil“ quer

zu durchschreiten, um die von Livingstone, Speke, Burton, Grant u. a. begonnene Arbeit zu vollenden, nämlich: allen Zweifel in betreff der central-afrikanischen Seen aufzuklären und vor allem den Lualaba bis zu seiner Mündung zu verfolgen, — dieselbe Aufgabe, die sich Livingstone gesetzt hatte, ehe er nach England zurückkehren wollte.

Diese neue Reise sollte für den „Daily Telegraph" sowie den „New York Herald" gemacht werden.

Für diese Expedition verließ Stanley am 15. August 1874 England mit drei andern Weißen, den Gebrüdern Franz und Eduard Pocock und Friedrich Barker. Von diesen drei Männern war es jedoch keinem vergönnt, den glücklichen Erfolg Stanleys zu teilen und mit ihm zur Westküste zurückzukehren.

Als Stanley einen Monat später in Zanzibar ankam, hatte er keine Schwierigkeiten, seinen Zug zu organisieren und mit allem Notwendigen auszurüsten, einschließlich eines großen Bootes, später als „Lady Alice" bekannt. Am 12. November verließ die Expedition Zanzibar und am 17. Bagamojo, um in das Herz von Afrika einzudringen und Stanley ewigen Ruhm zu verschaffen.

Stanley schlug nun die Richtung nach dem Victoria Njanza ein, der nördlich vom Tanganjika-See liegt, wo er Livingstone gefunden hatte. Er merkte bald, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, durch Gebiete zu marschieren, in denen keine Karawanenstraßen sind. Stanley drängte jedoch vorwärts und erreichte Kagei, eine Stadt am südlichen Ufer des Victoria Njanza, am 27. Februar.

Inzwischen war einer seiner weißen Begleiter — Eduard Pocock — zu Chiwyn in Huri gestorben.

Bei seiner Ankunft am Victoria Njanza ließ Stanley sein Boot, „Lady Alice", das, in einzelne Teile zerlegt, getragen worden war, zusammensetzen und begann mit elf Mann Begleitung diesen großen See zu umschiffen; dem andern Pocock und Barker

Henry M. Stanley.

Nach einer Aufnahme in Konstantinopel.

überließ er die Bewachung des Lagers. Nach verschiedenen Fährlichkeiten, von denen einige sogar Stanleys Leben bedrohten, also den Erfolg der ganzen Expedition in Frage stellten, erreichte die „Lady Alice" bald die Küste von Uganda, wo Mtesa König war. Als dieser die Ankunft Stanleys erfuhr, schickte er ihm seine Kanoes entgegen, um ihn bis Usabara zu geleiten, wo er höchst bequem und üppig untergebracht wurde.

Der König ließ Stanley bald zu sich rufen, und sie schienen gegenseitig Gefallen aneinander zu finden. In Rubaga, der Hauptstadt von Uganda, wohin Stanley den König begleitet hatte, traf er mit einem andern Weißen zusammen — dem Oberst Linant, einem von Gordons Statthaltern in der Aequatorial-Provinz; er wurde später dort getötet.

Nach einem kurzen Aufenthalt machte sich Stanley wieder auf die Rückreise nach Kagei, wo er am 6. Mai anlangte, nachdem er den See richtig umschifft hatte; aber traurige Nachrichten erwarteten ihn dort. Friedrich Barker war 12 Tage vor seiner Rückkehr gestorben, und der einzige Weiße, der ihm jetzt noch übrig blieb, war Franz Pocock.

Stanley ging darauf mit seinen sämtlichen Leuten nach Uganda zurück.

Die Freundschaft zwischen Stanley und dem König befestigte sich mehr und mehr, und eine Folge davon war, daß Stanley Mtesa überredete, sich taufen zu lassen und Missionaren den Eintritt in sein Land zu gestatten, um seinem Volke das Christentum zu predigen.

Nachdem Stanley König Mtesa verlassen hatte, fuhr er fort, die großen Seen zu umschiffen; darauf trat er seinen Marsch zum Lualaba an, um das Forschungswerk von dem Punkt an fortzusetzen, wo Livingstone es hatte ruhen lassen müssen. In Muana Mamba traf er Tibbu-Tibb, der für 1000 Pfund Sterling gewonnen wurde, Stanley bei seinen Entdeckungen zu unterstützen, ihm eine starke Abteilung Leute zuzuführen und außerdem seinen

persönlichen Einfluß, der in dortiger Gegend sehr groß war, für ihn geltend zu machen.

Am 5. November 1876 verließ die Expedition Njangwe, und begann die gefahrvolle Reise auf dem Lualaba stromabwärts, um Länder zu durchwandern, die bis dahin den Weißen völlig unbekannt, ja nicht einmal von den Arabern gekannt waren. Einige Plätze waren von Menschenfressern bewohnt, und ein Gebiet von Zwergen, sehr flinken Leutchen, die durch ihre vergifteten Pfeile äußerst gefährlich wurden.

In diesem von Zwergen bewohnten Lande war es, wo Tibbu-Tibb umkehrte, da seine Begleiter sich weigerten, durch ein so unwirtliches, von so wilden Menschen bewohntes Land weiterzugehen.

Stanley mußte jetzt, bloß von seinen eigenen Leuten begleitet, weiterziehen, wobei er immer wieder mit Kannibalen zu kämpfen hatte, deren schreckliches Schlachtgeschrei „Fleisch, Fleisch!“ war, wenn sie die Flottille Stanleys angriffen; diese bestand jetzt außer der „Lady Alice“ aus mehr als zwanzig Kanoes, die er den Eingeborenen abgenommen hatte. Die Menschenfresser schienen zu glauben, daß jeder, der ihr Land passierte, eine rechtmäßige Beute für sie wäre, um ihn zu fangen, zu töten und aufzufressen.

Endlich am 6. Januar 1877 erreichte die Expedition, die an Zahl sehr zusammengeschmolzen war, den ersten Katarakt der „Stanley-Fälle“. Ueber zwanzig Tage brauchte man, um die Fälle zu passieren, und während der ganzen Zeit wurden fortgesetzt Angriffe seitens der Kannibalen auf Stanley und seine Leute gemacht. Nach Ueberwindung des letzten Wasserfalls war es Stanley wieder möglich, seine Reise — noch über tausend Meilen — auf dem Flusse fortzusetzen, da sie keine Stromschnellen und Fälle mehr antrafen bis „Stanley Pool“.

Nach dem Pool kam wieder eine Reihe von Fällen, die man herunterfahren mußte, und bei einem solchen ertrank

Stanleys Diener Kalulu. Aber schlimmeres folgte. Beim Versuch, durch eine von den Stromschnellen zu fahren, ertrank auch Franz Pocock, so daß Stanley nunmehr, fast am Ende seiner Reise, auch seinen letzten weißen Freund verloren hatte.

Schließlich wurde Boma am 9. August 1877 erreicht und Stanleys Reise quer durch Afrika war endlich vollendet. Er führte seine Leute zu Wasser um das Kapland herum zurück nach Zanzibar, und kehrte im Januar 1878 nach Europa heim. Im nächsten Jahr ging Stanley auf Ersuchen der „Internationalen afrikanischen Gesellschaft" zu Brüssel wiederum nach Afrika, wo es ihm bekanntlich gelang, den Congo-Freistaat zu gründen und im wesentlichen zu consolidieren.

Aber noch hatte Stanley sein Werk in Afrika nicht vollbracht, denn im Jahr 1886 wurde der Mann, der Livingstone gefunden hatte, ausersehen, Emin Pascha zu befreien. Er verließ England am 21. Januar 1887 in Begleitung von fünf Weißen, die er sich aus einer Anzahl von über 400 Bewerbern auserlesen hatte, und landete zum drittenmal in Zanzibar, wo er Tibbu-Tibb traf, der seine Einwilligung gab, Stanley alle Unterstützung, die in seiner Macht läge, zu gewähren, wofür er zum Gouverneur der Stanley-Fälle ernannt werden sollte.

In Zanzibar sicherte sich Stanley bald alle Leute, die er zur Expedition brauchte, und fuhr, von Tibbu-Tibb und Gefolge begleitet, um das Kap herum zum Congo, wo er am 18. März anlangte und sogleich seine Reise den Congo hinauf antrat.

Siebentes Kapitel.

Nachrichten vom Congo.

Stanleys erster Brief — Er verläßt den unteren Congo — Kurze Märsche — Dampfer auf dem Congo — Mangel an Lebensmitteln — Aussicht auf Ueberfluß in 4 Tagen — Europäische Offiziere bei gutem Wohlsein.

Stanleys erster Brief von seiner Expedition den Congo hinauf war an Sir William Mackinnon gerichtet und wurde in der Times am 6. Juni 1887 veröffentlicht. Sein Inhalt ist folgender:

Lukungu, Congo Strom.
Den 9. April 1887.

„Wir kamen gestern nach einer unerträglich langsamen Reise vom untern Congo her hier an. Nichtsdestoweniger sind wir dankbar, daß wir so viel geleistet haben. Dieser Weg von 110 englischen Meilen wird gewöhnlich von eingebornen Trägern in neun bis zehn Tagen zurückgelegt; wir haben vierzehn Tage gebraucht. Jene Träger haben nur je eine Last von 65 Pfund nebst einigen einheimischen Lebensmitteln zu tragen. Unsere Leute waren mit ähnlichen Sachen beladen und hatten außerdem noch ihre Gewehre und Munition, ihre Kleidungsstücke und ihre Mundvorräte zu tragen, so daß die Last sich für jeden auf ungefähr hundert Pfund belief. Da sie in Zanzibar und an Bord eines bequemen Schiffes recht

gemächlich gelebt hatten, konnten wir anfangs nur sehr kurze Märsche unternehmen, um sie allmählich daran zu gewöhnen, solch weite Wege zurückzulegen, wie sie uns bevorstanden. Die armen Lasttiere waren ebenfalls einige Tage lang unfähig, zu gehen, und wir selber waren auch nicht besser daran. Aber ich hatte versprochen, den untern Congo am 27. zu verlassen, und um uns möglichst bereit für die Reise zu machen, begannen wir den Marsch schon am 25., also zwei Tage früher, sonst wären wir sechs Tage zu spät gekommen.

Wie bei anderen Expeditionen, werden wir auch jetzt die Geschwindigkeit unseres Marsches beschleunigen. Täglich werden die Märsche länger und die Leute ausdauernder, bis sie sogar selbst mit Erstaunen an die früheren Tage zurückdenken werden, wo sie eine Tour von acht Meilen für eine anstrengende Reise hielten. Unsere Extraladungen von Tuch, Glasperlen und Munition werden mit ziemlicher Geschwindigkeit von unseren Agenten auf dem unteren Congo befördert, und ich hoffe, daß ich einige Tage nach unserer Ankunft in „Stanley Pool" alle Waren, Offiziere und Leute beisammen haben werde.

Bis jetzt habe ich noch keine sehr ermutigenden Nachrichten vom Pool. Ich kann auch nicht sagen, ob Dampfschiffe bereit stehen. Es macht mir vielmehr alles den Eindruck, als ob wir gerade zu einer Zeit angekommen seien, wo jedes Schiff sich in dem unglücklichsten Zustand der Nichtbereitschaft befindet. Es sind der „Stanley" mit der Tragfähigkeit von 200 Mann und 400 Lasten, der „En Avant", von 30 Mann und 30 Lasten, und zwei Lichter von zusammen 70 Mann und 70 Lasten; die A. J. A. sind glücklich an der Station Bangala, 500 Meilen stromaufwärts.

Außer diesen sind da noch der Dampfer „Peace", der Baptisten-Mission mit 50 Mann und 50 Lasten Tragfähigkeit, und der „Henry Reed", von der Amerikanischen Mission von ähnlicher Tragkraft. Aber wie ich gehört habe, will man uns den „Peace" nicht leihen, und ob uns die Dienste des „Henry Reed" zur Verfügung gestellt werden, ist bis jetzt auch noch fraglich.

Das Allerschlimmste ist aber noch nicht erzählt: es sind nämlich keine Vorräte mehr beim „Pool". Die Händler und ihre Arbeiter samt Gefolge haben alle Lebensmittel, die die Eingebornen auftreiben können, in Anspruch genommen, und die Preise haben beinahe die Höhe erreicht, wie bei einer Hungersnot. Wenn die Preise schon so hoch sind, zu was mögen sie noch steigen, wenn die 750 Mann starke Expedition angekommen sein wird, und die Zahl derer zugenommen hat, denen Nahrung um jeden Preis verschafft werden muß?

Doch was mich und mein Leben betrifft, so kann ich nicht so mißmutig sein, wie ich wohl sollte. Meine Leute sollen nicht Hungers sterben und ich werde mich nicht übermäßig lange am Pool aufhalten. In vier Tagen kann man auf dem Dampfer eine Gegend erreichen, wo ein solcher Ueberfluß an Lebensmitteln vorhanden ist, daß man Tausende von Leuten damit versorgen könnte. Wenn irgend welche Dampfboote vorhanden sind, kann es nur im Interesse des Staates, der Missionare und der Händler liegen, mir möglichst behilflich zu sein, diesen Haufen hungernder Leute aus der Nachbarschaft ihrer Niederlassungen fortzuschaffen.

Ein eintägiger Aufenthalt beim Pool wird genügen, mir deutlich und klar zu machen, was mir noch ziemlich dunkel vor Augen schwebt, nämlich wie lange es dauern wird, bis ich aus dieser brotlosen Gegend herauskomme? Wenn es mir nur gelingt, eine genügende Anzahl Leute aufzutreiben, die Lasten zu tragen, so kann ich die mit Gewehren bewaffneten Mitglieder der Expedition beinahe so schnell fortbewegen, wie die Dampfer gegen den Strom ankämpfen können. Wenn ich die schwer beladenen Leute etwas entlasten kann, so werde ich ohne Zweifel beweisen können, was sie für gute und schnelle Fußgänger sind.

In diesem Zustand von Zweifel, Argwohn und Sorge, nächtlich nach jedem Marsche alles berechnend und planend, werde ich wohl bis zu meiner Ankunft am Pool bleiben, wo dann ein Blick auf die wirkliche Lage der Dinge es mir ermög-

lichen wird, Ihnen frei und offen in meinem nächsten Briefe mitzuteilen, was wir thun werden und thun müssen.

Ich darf nicht schließen, ohne zu bemerken, daß keiner unserer Offiziere auch nur einen Tag krank war, seitdem wir im Sommer Europa verlassen haben. Sie leisten Vorzügliches und ertragen Afrika, wie wenn sie Eingeborene dieses heißen schwarzen Erdteils wären und übertreffen alle meine Erwartungen; und bei allem, was sie zu tragen und erdulden haben, sind sie stets „gentlemen“.

H. M. Stanley.“

Achtes Kapitel.

Stanley und die Missionare.

Die Expedition erreicht „Stanley Pool" — Mangel an Nahrungsmitteln — Furcht vor dem Verhungern — Motto der Missionare — Wie Stanley ihnen 1883 geholfen hatte — Ihre Vergeltung für seine Güte — Mr. Billington hält sich an seine Bibel — Stanleys Unterredung mit dem Gouverneur — Absendung eines Boten vom Henry Reed — Glaube, Liebe, Hoffnung einiger Missionare — Liste der verwendeten Dampfer und ihre Ladungen.

Bei seiner Ankunft am Stanley Pool schrieb Stanley folgenden Brief, der am 17. Juni 1887 in der „Times" veröffentlicht wurde:

Lager bei Leopoldsville, Stanley Pool,
den 26. April.

„Mein lieber Mackinnon!

Ich kam am 21. d. hier an, nach einem 28tägigen Marsch vom unteren Congo. Die Regenzeit und die überschwemmten Flüsse haben uns sehr aufgehalten. Letztere waren tief und reißend; jeder undurchwatbare Strom hielt uns zwei Tage lang zurück und erfüllte uns mit großer Besorgnis.

Das Land leidet sehr unter dem Mangel an Lebensmitteln, und ich mußte diese große Karawane mit Reis ernähren, den ich von der Küste mitgebracht hatte. In Anbetracht aller dieser ungünstigen Umstände, haben wir keinen Grund uns zu be-

schweren. Bei Stanley Pool sagte man, wir seien merkwürdig schnell angekommen. Wäre die Jahreszeit günstiger gewesen, so hätten sie noch mehr Grund gehabt, dies zu behaupten.

Aber so schlimm auch die Lage des hungerleidenden Landes, das wir durchreist haben, ist, in der Gegend des Stanley Pool ist sie noch schlimmer. Ich bin schon fünf Tage hier und meinen Leuten ist es nur gelungen ein paar Bananen aufzutreiben, kaum genügend, 200 Mann Einen Tag lang zu ernähren, und ich habe 750 Seelen bei mir.

Es ist eine Zeit großer Unruhe und Sorge für uns; und ob es uns gelingen wird, darüber hinwegzukommen, ohne die Ordnung zu verletzen, weiß ich nicht. Die Leute von Zanzibar sind sehr treu und gehorsam; die Offiziere, alles englische „Gentlemen", mehr als vortrefflich. Von einer Expedition mit solchen Vorzügen darf man alles Menschenmögliche erwarten. Meine Pflicht ist es jedoch, solche ausgezeichnete Leute nicht durch zu große Anforderungen zu drücken und ihnen die Versuchung fernzuhalten, anders zu sein, als sie sein sollten.

Der Staat, die Missionare und die Händler sind in der gleich schwierigen Lage, ihre Leute zu beköstigen, wie wir. Sie können sich denken, wie groß die Verlegenheit hier ist, wenn selbst der Staat, nachdem er Fouragierungen in der ganzen Nachbarschaft hat vornehmen lassen, nur genug Nahrung für ein Drittel seiner Macht auftreiben kann. Die übrigen zwei Drittel leben von Nilpferd-Fleisch, welches ihre Jäger beschaffen. Wir haben gleichfalls unsere Jäger ausgesandt und innerhalb fünf Tagen für 750 Menschen ein einziges Nilpferd gehabt. Vier Abteilungen Jäger suchen heute den Pool nach Nilpferden ab. Bei den Missionen sind nur wenige Leute, so daß bei ihnen die Sachlage nicht so ernst ist. Doch, es ist eigentümlich, keine Missionsstation ist imstande, sich selbst zu ernähren. Sie haben nicht einen einzigen Bananenbaum gepflanzt, seit ich vor drei Jahren hier war. Ich möchte fast sagen, daß sie noch schlimmer dran sind, als da ich sie verließ. Sie leben von dem, was aus Europa und Amerika für sie geschickt wird, und ihr Motto

scheint mir zu sein: „Laß alles gehen, wie es mag, und plage dich nicht lange ab.“ Der Boden und das Klima sind hieran nicht schuld, denn die Erde ist gut und sehr geeignet für den Bau von Bananen, Mais, Dhowrra und Reis.

1881 habe ich einmal zwei Missionaren, Namens Clarke und Lanceley geholfen. Es war ihnen ein Unglück zugestoßen — ein Brand hatte all ihre Habe aufgezehrt. Sie schickten zu mir und baten mich um Hilfe; ich gab ihnen von meinen Vorräten so viel als ich für hinreichend fand. Sie gehörten der „Livingstone Inland Mission“ an.

1883 bat mich ein Missionar Namens Sims um einen Platz zur Errichtung eines Missionsgebäudes für die „Livingstone Inland Mission“; seine Kollegen hatten sich ohne meine Hilfe vergeblich um die Erlaubnis bei den Eingebornen bemüht. Ich gab dem Obersten von Leopoldville den Auftrag, Dr. Sims einen Platz in der Nähe der Station anzuweisen, so daß er, da die Zeiten damals noch ziemlich unruhig waren, unter unserem direkten Schutze stehen könnte. 1884 vergrößerte ich die Anlage dieser Mission am Aequator, natürlich unter Vorbehalt der Bestätigung von Brüssel aus.

Durch ein sonderbares Ereignis befand ich mich diesmal, bei meiner Ankunft in Stanley Pool, in der Lage des Bittstellers.

Se. Majestät der Beherrscher dieses Congo-Staates hatte mich eingeladen, meinen Weg zur Befreiung Emin Paschas zu Wadelai, auf dem Congo-Strom zu nehmen. Vorausgesetzt nun, daß Dampfer und Boote zur rechten Zeit in Stanley Pool waren, wäre dieser Weg immer noch der beste und billigste gewesen, wenn auch kein Ueberfluß an Lebensmitteln vorhanden war. Ich nahm daher die Einladung an und kam hierher. Aber einen solch trostlosen Mangel an Lebensmitteln und das Fehlen von Dampfern und Booten konnte ich unmöglich vorherahnen.

Jedem in Stanley Pool war es klar, daß das Eindringen einer so großen Karawane in ein so trostloses Gebiet, wie diese

brotlose Gegend, ein Unglück sein werde. Die einzige Abhilfe dafür war schleunige Abreise. Lange vor unserer Ankunft hatte ich Bittbriefe an die „English Baptist Mission“ die Besitzer des Dampfers „Peace“, und an die jetzt amerikanische „Livingstone Inland Mission“, Besitzer des Dampfers „Henry Reed“, geschickt, mit dem Ersuchen, mir behilflich zu sein, die Expedition sofort bei ihrer Ankunft am Stanley Pool, nach Bolobo zu transportieren. Nachrichten, welche die Hungersnot in jener Gegend bestätigten, erreichten mich täglich, und eine sofortige Abreise war das einzige Mittel, unser Leben zu retten und einem großen Aergernis vorzubeugen.

Ein paar Tage darauf erhielt ich einen Brief von Herrn Billington, der den „Henry Reed“ unter sich hatte, worin er schrieb, er könne uns den Dampfer zu einem solchen Zwecke nicht leihen, da er aus irgend einem Grunde stromabwärts reisen wolle — d. h. über Land nach dem untern Congo; auch erwarte die „Livingstone Inland Mission“ im nächsten Monat einige Missionare, und in der Zwischenzeit sollte der „Henry Reed“ zum Zweck eines frischen Anstrichs ans Land heraufgezogen werden.

Sie werden ebenso wie wir bemerkt haben, daß dies durchaus keine Eile hatte; der Dampfer sollte beschäftigungslos daliegen, um neu angestrichen zu werden, während Herr Billington in aller Gemütlichkeit hinunter reisen wollte, um ein Mädchen zu heiraten, deren Photographie er gesehen hatte; denn dies war in der That der Grund, weshalb er den Pool verlassen wollte.

Inzwischen würden die hungernden und darbenden Leute in Versuchung kommen, jedem Eingebornen oder Weißen die Lebensmittel, die sie nicht käuflich erwerben konnten, mit Gewalt zu nehmen, und es war nicht abzusehen, welche Dimensionen die Unordnung erreichen konnte. Wenn ich meine Pflicht thäte, müßte ich dies aufs energischste unterdrücken. Jedenfalls, ob nun meine Leute oder die Eingebornen am meisten zu leiden haben würden, mußte die Lage der Dinge unerträglich werden.

Von dem Vorstand der „English Baptist Mission“ erhielt ich ein Schreiben des Inhaltes, daß er mir, wenn kein Gegenbefehl von Hause käme, den Dampfer zur Verfügung stellen werde, und es ihm großes Vergnügen bereite, mir dienen zu können.

Bei meiner Ankunft am Pool überzeugte ich mich von dem Grade der Hungersnot und schickte Major Barttelot und Herrn Mountenay Jephson, um der „Livingstone Inland Mission“ unsere verzweifelte Lage zu schildern. Sie trafen die Herren Billington und Sims. Sie sagten mir, sie hätten die Missionare über eine volle Stunde lang mit allen erdenklichen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, gedrängt, um sie zu bestimmen, ihre abschlägige Antwort zurückzunehmen und uns beizustehen; und die Herren hätten ihre Weigerung wiederholt. Herr Billington führte an, er hätte die Bibel zu Rate gezogen und darin einen Befehl gefunden, uns nicht zu helfen; außerdem müsse er fort, um die Gattin „die ihm der Herr bestimmt“ zu treffen. Dr. Sims vertrat ganz dieselbe Meinung.

Ich sprach über die Angelegenheit mit dem Gouverneur des Stanley Pool District, Monsieur Liebriechts, und stellte ihm vor, daß ein Skandal nicht zu vermeiden sei, wenn man nicht Mittel und Wege fände, uns aus unserer schwierigen Lage zu befreien. Ich sagte ihm, daß ich kein teilnahmloser Zeuge der Leiden sein könnte, die eine Hungersnot mit sich bringen würde; deshalb sollte er an die Mission ein formelles Gesuch um den Gebrauch ihrer Dampfer für die kurze Zeit von vielleicht 40 Tagen einreichen. Ich erzählte ihm, daß nach Herrn Billingtons Brief der „Henry Reed“ über zwei Monate lang brach liegen sollte, daß wir während dieser Zeit das Leben von Hunderten retten könnten, daß ihre Einwände frivol seien, und daß diejenigen des Dr. Sims nur die Folge einer Weigerung meinerseits seien, ihn bei der Expedition zu beschäftigen, während Herr Billington sich nur nach dem Vergnügen sehne, eine Person zu heiraten, die er nie gesehen. M. Liebriechts gab zu, daß die Lage äußerst verzweifelt sei, und daß der Staat sich auch in

der peinlichen Ungewißheit befinde, ob man den Unterthanen den täglichen Unterhalt beschaffen könne.

Am nächsten Morgen wurden Major Barttelot und Mr. Mountenej Jephson wiederum zu der „Livingstone Inland Mission“ gesandt, um einen dritten Versuch bei Herrn Billington zu machen, der nur antwortete, er habe „mit Gebet bis in die dritte Nachtwache hinein gegen die Notwendigkeit gerungen“, den „Henry Reed“ abzuschlagen. Er sei davon überzeugt, daß er weise und gut handle. Unterdessen erfuhr ich, daß Herr Billington heimlich die Ventile und Kolben der Maschinen entwendet habe, um sie zu verstecken. Auf dies hin zögerte ich keinen Moment länger, sondern schickte eine sudanesische Wache zum Dampfboot hinunter, und eine andre mit Major Barttelot zu Mr. Billington, um die sofortige Uebergabe des Dampfers samt Zubehör zu verlangen. Major Barttelot ließ seine Wache an der Grenze der Mission warten und ging allein mit dem Briefe in das Haus.

Als der Staatskommissär sah, daß die Sachen kritisch zu werden anfingen, kommandierte er eine Wache, um die Sudanesen am Dampfer abzulösen, und ging dann selbst zu den Missionaren, um darauf zu bestehen, daß der Dampfer dem Staat ausgeliefert werde.

Unsere Wache wurde auf das Versprechen hin, daß kein Stück weggenommen oder versteckt werden sollte, zurückgezogen. Zwei Tage blieb die Sache in den Händen von Herrn Liebriechts, der endlich einen regelrecht verfaßten Kontrakt unterzeichnete, in dem die Mission uns den Dampfer „Henry Reed“ gegen eine Vergütung von 100 Pfund Sterling monatlich vermietet; diese Summe entspricht 30 % per annum des taxierten Wertes des Schiffes.

Was sind doch einige dieser Missionare für undankbare Leute! Glauben mögen sie haben, sogar im Ueberfluß — in Hoffnung leben sie, ohne Zweifel recht fröhlich; aber von Nächstenliebe findet man bei ihnen keine Spur.

Das Dampfboot „Stanley“ fuhr gestern mit der ersten Abteilung von 153 Mann nach Mswata ab und wird über-

morgen zurückkehren. Wir haben jetzt für unsere Abreise nächsten Freitag oder Sonnabend höchstens noch folgende Schiffe:

„Stanley“	160	Mann,	400	Lasten,	6 Esel.
Der Rumpf der „Florida“	160	„	100	„	6 „
„Peace“	50	„	100	„	— „
Erste Barke	35	„	—	„	— „
Zweite Barke	60	„	—	„	— „
Henry Reed	50	„	100	„	— „
Dritte Barke	50	„	—	„	— „
Vierte Barke	35	„	—	„	— „
Summa:	600	Mann,	700	Lasten,	12 Esel.

In Stanley Pool wird nichts zurückgelassen. Wir werden so schnell fahren, als die Dampfer nur immer die Barken schleppen können; wahrscheinlich wird dies nicht schneller gehen, als mit dem langsamen Rad-Dampfer „En Avant“, der im Jahre 1883 hinauffuhr. In der Nähe der Stanley-Fälle, oder bei den Stromschnellen des Bryerre-Flusses, werde ich ein verschanztes Lager aufschlagen und alle Sorgfalt aufbieten, es sicher zu machen. Während der Fahrt den Congo hinauf habe ich Muße, mich mit dieser Frage zu beschäftigen. Wenn dann ein festes Lager hergestellt ist, werde ich leicht ausgerüstet in beschleunigten Eilmärschen durch das unbekannte Land weiterziehen.

Bis wir unsern Lagerplatz am oberen Congo erreicht haben und der „Stanley“ zurückfährt, um das Detachement, das ich unter Major Barttelot in Bolobo zurücklassen werde, heraufzuholen, können Sie keine weiteren direkten Nachrichten von uns erhalten.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.“

Kapitän Burtons Haus am Tanganjika-See.

Neuntes Kapitel.

En Route.

Das Steuerruder des „Peace“ zerbrochen — Rückkehr nach Leopoldville — Der „Peace“ versagt den Dienst — Der „Stanley“ beinahe gescheitert — Ankunft in Bolobo — Die Leute werden fett — Stimmung der Mitglieder der Expedition — Tibbu-Tibb — Yambuja — Einnahme des Dorfes — Die Eingeborenen kommen herein und werden gut behandelt — Bald heißt's: „En Avant“.

Der nächste Brief Stanleys, datiert vom 31. Mai 1887, kam aber erst spät im August an seinen Empfänger, Sir Francis de Winton. Sein Inhalt ist folgender:

British Baptist Steamer „Peace“.

Den 31. Mai 1887.

„Wir fahren jetzt 188 Stunden von Kinshassa (Stanley Pool), dem Punkt unserer Abfahrt, nach dem obern Congo. Wir dampften am 1. Mai mit 612 Mann und mehreren Reittieren ab, der „Henry Reed“ von der „Livingstone Inland Mission“ mit 131 Mann voran. Als zweiter kam der „Stanley“, mit dem Rumpf der „Florida“ (den wir erst am Tag vorher ins Wasser gesetzt hatten), im Schlepptau, mit 364 Mann, 500 Lasten Gepäck und Waren, 9 Reiteseln und einer Ziegenherde. Zuletzt kam der Dampfer „Peace“, mit 2 Booten im Schlepptau und 117 Mann an Bord.

Die beiden ersten fuhren geradeaus weiter und vollendeten richtig ihre erste Tagereise; aber zwei Meilen vom Landungsplatz von Kinshassa stieß dem „Peace“ ein Unglück zu, indem der

Kopf des Steuerruders abbrach, so daß das Schiff gar nicht mehr regiert werden konnte.

Der Kapitän warf zwei Anker aus und hielt mit einem scharfen Ruck mitten in einer heftigen Strömung an. Wir mußten darauf die Ketten durchschneiden, um uns aus einer gefährlichen Lage zu befreien, und dann nach dem Ufer von Kinshassa zurückzukehren. Der Kapitän und der Ingenieur waren genötigt, nach Leopoldville, 6 Meilen weiter nördlich, zurückzugehen, um das Steuer in der staatlichen Werkstätte zu reparieren. Hierdurch ging uns ein Tag vollständig verloren. Dann fuhren wir drei Tage lang ziemlich ruhig weiter; der „Stanley" und „Henry Reed" hatten ein sehr gutes Tempo, aber der „Peace" ging recht langsam.

Von Kinshassa bis Mswata (88 Meilen) waren wir zwei Tage hinter der gewöhnlichen Dampfer-Fahrzeit zurück. Hinter Mswata jedoch brach der „Peace" immer mehr und mehr zusammen, und einige Stunden unterhalb Bolobo fing er an, mit dem Strom abwärts zu treiben, so daß wir die Anker auswerfen mußten. Ich schickte meine Leute ans Land, und ein Boot nach Bolobo, um den „Henry Reed" zu unsrer Unterstützung zu holen. Tags darauf hielt dann der traurige Dampfer im Schlepptau des „Henry Reed" seinen Einzug in Bolobo — eine schmachvolle Erscheinung! Es war nun schlimm genug, täglich durch den „Peace" aufgehalten zu werden; aber Sie können sich meine Bestürzung denken, als wir auf halbem Wege nach Bolobo den „Stanley" und den „Henry Reed" mitten am Tage ohne Dampf auf einem Landungsplatz liegen sahen. Der Grund hiervon war daß der „Stanley" ganz eigenmächtig einige Felsriffe exploriert und unvorsichtigerweise versucht hatte, sie aufzuwühlen; bei diesem wahnsinnigen Beginnen war die zweit-vorderste Abteilung des Schiffes vollständig eingebrochen. Als drei Ingenieure den Schaden untersuchten, stellte sich heraus, daß man das Loch durch untergelegte Platten wieder flicken und so das Schiff wieder brauchbar machen konnte. Diese Arbeit, bei der alle Hände herzhaft zugriffen, nahm zwei Tage in Anspruch.

In Bolobo angelangt, wurden wir genötigt, den „Stanley“ — mit dem strengen Befehl, für die Zukunft alle eigenmächtigen Entdeckungen und besonders die von felsigen Klippen zu unterlassen — nach Kwamouth zu senden, um Major Barttelot und seine 153 Mann zu holen. Denn um Zeit zu sparen, hatte der tapfere Major den Weg vom Wamboko-Fluß bis Kwamouth, eine Entfernung von fünfzig Meilen, zu Fuß zurücklegen müssen, um den durch den Unfall des „Stanley“ verursachten Zeitverlust wieder einzuholen. Bei dieser Fahrt zeichnete sich der Kapitän wirklich aus, denn er war am dritten Tag wieder in Bolobo.

* * *

Wir ließen Herrn John Rose Troup in Leopoldville zurück, um unsere Vorräte zu bewachen, und zu Bolobo schlugen wir unter der Obhut der Herren Ward und Bonny ein Lager auf, mit einer Besatzung von 125 Mann. Wir haben jetzt 640 Mann, 500 Lasten Ware, die Reittiere und das Schlachtvieh an Bord unserer Flottille, und seit wir Bolobo verließen, kam weder ein Unglücksfall, noch sonst ein bemerkenswertes Ereignis vor — kein Verlust von Leuten oder Waren, keine Hungersnot, keine Unbequemlichkeiten, überhaupt nichts, was uns Sorge bereitet hätte. Die Eingebornen bewillkommnen uns überall und verkaufen uns eine solche Menge Lebensmittel, daß unsere Leute die schreckliche Kargheit und traurige Magerkeit ihrer Kost vom Meer bis zum Pool vergessen haben. Ich glaube, jeder Mann der Expedition hat zwischen zehn bis zwanzig Pfund an Gewicht zugenommen. Ich fürchte nur, daß sie durch ihre bedeutende Zunahme an Körpergewicht die Dampfer gefährden werden.

Wir sind jetzt 547 Meilen von Leopoldville, Stanley Pool, oder 892 Meilen vom Atlantischen Ocean entfernt. Wir haben noch 488 Meilen bis zu den Stromschnellen des Bryerre oder Aruwimiflusses, wo ich vorhabe, ein verschanztes Lager zu errichten, das von 130 Mann unter Major Barttelot und Herrn J. A. Jamieson geschützt werden soll. Mit Abzug der 96 Leute Tibbu-Tibbs werde ich eine Macht von 414 Mann, oder 360 Be-

waffnete und 54 Ueberzählige zur Verfügung haben, mit denen ich in raschen Märschen den Albert Njanza zu erreichen hoffe. Zur Ueberschreitung von Flüssen und um den Albert Njanza nutzbar zu machen, werde ich mein Stahlboot mitnehmen. Lieutenant Stairs R. E., Hauptmann Nelson von den „Volunteers“, Dr. Parke vom „Army Medical Department“ und Herr Mountenay Jephson sind die Herren, die mich notwendig begleiten müssen.

Morgen wird Major Barttelot mit 40 Sudanesen den Tibbu-Tibb und seine Leute zu den Stanley-Fällen eskortieren. Da mich der Dampfer bei den Stromschnellen von Aruwimi wieder treffen muß, so hat er Vollmacht, mit vollem Dampf zu fahren, und muß am Tage nach seiner Ankunft bei den Stanley-Fällen gleich wieder zurückkehren. Ich habe diesen Plan entworfen, um zu verhindern, daß meine Zanzibariten von ihren Landsleuten an den Fällen zur Desertion verleitet werden.

In meinem Brief von Kairo hatte ich gerechnet, daß die Reise nach Wadelai auf dem Congo in 157 Tagen gemacht werden könne. Hundert Tage sind schon verflossen; wenn uns nichts zustößt, können wir die Stromschnellen von jetzt an in 60 Tagen erreichen; wir werden dann 360 geographische Meilen vom Albert Njanza entfernt sein. Wir können noch ein paar Tage dadurch aufgehalten werden, daß wir auf Major Barttelot warten müssen. Angenommen nun, daß uns von der veranschlagten Zeit nur noch 30 Tage übrig bleiben, wenn wir den ersten Marsch beginnen, so wird uns die Aufgabe bleiben, täglich 12 geographische Meilen zurückzulegen. Ich sagte in meiner Rede im Hotel Burlington: „Bis ich am Landungsplatze eingetroffen sein werde, bin ich in den Händen der Ingenieure und Kapitäne der verschiedenen Dampfer, welche die Expedition zu geleiten haben.“ Dieser Brief wird Ihnen einige der Verzögerungen mitteilen, denen ich unterworfen war.

Jedoch das Zurechtmachen von Steuerrudern, das Reparieren von Stahl-Schiffsrumpfen und von alten Dampfkesseln war nicht alles. Wir hatten den Bau eines neuen stählernen

Dampfers zu vollenden und das Schiff vom Stapel laufen zu lassen. Der „Peace" hielt uns allein sechs Tage zu Leopoldville auf, ehe wir abfahren konnten. Jedoch werden wir unser möglichstes thun, obgleich es kaum denkbar ist, daß man 30 Tage lang regelmäßig 12 geographische Meilen pro Tag ohne Führer und Dolmetscher in einem völlig fremden Lande zurücklegen kann; wir wollen uns die zuversichtliche Hoffnung bewahren, daß die Belohnung unserer Arbeit, der wir uns mit Aufbietung aller Energie und Kraft widmen, darin bestehen möge, daß wir den Mann, den zu befreien wir ausgezogen sind, finden werden."

Lager bei den Yambuja Stromschnellen.
Aruwimifluß, den 19. Juni 1887.

„Endlich sind wir hier angelangt, acht Tage später als ich berechnet hatte. Dies ist gerade keine schlechte Leistung, aber es hätte können besser sein. Wir bauen unser befestigtes Lager. Stairs ist stramm bei der Arbeit. Ich sehe, daß die Pallisadenpfähle schon eingerammt sind. Jamieson ist mit dem Bau seines Hauses beschäftigt, das zugleich ein Warenlager abgeben soll. Nelson und Jephson sammeln eifrig Brennmaterial, um den „Stanley" und die „Florida" für die Fahrt stromabwärts zu beladen. Der „Henry Reed" ist noch nicht von den Stanley-Fällen eingetroffen, aber wir erwarten ihn heute oder morgen. Wir werden diese Boote so bald als möglich mit Brennmaterial abschicken müssen.

Wir nahmen dieses Dorf durch unsere Dampfer-Pfeifen ein, die einen so schrecklichen Lärm machten, daß sie einen Schutz für die angreifende Partei bildeten. Wir hatten drei Stunden lang parlamentiert. Die Zeit verging rasch; die Eingebornen waren verstockt und stellten sich nach Achilles' Art auf, mit geschwungenen Speeren und emporgehaltenen Schildern. Als die Zanzibariten oben auf der Höhe, 80 Fuß über dem Wasser, ankamen, fanden sie ein ganz leeres Dorf. Die Eingebornen hatten die eine Nacht Frist, die wir ihnen gaben, dazu benützt, ihre Habseligkeiten fortzuschaffen. Arme Geschöpfe! Wir wollten ihre Vorräte nicht ohne Bezahlung.

Jedes Huhn und jede Ziege war verschwunden, aber wir hatten eine Quadratmeile Kassawa-Gartenland, um unsre Garnison zu ernähren. Die Hütten haben einen schmalen Durchmesser und sind in der Form von Lichtputzen in zwei Reihen an jeder Seite einer 20 Fuß breiten Straße gebaut. Es sind 194 Hütten im Dorf, gerade genug, um die Vorhut bequem unterzubringen. Unter und über uns liegen meilenweit kleinere Dörfer, von je 15, 20 und 30 Hütten; im Hintergrund ist dichtes Buschwerk, und die Front bildet das 80 Fuß hohe, steil aufsteigende Flußufer.

Einige Eingeborne sind hereingekommen; unsre Patrouillen verhafteten gestern ungefähr ein Dutzend. Sie wurden alle mit Geschenken wieder entlassen.

Mir scheint dies Land der Zufluchtsort aller Ueberbleibsel von Stämmen vieler Meilen im Umkreis zu sein. Ich höre, daß über ein Dutzend Stämme auf einer Strecke von ebensovielen Meilen vertreten sind. Wir sind in einem Dorfe, das den Watunga gehört; weiter unten sind Baburen; unterhalb jenen die Batega; weiter oben liegen Ortschaften, die alle mit Ba beginnen. Je mehr Leute, desto mehr Nahrungsmittel werden natürlich gebraucht. Wir lassen unsre Gefangenen sofort wieder laufen — die Samenkörnlein wie ich hoffe, zu künftigem freundlichem Verkehr. Wenn Barttelot Geduld mit ihnen hat, so werden sie, lange ehe wir wiederkehren, eine blühende Gemeinde und ihre Freundschaft mit uns fest begründet sein.

Bitte empfehlen Sie mich freundlichst dem ganzen Comité und auch Lady de Winton; bald, sehr bald wird es heißen: „En avant nach dem Albert-See!“ Was mag uns wohl bevorstehen, während dieser Brief unterwegs zu Ihnen ist? Der Geber alles Guten möge stets mit Ihnen sein und uns beide segnen.

Ihr

H. M. Stanley.“

Zehntes Kapitel.

En Avant.

Rückkehr von Major Barttelot — Berichtet über die herzliche Aufnahme Tibbu-Tibbs — Said-bin-Hubub — Tibbu-Tibb Gouverneur der Stanley-Fälle — Befiehlt das Aufhören aller Einfälle — Braucht staatliche Truppen zu seiner Unterstützung — Gefecht bei M'bunga — Tibbu-Tibbs Leute verwendet — Adieu!

Folgendes ist der letzte Brief, den Sir William Mackinnon von Stanley vor seiner Begegnung mit Emin Pascha erhielt:

Aruwimifluß, Yambuja.
Den 23. Juni 1887.

„Mein lieber Mackinnon,

Major Barttelot und seine Sudanesen, die Tibbu-Tibb und seine Leute zu den Stanley-Fällen begleitet haben, sind gestern abend zurückgekehrt. Ich habe mich über diese Verzögerung von drei Tagen ziemlich geärgert, denn er hätte schon am 19. hier sein sollen; aber ich habe ihm verziehen, um der großen Freude willen, die seine Ankunft mir doch bereitet hat. Heute morgen waren Lieutenant Stairs und eine Abteilung auserlesener Leute im Begriff, den Aruwimi hinabzugehen, um den Major zu suchen. Sie können sich daher denken, wie wir, denen jeder Tag so wertvoll ist, uns erleichtert fühlten, als der Ruf der Zanzibariten „Schiff in Sicht!“ ihr Erscheinen anzeigte.

Der Major berichtet, daß sie alle glücklich bei den Stanley-Fällen anlangten, und daß Tibbu-Tibb aufs herzlichste von Haufen von Leuten empfangen wurde; zu Yaracombe sei ein Lager mit 500 Sklavenjägern, die einen Einfall vorbereiteten. Die Hälfte dieser Macht wurde von Said-bin-Hubub befehligt. Er ist ebenfalls ziemlich berühmt in dieser Gegend. Seiner wird schon in einem von Livingstones Büchern erwähnt. Schon vor ungefähr 22 Jahren durchreiste er Afrika und heiratete eine portugiesische Afrikanerin zu Loanda.

Tibbu-Tibb verlor keine Zeit, seine Ernennung zum Gouverneur des Stanley-Fälle-Distrikts bekannt zu machen, und befahl, daß alle Einfälle in dieses Gebiet aufhören sollten. Seine eigenen Leute werden ihm natürlich bereitwilligst Gehorsam leisten, aber ich glaube, daß Said-bin-Hubub sich weigern wird, seine Autorität anzuerkennen und seinen Befehlen zu gehorchen. Dies wird natürlich ein Präcedenzfall für die andern Araber sein. Tibbu-Tibb hat mit Hilfe des Majors seine Lage in einem Briefe, den ich mit dieser Post nach Brüssel abschicke, klar dargelegt. Er wünscht, daß man ihm Staatstruppen, von zwei Offizieren kommandiert, senden möge, um seine Autorität aufrecht zu erhalten. Er sagt, 30 Mann, von seinen eigenen Leuten unterstützt, würden genügen. Ich vermute, daß er höchst ungern mit seinen eigenen Landsleuten und Glaubensgenossen, die noch gestern seine guten Freunde waren, Krieg anfangen möchte; er braucht daher einen Sporn, um ihn zu einer Pflicht anzutreiben, die ihm ziemlich unangenehm zu sein scheint. Doch bezweifle ich nicht, daß er sich schließlich doch des Vertrauens, das man in ihn setzt, würdig erweisen wird. Daß er seine eigenen Leute im Zaum halten wird, ist natürlich sicher; und mit einer kleinen Abteilung Soldaten, um die er bittet, und mit Europäern, die ihn benachrichtigen, ihm raten und ihn ermutigen, wird Tibbu-Tibb den allerbesten Gouverneur abgeben, den man für jene entfernte Station hätte finden können.

Der Major hatte eine kleine Unannehmlichkeit bei M'bungu. Sieben von Tibbu-Tibbs Leuten wurden verwundet, als sie zu

seiner Bedeckung in diesem Dorfe waren, und eine kleine Schlacht wurde geschlagen. Die Sudanesen landeten, trieben die Eingebornen in den „Busch" und steckten M'bungu in Brand. Wir selbst befanden uns zur Zeit mehrere Stunden außerhalb dieses Ortes und wunderten uns, als wir heraufkamen, über die Ursache einer solchen Verwüstung. Auf unsre Nachfrage erfuhren wir von den Eingebornen, daß es ein Krieg zwischen Eingebornen sei; wir gingen ruhig weiter, wenig ahnend, daß der Major bei einem Vorgang, der unser Mitleid erregte, als wir zuerst das brennende Dorf gewahr wurden, seine Hand mit im Spiele hatte.

Tibbu-Tibb hatte meinem Freunde N'galyema, dem eingebornen Häuptling von Kinlamo, in der Nähe von Leopoldville, einen Farren, oder vielmehr eine Kuh versprochen. Ich sehe, daß er Wort gehalten hat, denn die Kuh ist an Bord des „Henry Reed", der heute stromabwärts dampft. Wir möchten gern ein Stückchen von ihr haben, da wir ein sehr großes Bedürfnis nach „Beef" haben; aber, sehen Sie, wenn Tibbu-Tibb seinem Versprechen so treu war, so müssen wir dies dadurch ehren, daß wir sie fahren lassen, um N'galyemas Herz zu erfreuen.

Sobald wir genug Holz an Bord des „Peace" und „Henry Reed" haben, um ihre Feuer ein paar Tage lang in Brand halten zu können, werden wir abdampfen, und unsre letzte Verbindung mit Europa wird auf ein paar Monate abgeschnitten sein. Und nun nochmals Adieu.

Ihr ergebener

Henry M. Stanley."

Nachdem Stanley diesen Schritt in die dunkle Zukunft gethan hatte, hörte man sehr lange nichts Zuverlässiges mehr von ihm, doch wurden unzählige unbestimmte Gerüchte, die sich später als falsch herausstellten, über ihn verbreitet. Was das Lager anbetraf, das er in Yambuja zurückgelassen hatte, so waren die Nachrichten von dort leider ebenso traurig als wahr. Major

Barttelot war von einem der Träger, welche ihm Tibbu-Tibb geschickt hatte, erschossen worden, nachdem er so viel kostbare Zeit damit verloren hatte, auf sie zu warten; Herr Troup mußte krank heimgeschickt werden, und die Leute, die diese Nachhut bildeten, wurden durch den Tod dezimiert, eine Folge des ungesunden Klimas.

Elftes Kapitel.

Durch des Waldes Dunkel zum Licht.

Stanleys Brief — Vorschriftsmaßregeln für Major Barttelot — Die Expedition von Eingebornen aufgehalten — Der erste Todesfall — Lieutenant Stairs von einem vergifteten Pfeile verwundet — Herr Jephson verliert seinen Weg — Desertionen — Bei Ugarrowwa — Hungersnot — Kilinga-Longa — Des Arabers Verwüstung — Eine von Lebensmitteln strotzende Gegend — Mazamboni — Das erste „Beef“ — Eine Schlacht — Gefangen! — Albert Njanza in Sicht — Blutsbrüderschaft — Keine Boote — Wieder in Ibwiri — Stanley krank — Mazamboni wird freundlich gesinnt — Ein Brief von Emin Pascha — Die ägyptische Garnison — Begegnung mit Emin Pascha — Rückkehr Stanleys für Major Barttelot — Begegnung bei Bunalja — Stanley tot erklärt — Ein neuer Berg — Emin ist nicht geneigt, wegzugehen — Seine Unterredung mit Stanley.

Nach einem so lange währenden Schweigen, daß es mehr wie einmal in das Schweigen des Todes überzugehen drohte, fing Stanley endlich wieder an, aus dem Herzen Afrikas Nachrichten nach Europa gelangen zu lassen. Diese waren in seinem alten heiteren Ton verfaßt, obgleich sie von Erinnerungen an gräßliche Gefahren und maßloses Elend voll waren.

Schon am 28. August 1888 geschrieben, erreichten die Briefe die Küste von Banana (im Süd-Westen von Afrika) erst Mitte Februar 1889. Diese Thatsache selbst, sowie die schmerzlichen Einzelheiten von Stanleys Vorwärtskommen, liefern einen Beweis

von den unermeßlich weiten Entfernungen und den langsamen Märschen in jenem „schwarzen Erdteil“, dessen innerste Geheimnisse nunmehr fast alle von Stanley entschleiert worden sind; denn er gab den ersten Bericht, der je zu den Augen und Ohren der civilisierten Welt gedrungen ist, von dem ungeheuren Stück unbekannter Welt zwischen den Stanley-Fällen und dem Njanza.

In seinem Brief vom 28. August 1888 schreibt er an den Vorsitzenden des „Emin Pasha Relief Committee“:

„Mein Herr!

Eine kurze Depesche, in der ich mit wenigen Worten mitteilte, daß wir die erste Hilfsabteilung zu Emin Pascha am Albert Njanza geschickt hätten, wurde Ihnen durch Eilboten von den Stanley-Fällen aus, zugleich mit Briefen an Tibbu-Tibb, den arabischen Gouverneur jenes Gebietes, am 17. ds. geschickt, drei Stunden nach unserem Zusammentreffen mit der Nachhut unsrer Expedition. Ich will Ihnen die Geschichte unsres Thun und Treibens seit dem 28. Juni 1887 erzählen.

Ich hatte zu Yambuja, am unteren Aruwimi, gerade unterhalb der ersten Stromschnellen, ein mit Pfahlwerk befestigtes Lager aufgeschlagen. Major Edmund Barttelot, der älteste der Offiziere, die bei mir waren, wurde zum Kommandanten ernannt. Herr J. S. Jamieson, ein Freiwilliger, wurde ihm beigegeben. Bei der Ankunft aller Leute und Waren von Bolobo und Stanley Pool sollten sich die Offiziere, die noch zurück waren, die Herren Troup, Ward und Bonny, beim Major Barttelot melden. Es sollte jedoch, ohne Beratung mit den Herren Jamieson, Troup und Ward, kein wichtiges Gefecht oder sonstige wichtige Bewegung den Instruktionen zufolge, die ich dem Major vor meiner Abreise gegeben hatte, unternommen werden. Die Abteilung unter Major Barttelots Kommando war 257 Mann stark.

Da ich den Major bat, Ihnen eine Kopie der jedem Offizier übergebenen Instruktionen zu senden, so wissen Sie ohne Zweifel, daß der Major Befehl hatte, in Yambuja bis zur Ankunft des

Dampfers von Stanley Pool mit den zurückgelassenen Offizieren, Mannschaften und Waren zu bleiben, und daß, wenn die von Tibbu-Tibb versprochene Abteilung von Trägern inzwischen angekommen wäre, er mit seinen Leuten aufbrechen und unsrer Spur folgen sollte, die, so lange er das Waldgebiet durchschritte, durch Zeichnen der Bäume, durch unsre Lagerplätze und Zaribas 2c. kenntlich sein würde. Im Fall jedoch Tibbu-Tibbs Träger nicht ankämen, und er (der Major) es vorziehen sollte, weiter zu marschieren, statt in Yambuja zu bleiben, dann solle er solche Gegenstände, wie sie in seiner Instruktion genannt seien, zurücklassen und mit kurzen Ruhestationen doppelte und dreifache Tagemärsche zurücklegen, bis ich vom Njanza herunterkäme und ihn ablöste. Diese Instruktionen waren deutlich und verständlich, wie auch die Offiziere zugaben.

Die Vorhut, bestehend aus 389 Mann samt Offizieren, brach am 28. Juni 1887 von Yambuja auf. Am ersten Tag folgten wir dem Lauf des Flusses, marschierten zwölf Meilen und langten in dem großen Gebiet von Yankondé an. Bei unsrem Herannahen steckten die Eingebornen ihre Dörfer in Brand und griffen unter dem Schutze des Rauches die Pioniere an, die die zahlreichen, vor dem Dorfe aufgepflanzten Hindernisse wegschafften. Das Scharmützel dauerte fünfzehn Minuten. Am zweiten Tag schlugen wir einen Weg ein, der landeinwärts führte, jedoch in östlicher Richtung. Fünf Tage lang folgten wir diesem Wege durch eine dichte Bevölkerung hindurch. Jede dem Verstande eines Eingebornen nur erdenkliche Art, einen Feind zu belästigen, aufzuhalten und zu verwunden, wurde gegen uns angewendet; aber wir kamen hindurch, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Als wir merkten, daß uns der Weg zu weit von unsrem Kurs abführte, schlugen wir eine nordöstliche Richtung ein und erreichten den Fluß wieder am 5. Juli. Von diesem Tage bis zum 18. Oktober gingen wir am linken Ufer des Aruwimi entlang. Nach einem siebzehntägigen, anhaltenden Marsche machten wir einen Rasttag. Am 24. Tage seit Yambuja verloren wir zwei Mann durch

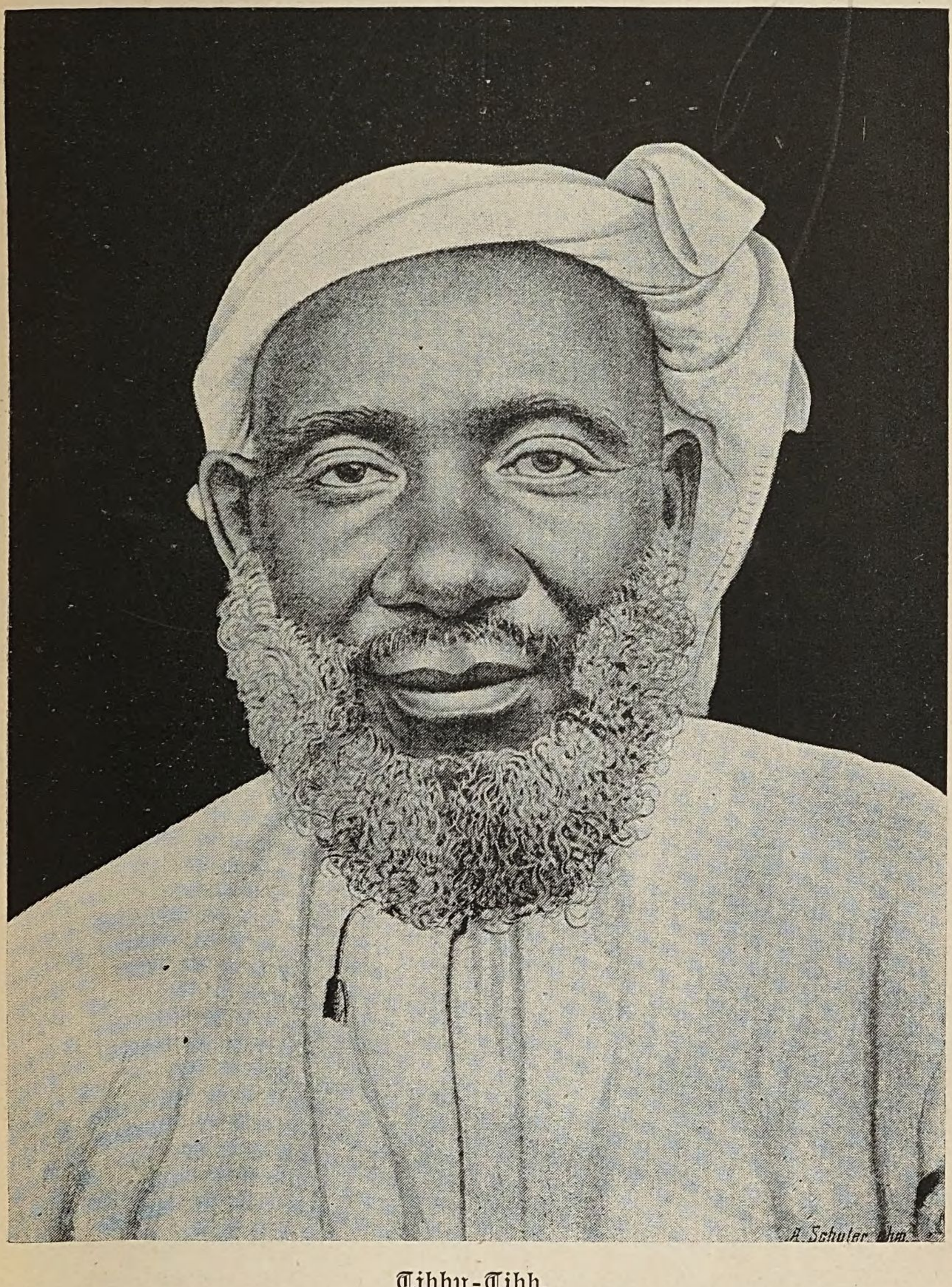
Desertion. Im Monat Juli machten wir nur viermal Halt. Am 1. August kam der erste Todesfall vor: ein Mann starb an der roten Ruhr; so war vierunddreißig Tage lang unser Marsch ausnehmend günstig verlaufen. Doch da wir nun in eine Wildnis kamen, durch die wir neun Tage lang marschieren mußten, begannen unsre Leiden sich zu mehren, und verschiedene Todesfälle kamen vor. Der Fluß war uns zu dieser Zeit von großem Nutzen; unser Boot und verschiedene Kanoes erleichterten den Müden und Kranken ihre Lasten, so daß die Reise, wenn auch nicht so brillant, wie im ersten Monat, doch ziemlich stetig vor sich ging.

Am 13. August kamen wir in Air-Sibba an. Die Eingebornen stellten sich uns tapfer entgegen; wir verloren fünf Mann durch vergiftete Pfeile; und zu unsrem großen Leide wurde Lieutenant Stairs gerade unter dem Herzen verwundet; trotzdem er beinahe einen Monat lang unter heftigen Schmerzen litt, genas er aber schließlich doch. Am 15. führte Herr Jephson, der die Land-Abteilung befehligte, seine Leute ins Land hinein, wurde verwirrt und verlor seinen Weg. Wir trafen uns erst am 21. wieder.

Am 25. August langten wir im Gebiet von Air-jeli an; unsrem Lager gegenüber war die Mündung des Nebenflusses Nepoko.

Am 31. August trafen wir zum erstenmal mit einer Abteilung von Manjuema zusammen, die der Karawane von Ugarrowwa, alias Uledi Balyuz, angehörte, der sich als ein früherer Zelt-Knabe Spekes entpuppte. Unser Mißgeschick begann von diesem Tage an, denn hauptsächlich um den Arabern auszuweichen, hatte ich den Congo-Weg eingeschlagen, damit sie meine Leute nicht verführen und sie durch ihre Geschenke zum Desertieren verleiten sollten; aber 26 Mann desertierten innerhalb dreier Tage nach diesem unglückseligen Zusammentreffen.

Am 16. September erreichten wir ein Lager der Station Ugarrowwas gegenüber. Da Lebensmittel sehr rar waren, weil er ein großes Gebiet verwüstet hatte, hielten wir bloß einen



Tibbu-Tibb.

Tag in seiner Nähe. Ich knüpfte mit ihm freundschaftliche Verbindungen an, soweit dies mit einem solchen Manne möglich war, und ließ 65 Mann bei ihm. Alle Somalis zogen es vor, bei Ugarrowwa zu rasten, anstatt fortwährend zu marschieren. Fünf Sudanesen wurden ebenfalls zurückgelassen. Es wäre dieser aller sicherer Tod gewesen, wenn sie uns begleitet hätten; bei Ugarrowwa konnten sie möglicherweise wieder genesen. Fünf Dollar pro Mann und pro Monat sollte ich für ihre Kost an Ugarrowwa bezahlen.

Am 18. September verließen wir Ugarrowwa und am 18. Oktober gelangten wir an eine Niederlassung im Besitze von Kilinga-Longa, einem zanzibaritischen Sklaven, der dem Abed-bin-Salim gehörte, jenem alten Araber, dessen blutige Thaten in dem Werke: „Der Congo und die Gründung seines Freistaates" erzählt werden. Dies war ein schrecklicher Monat für uns; kein einziges Mitglied der Expedition, schwarz oder weiß, wird ihn jemals vergessen. Die Vorhut zählte 273 Seelen beim Abschied von Ugarrowwa, weil wir von 389 Mann 66 durch Desertion und Tod zwischen Yambuja und Ugarrowwa verloren hatten und 56 krank in der arabischen Station zurückgeblieben waren. Als wir Kilinga-Longa erreichten, merkten wir, daß wir 55 Mann durch Hunger und Desertion verloren hatten. Wir hatten uns hauptsächlich von wildem Obst, Fungi-Schwämmen und einer großen, flachen, bohnenförmigen Nuß ernährt. Abed-bin-Salims Sklaven thaten, unter Vermeidung offener Feindseligkeiten, was sie nur konnten, um unsere Expedition zu Grunde zu richten. Sie kauften Gewehre, Munition und Kleidung auf, so daß, als wir ihre Station verließen, wir so gut wie Bettler und beinahe ganz nackend waren. Wir waren körperlich so geschwächt, daß wir nicht imstande waren, unser Boot und ungefähr siebzig Warenlasten zu tragen; wir ließen daher diese Waren und das Boot bei Kilinga-Longa unter Surgeon Parke und Hauptmann Nelson zurück, da der letztere unfähig war, zu marschieren, und kamen nach zwölf Tagemärschen in einer Niederlassung von Ein-

gebornen, Ibwiri genannt, an. Zwischen Kilinga-Longa und Ibwiri hatte sich unsere Lage nicht verbessert. Die Verwüstungen der Araber erstreckten sich bis einige Meilen vor Ibwiri — und so vollständig war diese Verwüstung, daß keine einzige Hütte der Eingebornen zwischen Ugarrowwa und Ibwiri mehr stand, und was die Sklaven Ugarrowwas, sowie Abed-bin-Salims nicht zerstört hatten, wurde von den Elefanten vernichtet, so daß die ganze Gegend in eine schreckliche Wildnis verwandelt war. Doch in Ibwiri waren wir aus dem äußersten Bereich der Verwüster heraus; wir befanden uns auf unentweihtem Boden, in einer dichtbevölkerten Gegend, die Nahrungsmittel im Ueberfluß bot. Unsere Hungerqualen, die am 31. August begannen, endigten am 12. November. Wir selbst und unsere Leute waren Skelette. Früher 389 Mann, zählten wir jetzt nur noch 174 Köpfe, von denen einige keine Hoffnung mehr auf Leben zu haben schienen. Es wurde deshalb eine Rast angeordnet, damit die Leute sich wieder etwas erholen könnten. Bis jetzt bezweifelten die Leute, was wir ihnen sagten; ihre Leiden waren so schrecklich gewesen, Unglücksfälle so zahlreich, die Wälder anscheinend so endlos, daß sie nicht glauben konnten, wir würden später wieder flache Ebenen und Vieh, den Njanza, Weiße und Emin Pascha zu Gesicht bekommen. Es war, wie wenn wir sie mit Ketten um unsern Hals weiterschleppen müßten. „Jenseits dieser Wildnis liegt ein unberührtes Land, wo Ueberfluß an Lebensmitteln ist und wo ihr eure Leiden vergessen werdet; drum guten Mut, Jungens! Seid Männer und kommt ein bischen schneller vom Fleck!“ Sie waren taub für unsere Bitten und Ermahnungen, denn von Hunger und Elend getrieben, verkauften sie ihre Gewehre und Ausrüstung für ein paar Kolben Mais, desertierten mit unserer Munition und waren ganz und gar demoralisiert. Als ich sah, daß Bitten, Vorstellungen und gelinde Strafen nichts nützten, da beschloß ich, über die Elenden die Todesstrafe zu verhängen. Demnach wurden zwei der schlimmsten herausgesucht und in Gegenwart aller gehängt.

Wir machten eine dreizehntägige Rast in Ibwiri und schmausten Hühner, Ziegen, Bananen, Korn, süße Kartoffeln, Brotwurzeln (Yam), Bohnen 2c. Die Vorräte waren unerschöpflich und die Leute schwelgten im Ueberfluß; die Folge war, daß ich 173 — einer war durch einen Pfeil getötet worden — meist gewandte und kräftige Leute hatte, als ich am 24. November nach dem Albert Njanza aufbrach! Wir waren immer noch 126 Meilen vom See entfernt; doch, wenn Nahrung vorhanden, schien solch eine Entfernung gar nichts.

Am 1. Dezember sahen wir das offene Land von der Spitze einer Bergkette, die sich an „Mount Pisgah" anschloß — so benannt, weil wir von ihm aus zuerst das Land der Hoffnung und Fülle erblickten. Am 5. Dezember traten wir heraus in die Ebene, und der düstere Wald mit seinen Schrecken lag hinter uns. Nach einundsechzig Tagen in beständigem Halbdunkel traten wir endlich wieder in das helle strahlende Tageslicht! Wir dachten, wir hätten noch nie das Gras so grün und das Land so wunderschön gesehen! Die Leute schrieen und hüpften buchstäblich vor Freude und liefen über den Boden mit ihren Lasten.

Ach! dies war der alte Geist früherer glücklicher Expeditionen, der plötzlich wieder wach wurde!

Wehe dem Eingebornen, der uns bei unsrem Zusammentreffen angreifen würde, möchte er auch noch so stark und mächtig sein! In solcher Stimmung würden sich unsre Leute auf sie werfen, wie die Wölfe auf die Schafe. — Es war der endlose Wald gewesen, der aus meinen ausgeplünderten Leuten solche niedrige, sklavische Kreaturen gemacht hatte.

Am 9. kamen wir in das Gebiet des mächtigen Häuptlings Mazamboni. Die Dörfer waren so dicht über einen großen Landstrich zerstreut, daß kein andrer Weg als durch diese selbst oder durch Felder übrig blieb. Die Eingebornen hatten uns schon von weitem erspäht und waren wohl gerüstet. Sobald wir ankamen — es war am 9. Dezember, ungefähr 4 Uhr nachmittags — nahmen wir einen Hügel, der in der Mitte einer

Masse Dörfer lag, und besetzten ihn, indem wir eine Schutzwehr bauten, so schnell als unsere Beile Reisig hauen konnten. Das Schlachtgeschrei von Hügel zu Hügel war fürchterlich; es dröhnte über die dazwischen liegenden Thäler herüber; die Leute sammelten sich zu Hunderten von überall her; Hörner und Trommeln kündigten einen bevorstehenden Kampf an. Die Eingebornen, die zu frech waren, verscheuchten wir mit geringer Mühe und das kleine Scharmützel endigte damit, daß wir eine Kuh erbeuteten, das erste „Beef", das wir seit unserer Abreise vom Ocean kosteten.

Die Nacht ging ruhig vorüber, beide Teile bereiteten sich auf den nächsten Morgen vor. Früh am 10. versuchten wir es, Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Eingebornen waren begierig zu erfahren, wer wir seien, und wir wünschten sehr, Näheres über das Land zu wissen, das die Expedition zu Grunde zu richten drohte. Stunden vergingen mit Unterredungen, wobei beide Teile in angemessener Entfernung voneinander verweilten. Die Eingebornen sagten, sie seien Unterthanen von Uganda; doch ihr eigentlicher König sei Kaba Rega, und Mazamboni Statthalter für ihn in diesem Lande. Schließlich nahmen sie Tuch und Messingstangen an, um sie ihrem Könige Mazamboni zu zeigen, dessen Antwort am nächsten Tage gegeben werden sollte. Inzwischen sollten alle Feindseligkeiten ruhen.

Der Morgen des 11. brach an und um 8 Uhr wurden wir dadurch erschreckt, daß wir einen Mann ausrufen hörten, es sei Mazambonis Wunsch, daß wir aus dem Lande zurückgetrieben würden. Diese Proklamation wurde vom Thale in der Nähe unseres Hügels mit ohrenzerreißendem Geschrei begrüßt. Das Wort „Kanwana" bedeutet Frieden, „Kurwana" Krieg. Wir waren deshalb im Zweifel, ob — oder vielmehr wir hofften, daß wir falsch gehört hätten. Wir sandten einen Dolmetscher etwas näher hin, um zu fragen, ob es „Kanwana" oder „Kurwana" hieße; „Kurwana" war die Antwort, und um diese noch deutlicher zu gestalten, wurden zwei Pfeile auf

ihn abgeschossen, was allen Zweifel benahm. Unser Hügel stand zwischen einer höheren und einer niedrigeren Kette. Auf der einen Seite davon lag ein schmales Thal ungefähr 250 Meter breit, auf der andern Seite war das Thal 3 englische Meilen breit. Nach Osten und Westen zu erweiterte es sich in eine weite Ebene. Die höhere Bergkette war von Kriegern dicht besetzt, die sich anschickten, herabzusteigen; das breitere Thal war ebenfalls von Hunderten erfüllt. Es war keine Zeit zu verlieren. Vierzig Mann wurden unter Lieutenant Stairs abgeschickt, um das breitere Thal anzugreifen; Herr Jephson wurde mit dreißig Mann nach Osten geschickt, und eine auserlesene Schar von Scharfschützen sollte den Mut derer auf die Probe stellen, die den höheren Hügel herabstiegen. Stairs drang vor, durchkreuzte angesichts der Hunderte von Eingebornen einen tiefen und schmalen Fluß, griff das erste Dorf an und nahm es ein. Die Scharfschützen arbeiteten mit Erfolg und trieben die niedersteigenden Eingebornen schleunigst den Abhang wieder hinauf, bis eine allgemeine Flucht Platz griff. Inzwischen war auch Herr Jephson nicht müßig. Er marschierte das östliche Thal gerade hinauf, trieb dabei die Leute zurück und nahm ihre Dörfer im Weitergehen ein. Um 3 Uhr nachmittags war kein einziger Eingeborner mehr sichtbar, außer auf einem kleinen Hügel 1½ Meilen westlich von uns.

Am Morgen des 12. setzten wir unsern Marsch fort und hatten während des Tages vier kleinere Gefechte. Am 13. marschierten wir direkt nach Osten zu, indem wir jede Stunde von neuen Abteilungen angegriffen wurden, bis wir um Mittag Halt machten, um uns zu erfrischen. Diese kleinen Kämpfe wurden glücklich überstanden.

Um 1 Uhr nachmittags marschierten wir weiter. Eine Viertelstunde später rief ich: „Bereitet euch für den Anblick des Njanza vor!“ Die Leute murrten und zweifelten und sagten: „Warum sagt man uns immer solche Sachen? Jawohl, Njanza! Ist dies nicht eine Ebene und können wir nicht mindestens vier Tagereisen vor uns Berge sehen?“ Um 1½ Uhr

lag der Njanza zu ihren Füßen! — Nun war es an mir, die Zweifler zu verspotten und auszulachen; aber als ich sie fragen wollte, was sie sähen, kamen so viele heran, meine Hände zu küssen und mich um Verzeihung zu bitten, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Dies war meine Belohnung. Die Berge, sagten sie, seien die Berge von Unjoro — oder vielmehr der Abhang seiner Hochplateaus. Kavalli, das Ziel unserer Expedition, war sechs Meilen in der Luftlinie entfernt.

Wir waren in einer Höhe von 5200 Fuß über dem Meeresspiegel; der Albert Njanza lag 2900 Fuß unter uns. Wir befanden uns in 1° 20′ nördl. Br.; das Südende des Njanza lag in großen Umrissen ca. sechs Meilen nördlich von dieser Stellung, gerade gegenüber am östlichen Ufer war jede Einbuchtung in seinem niedrigen platten Ufer deutlich sichtbar, und wie eine silberne Schlange streckte sich der Nebenfluß Laniliki, der von Südwest in den Albert Njanza fließt, über den dunklen Boden hin.

Nach einer kurzen Rast, um die Aussicht zu genießen, begannen wir den schroffen und steinigen Abstieg. Ehe noch die Nachhut 100 Fuß herabgestiegen war, stürzten sich die Eingebornen der Hochebene, die wir gerade verlassen hatten, ihr nach. Hätten sie vorher auf der Ebene so viel Mut und Beharrlichkeit bewiesen, wie jetzt, so hätten wir ernstlich aufgehalten werden können. Die Nachhut wurde bis ein paar hundert Fuß über der Njanza-Ebene in reger Thätigkeit gehalten. Wir lagerten uns am Fuß des Plateau-Abhanges; die Aneroid-Barometer zeigten an, daß wir uns 2500 Fuß über dem Meeresspiegel befanden. In der Nacht wurde ein Angriff auf uns gemacht, aber unsere Wachen genügten, die Eingebornen fortzutreiben.

Um 9 Uhr früh, am 14., näherten wir uns dem Dorfe Kakongo, an der nordwestlichen Ecke des Albert Njanza gelegen. Drei Stunden verloren wir mit dem Versuch, Freundschaft zu schließen; es mißglückte gründlich. Man wollte uns nicht erlauben, an den See zu gehen, aus Furcht, wir könnten das

Vieh erschrecken. Sie wollten nicht Blutsbrüderschaft mit uns schließen, weil sie nie gehört hätten, daß gute Menschen vom Westen des Sees herkämen. Sie wollten keine Geschenke von uns annehmen, weil sie nicht wüßten, wer wir seien. Jedoch wollten sie uns Wasser zu trinken geben und uns den Weg zum Njam Sassik zeigen. Von diesen seltsamen Leuten erfuhren wir, daß sie gehört hätten, es sei ein weißer Mann zu Unjoro, aber sie hätten nie von weißen Männern auf der Westseite des Sees gehört, noch hätten sie jemals Dampfer auf dem See gesehen. Es waren weiter keine Kanoes zu haben, als solche, die die Männer 2c. fassen würden.

Es war kein Grund zu Streitigkeiten vorhanden; die Leute waren höflich genug, aber sie wollten uns nicht in ihrer Nähe haben. Man zeigte uns daher den Weg, den wir einige Meilen weit verfolgten; dann lagerten wir uns ungefähr eine halbe Meile vom See entfernt. Wir begannen unsere Lage zu überdenken und zwar in dem Lichte, in dem sie sich nach unserer Unterredung mit den Kakongo-Eingebornen darstellte. Offenbar waren meine Kuriere von Zanzibar noch nicht eingetroffen, sonst hätte doch gewiß Emin Pascha mit seinen zwei Dampfern der Südwest-Seite des Sees einen Besuch abgestattet, um die Eingebornen auf unsere Ankunft vorzubereiten.

Mein Boot war bei Kilinga-Longa, 190 Meilen weit entfernt. Wir konnten kein Kanoe erhalten, und ein solches ohne die Entschuldigung von Feindseligkeiten gewaltsam zu nehmen, erlaubte mir mein Gewissen nicht. Es war auch kein Baum von genügender Größe in der Nähe, daß man ein Kanoe daraus hätte machen können. Wadelai war furchtbar weit entfernt für eine so heruntergekommene Expedition, wie die unsrige. Wir hatten in fünf Tagen fünf Kisten Patronen bei den Gefechten auf der Ebene verbraucht. Ein Monat solcher Gefechte mußte unseren ganzen Vorrat vollends erschöpfen. Es wurde kein anderer ausführbarer Plan vorgeschlagen, als folgender: nach Ibwiri zurückkehren, dort ein Fort errichten, eine Abteilung nach Kilinga-Longa zurückschicken, um unser

Boot zu holen, jede nicht transportable Last im Fort lassen, eine Abteilung Leute daselbst zurücklassen, um es zu halten und Korn für uns zu bauen; dann zum Albert-See zurückkehren und das Boot aussenden, um Emin Pascha zu suchen.

Dies war der Plan, für den ich mich, nach langen eingehenden Beratungen mit meinen Offizieren, entschied.

Am 15. marschierten wir gegen Kavalli, an der Westseite des Sees; Kavalli war vor Jahren zerstört worden. Um 4 Uhr nachmittags schossen die Kakongo-Eingebornen, die uns gefolgt waren, mehrere Pfeile in unser Lager, und verschwanden wieder so schnell wie sie gekommen waren.

Um 6 Uhr abends begannen wir einen Nachtmarsch und um 10 Uhr morgens am 16. erreichten wir die Höhe des Plateau noch einmal, von den Kalongo-Eingebornen den ganzen Abhang des Plateau herauf hartnäckig verfolgt. Wir hatten einen Toten und einen Verwundeten.

Am 7. Januar waren wir wieder in Ibwiri und nach einer Rast von einigen Tagen wurde Lieutenant Stairs, begleitet von Surgeon Parke und Hauptmann Nelson, mit 100 Mann nach Kilinga-Longas Station abgeschickt, um das Boot und die Waren zu holen. Von den 38 Kranken unter Obhut der Offiziere kamen bloß elf zum Fort; die übrigen waren gestorben oder desertiert. Nach Stairs' Rückkehr mit dem Boot und den Waren wurde er nach Ugarrowwa geschickt, um die Rekonvalescenten von dort zu holen. Ich gewährte ihm neununddreißig Tage Zeit. Bald nach seinem Abmarsch bekam ich einen Anfall von Gastritis und einen Abscess am Arm, aber nach einer einmonatlichen sorgfältigen Pflege des Dr. Parke erholte ich mich, und nach 47 Tagen, am 2. April, machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Albert Njanza, von den Herren Jephson und Parke begleitet. Hauptmann Nelson, der wieder hergestellt war, wurde für die Zeit unserer Abwesenheit mit einer Besatzung von 43 Männern und Knaben zum Kommandanten des Forts Bodo ernannt.

Am 26. April erreichten wir Mazambonis Gebiet noch

einmal, aber diesesmal entschied sich Mazamboni, auf meinen Antrag, Bluts-Brüderschaft mit mir zu schließen. Trotzdem ich fünfzig Gewehrtragende weniger bei mir hatte, als das erste Mal, so folgten doch alle Häuptlinge bis zum Njanza dem Beispiel Mazambonis und jede Schwierigkeit schien beseitigt. Nahrung wurde umsonst geliefert: Rindvieh, Ziegen, Schafe und Geflügel wurden uns in solcher Fülle gegeben, daß unsere Leute wie Könige lebten. Eine Tagereise vom Njanza kamen die Eingebornen von Kavalli und meldeten, daß ein Weißer Namens „Malejja“ ihrem Häuptling ein schwarzes Paket gegeben hätte, um es mir, seinem Sohne, zu überreichen. Ob ich ihnen folgen wolle? „Ja, morgen,“ antwortete ich, „und wenn eure Worte wahr sind, werde ich euch reich machen.“

Sie blieben die Nacht bei uns und erzählten wunderbare Geschichten von „Schiffen, so groß wie Inseln, voll von Männern 2c.“, die keinen Zweifel bei uns übrig ließen, daß dieser Weiße Emin Pascha sei. Der nächste Tagesmarsch brachte uns zum Häuptling von Kavalli, und nach einer Weile reichte er mir einen Brief von Emin Pascha, der mit einem Streifen schwarzen amerikanischen Oeltuches umhüllt war. Der Inhalt des Briefes war: infolge eines unter den Eingebornen verbreiteten Gerüchtes, daß man einen Weißen am Südende des Sees gesehen habe, sei er in seinem Dampfer herumgefahren, um Erkundigungen einzuziehen; doch habe er nichts Zuverlässiges erfahren können, da die Eingebornen schreckliche Angst vor Kaba Rega, dem König von Unjoro, hätten und jeden Fremden mit ihm in Verbindung brächten. Jedoch habe die Frau des Nyam Sassic Häuptlings, einem eingebornen Verbündeten von ihm, Namens Mogo, mitgeteilt, daß sie uns in Mrusuma (dem Lande Mazambonis) gesehen hätte. Er bat mich daher, zu bleiben wo ich sei, bis er mir Nachrichten von sich zukommen lassen könne. Der Brief war unterzeichnet „(Dr.) Emin“ und datiert vom 26. März.

Tags darauf, am 23. April, wurde Herr Jephson mit einer starken Abteilung abgeschickt, um das Boot zum Njanza

zu bringen. Am 26. sah die Bootsmannschaft die Station Mswata, die südlichste Station Emin Paschas, und Herr Jephson wurde dort aufs gastlichste von der ägyptischen Besatzung empfangen. Die Mannschaft sagte, sie seien einer um den andern einzeln umarmt worden, und es sei ihnen noch nie solche Aufmerksamkeit erwiesen worden, wie von diesen Leuten, die sie wie Brüder begrüßten.

Am 29. April erreichten wir wieder denselben Platz, wo unser Lager am 16. Dezember gestanden hatte, und um 5 Uhr abends sah ich den Dampfer „Khedive" in einer Entfernung von ungefähr sieben Meilen auf uns zufahren. Bald nach 7 Uhr kamen Emin Pascha, Signor Casati und Herr Jephson in unsrem Lager an, wo sie von uns allen aufs herzlichste begrüßt wurden.

Am nächsten Tag zogen wir nach einem besseren Lagerplatze, ca. drei Meilen oberhalb Nyam Sanic, und hier schlug Emin gleichfalls sein Lager auf; wir blieben bis zum 25. Mai beisammen. An diesem Tage trennte ich mich von ihm, ließ jedoch Herrn Jephson, drei Sudanesen und zwei Zanzibariten bei ihm, wogegen er mich durch drei Mann von seinen unregelmäßigen Truppen und 102 Madi-Träger begleiten ließ.

Vierzehn Tage später war ich wieder in Fort Bodo; dort fand ich den Hauptmann Nelson und Lieutenant Stairs. Letzterer war zweiundzwanzig Tage, nachdem ich am 2. April an den See abgegangen war, leider nur mit 16 von 56 Leuten von Ugarrowwa zurückgekehrt. Alle die übrigen waren tot. Meine zwanzig Kuriere, die ich mit Briefen an Major Barttelot geschickt hatte, waren alle glücklich am 16. März von Ugarrowwa nach Yambuja abmarschiert.

In Fort Bodo gedieh alles prächtig. Beinahe zehn Morgen Landes waren bebaut. Eine Mais-Ernte war schon eingebracht und im Speicher; man war mit der zweiten Saat beschäftigt.

Am 16. Juni verließ ich Fort Bodo mit 111 Zanzibariten und 101 von Emin Paschas Leuten. Lieutenant Stairs ward zum ersten Kommandanten des Forts ernannt, Nelson zum zweiten

und Surgeon Parke war Stabsarzt. Die Besatzung bestand aus neunundfünfzig Gewehrtragenden. Somit hatte ich mich nun aller meiner Offiziere entledigt, um nicht mit Gepäck, Vorräten und Arzneien belastet zu sein, die ich, falls Europäer mitgegangen wären, hätte mitnehmen müssen, und jeder Träger war nötig für die vielen Vorräte beim Major Barttelot. Am 24. Juni erreichten wir Kilinga-Longa, und am 19. Juli Ugarrowwa. Die letztere Station war verlassen. Ugarrowwa selbst war mit so viel Elfenbein, als er nur in jener Gegend auftreiben konnte, vor ca. drei Monaten den Fluß hinabgefahren. Beim Abmarsch von Fort Bodo hatte ich jeden Träger mit sechzig Pfund Korn beladen, so daß wir durch die Wildnis marschieren konnten, ohne vom Hunger gequält zu werden.

Indem wir dann so schnell wie möglich am Fluß abwärts eilten und täglich die Kuriere (die durch eine Belohnung von zehn Pfund pro Mann angefeuert worden waren, sich möglichst anzustrengen) oder den Major selbst an der Spitze einer Anzahl von Trägern zu treffen hofften, gaben wir uns den angenehmsten Erwartungen hin, als wir uns unsrem Ziele näherten.

Am 10. August holten wir Ugarrowwa ein, mit einer großen Flotte von siebenundfünfzig Kanoes, und zu unsrer Verwunderung auch mit unsern Kurieren, die jetzt auf siebzehn zusammengeschmolzen waren. Sie erzählten eine schreckliche Geschichte von höchst tragischen Ereignissen, bei denen auch sie um ein Haar mit zu Grunde gegangen wären. Drei von ihnen waren getötet, zwei waren noch krank von ihren Wunden, und bis auf fünf hatten alle an ihrem Leib Narben von Pfeilwunden.

Eine Woche später, am 17. August, trafen wir die Nachhut der Expedition an einem Orte Namens Bunalja, oder, wie die Araber es umgeändert haben, Unarya. Ein weißer Mann stand an der Pforte der Palissadenverschanzung, und ich hielt ihn zuerst für Herrn Jamieson; aber als ich näher trat, erkannte ich Herrn Bonny, der seine Laufbahn als Militärarzt aufgegeben hatte, um mit uns zu gehen.

„Nun, mein lieber Bonny, wo ist der Major?“

„Er ist tot; von den Manjuema vor ungefähr einem Monat erschossen.“

„Großer Gott! Und Herr Jamieson?“

„Er ist nach den Stanley-Fällen gegangen, um zu versuchen, noch mehr Leute von Tibbu-Tibb zu bekommen.“

„Und Herr Troup?“

„Herr Troup ist als Invalide nach Hause zurückgekehrt.“

„So! Nun, wo ist denn Herr Ward?“

„Herr Ward ist in Bangala.“

„Gütiger Himmel! Dann sind Sie der einzige hier?“

„Jawohl, mein Herr!“

Ich fand die Nachhut in einem fürchterlichen Zustande. Von 257 Mann waren nur noch 71 übrig. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß von diesen 71 nur 52 dienstfähig waren, und diese waren auch beinahe Gespenster.

Die Avant-Garde hatte den Weg von Yambuja bis Bunalja in sechzehn Tagen trotz des Widerstandes der Eingebornen zurückgelegt. Die Nachhut brauchte zum selben Weg dreiundvierzig Tage. Nach dem Bericht des Herrn Bonny war während der dreizehn Monate und zwanzig Tage, seit ich Yambuja verlassen hatte, nur Elend, Desertion und Tod zu verzeichnen.

Ich habe nicht den Mut, auf die Einzelheiten einzugehen, die teilweise unglaublich sind; ich habe auch keine Zeit dazu, denn außer Herrn Bonny habe ich gar keine Hilfe bei der Reorganisation der Expedition. Es sind immer noch viel mehr Vorräte vorhanden, als ich tragen kann; doch fehlen zugleich notwendige Sachen; z. B. verließ ich Yambuja nur mit meinem kurzen Feld-Kittel, da ich den Rest meiner Kleider und Effekten bei den Offizieren dort zurückließ. Im Dezember langten einige Deserteure der Vorhut in Yambuja an und verbreiteten das Gerücht, daß ich tot sei. Sie hatten keine Papiere bei sich, aber die Offiziere scheinen den Bericht dieser Deserteure als wahr angenommen zu haben, und im Januar schlug Herr Ward bei einer Offiziers-Versammlung vor, daß meine Instruktionen auf-

gehoben werden sollten. Der einzige, der hierzu seine Zustimmung nicht gegeben zu haben scheint, war Herr Bonny. Infolgedessen wurde meine persönliche Ausstattung, meine Arzneien, Seife, Lichter und Mund-Vorräte als „überflüssig" den Congo hinunter spediert. So befinde ich mich jetzt, nachdem ich dieses große persönliche Opfer gebracht habe, um sie zu unterstützen und zu erheitern, beinahe ohne Kleider, und sogar der notwendigsten Lebensbedürfnisse in Afrika beraubt. Doch, sonderbarerweise haben sie zwei Hüte, vier Paar Stiefel und eine Flanell-Jacke behalten, und ich habe die Absicht, zu Emin Pascha und quer durch Afrika in diesem wahrhaft afrikanischen Aufzuge zurückzukehren. Der arme Livingstone war ganz in Lumpen gehüllt, als ich ihn traf, aber der Befreier selbst wird diesmal zerlumpt erscheinen. Glücklicherweise wird keiner meiner Offiziere mich beneiden, denn ihre Habe ist unversehrt — nur ich war tot!

Ich bitte zu bemerken, daß wir nur 82 Tage zu unsrem Marsche vom Albertsee nach Bunalja, und 61 Tage von Fort Bodo brauchten. Die Entfernung ist nicht so groß — aber die Leute lassen einen im Stich. Als wir nach dem Njanza gingen, hatten wir ein Gefühl, wie wenn wir sie mit großer Mühe zu schleppen hätten; beim Rückmarsch kannte jeder den Weg und brauchte keine Aufmunterung. Zwischen dem Njanza und hier verloren wir nur 3 Leute — einen davon durch Desertion. Ich brachte 131 Zanzibariten hierher, und ließ 59 in Fort Bodo — macht zusammen 190 Mann von 389, das ist ein Verlust von 50 %. In Yambuja ließ ich 257 Mann; es sind nur 71 übrig geblieben, von denen 10 das Lager nicht mehr verlassen werden — das ist ein Verlust von mehr als 70 %. Dies beweist, daß, obgleich die Leiden der Vorhut unerhört waren, die Sterblichkeit doch nicht so groß war, wie im Lager zu Yambuja. Die Ueberlebenden vom Marsch sind alle kräftig und wohl, während diejenigen von der Nachhut abgemagert und höchst ungesund aussehen.

Ich habe hiermit kurz unser Thun und Treiben seit dem 28. Juni 1887 mitgeteilt. Ich wünsche, ich hätte mehr Muße,

um ausführlicher zu schreiben; aber ich kann keine Zeit dazu finden. Ich schreibe dies in der Eile und im Durcheinander der Abreise, und werde fortwährend dabei unterbrochen. Sie werden jedoch aus diesem Briefe eine Idee von der Natur des Landes, das wir durchkreuzten, bekommen haben. Wir waren 160 Tage im Walde — in einem fortlaufenden, ununterbrochenen, dichten Walde. Das Wiesengebiet durchzogen wir in acht Tagen. Die Grenzen des Waldes am Rande des Wiesengebiets sind scharf markiert. Wir sahen ihn vor uns liegen, nach Nord-Osten hingestreckt, mit seinen Biegungen, Buchten und Vorsprüngen, wie eine Meeresküste. Gegen Süd-Westen hatte er denselben Charakter. Von Norden nach Süden dehnt sich das Waldgebiet von Nyangive bis zu den südlichen Ufern des Monbuttu aus; von Osten nach Westen umfaßt es die ganze Strecke vom Congo, an der Mündung des Aruwimi, bis zu 29° östl. Länge — 40 Grad. Wie weit sich der Wald nach Westen über den Congo hinaus erstreckt, weiß ich nicht. Die ganze Größe des so beschriebenen Gebietes — vollständig von Wald bedeckt — ist 246 000 Quadratmeilen. Nördlich vom Congo, zwischen Upoto und dem Aruwimi, umfaßt der Wald weitere 20 000 Quadratmeilen.

Zwischen Yambuja und dem Njanza stießen wir auf fünf verschiedene Sprachen. Die letzte wird von den Wanjoro, Wanjankori, Wanja Ruanda, Wahha und den Leuten von Karangue und Ukereve gesprochen.

Das Land senkt sich sanft von dem Kamm des Plateau über dem Njanza bis herab zum Congo, von einer Höhe von 5500 Fuß bis 1400 Fuß über dem Meeresspiegel. Nördlich und südlich von unsrem Weg durch das Wiesenland wurde der freie Blick über das Land vielfach durch Gruppen von Bergkegeln, oder vereinzelten Bergen, oder Bergrücken unterbrochen. Nach Norden zu sahen wir kein Land, das höher als 6000 Fuß über dem Meer gewesen wäre; jedoch in einer Entfernung von 50 Meilen von unsrem Lager am Njanza sahen wir einen hohen Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war und wahr-

scheinlich 17 oder 18000 Fuß Meereshöhe hat. Er wird Ruwenzori genannt und wird wahrscheinlich ein Rivale des Kiliman-Dscharo werden.

Ich bin nicht sicher, ob er sich nicht als der „Gordon Bennett"-Berg in Gambaragara entpuppen wird; doch sind zwei Gründe vorhanden, dies zu bezweifeln — erstens, liegt er etwas zu weit westlich für die Lage, die ich 1876 für den letzteren angegeben habe; und zweitens sahen wir keinen Schnee auf dem „Gordon Bennett". Ich könnte auch einen dritten Grund anführen, nämlich den, daß der letztere ein vollständiger Kegel, während der Ruwenzori ein länglicher Berg ist, auf seiner Höhe beinahe eben, mit zwei Rücken, die sich nach Nord-Ost und Süd-West erstrecken.

Ich bin nur drei Eingebornen begegnet, die den südlich gelegenen See gesehen haben. Sie stimmen darin überein, daß er groß sei, jedoch nicht so groß wie der Albert Njanza. Der Aruwimi ist unter dem Namen Suhali ungefähr 100 Meilen über Yambuja bekannt; dort wo er sich dem Nepoko nähert, wird er Nevoa genannt; jenseits seines Zusammenflusses mit dem Nepoko heißt er No-Welle; 300 Meilen vom Congo entfernt wird er Iteri genannt, welcher Name sich bald in Ituri verwandelt, den er bis zu seinem Ursprung behält. Zehn Minuten Marsch von den Ituri-Gewässern sahen wir den Njanza wie einen Spiegel in seinem ungeheuren Becken daliegen.

Ehe ich schließe, muß ich noch etwas ausführlicher die Ursache berühren, die mich in dies Land geführt hat, nämlich: Emin Pascha.

Der Pascha hat zwei Bataillone reguläre Truppen unter sich — das erste, ca. 750 Mann stark, liegt in Duffle Honyu Laboré, Muggi, Kirri, Bedden und Rejaf; das zweite Bataillon — 640 Mann — bedeckt die Stationen Wadelai, Fatiko, Mahagi und Mswa: eine Verbindungsstrecke von ungefähr 180 geographischen Meilen Länge den Njanza und den Nil entlang. Im Innern, westlich vom Nil, hat er drei oder vier kleinere Stationen — im ganzen vierzehn. Außer diesen

Bayerische Staatsbibliothek München

zwei Bataillonen hat er noch eine ganz ansehnliche Truppe Irregulärer, Schiffer, Handwerker, Angestellter und Diener. „Im ganzen," sagte er, „werden wir, wenn ich mich entschließen sollte, hier fortzugehen, ungefähr 8000 Leute mit uns nehmen."

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich keinen Moment zaudern, oder nur eine Sekunde im Zweifel sein, was zu thun."

„Was Sie sagen, ist ganz wahr; jedoch wir haben eine so große Anzahl Weiber und Kinder, wahrscheinlich 10000 Leute. Wie können die alle von hier weggebracht werden? Wir werden eine Menge Träger brauchen."

„Träger! Träger für was?" fragte ich.

„Für die Weiber und Kinder. Sie würden die sicherlich nicht zurücklassen, und die können nicht marschieren."

„Die Weiber müssen zu Fuß gehen. Es wird ihnen mehr nützen als schaden. Was die kleinen Kinder betrifft, so laden Sie die auf Esel — ich höre, Sie haben ungefähr 200. Ihre Leute werden im ersten Monat nicht sehr weit kommen, aber allmählich werden sie sich daran gewöhnen. Unsere Frauen aus Zanzibar durchkreuzten Afrika auf meiner zweiten Reise. Warum können Ihre schwarzen Frauen nicht dasselbe thun? Fürchten Sie nichts für die; sie werden mehr leisten als die Männer."

„Sie werden eine ungeheure Menge Vorräte für die Reise brauchen."

„Das ist wahr; doch Sie haben einige Tausend Stück Vieh. Diese werden Fleisch liefern. Die Länder, durch die wir reisen, werden Korn und Gemüse liefern."

„Nun wohl! Doch wir wollen die weitere Besprechung auf morgen verschieben."

„Den 1. Mai 1888.
Halt im Lager zu Niabé.

Der Pascha kam vom Dampfer „Khedive" um 1 Uhr nachmittags ans Land und bald begannen wir wieder unser gestriges Gespräch. Viele der obigen Argumente wurden wiederholt und er fuhr fort:

„Nach dem, was Sie mir gestern gesagt haben, denke ich, es wäre das Beste, von hier wegzugehen. Die Aegypter sind sehr geneigt zu gehen; es sind ihrer ungefähr 100 Mann, außer den Weibern und Kindern. Ueber diese ist kein Zweifel, und selbst wenn ich hier bliebe, würde ich mich freuen sie loszuwerden, weil sie meine Autorität untergraben und meine Bemühungen zum Rückzug zunichte machen. Als ich ihnen mitteilte, daß Chartum gefallen und Gordon Pascha tot sei, sagten sie immer den Nubiern, daß es eine abgemachte Lüge sei; daß sie eines Tages die Dampfer zu ihrer Befreiung den Fluß herauffahren sehen würden. Aber wegen der Regulären, die das erste und zweite Bataillon bilden, bin ich sehr im Zweifel; sie haben ein so freies und glückliches Leben hier geführt, daß sie Anstand nehmen würden, ein Land zu verlassen, wo sie einen Luxus genossen haben, den sie sich in Aegypten nicht leisten können. Die Soldaten sind verheiratet, und einige von ihnen haben Harems. Von den Irregulären würden sich auch viele zurückziehen und mir folgen. Gesetzt nun, die Regulären weigerten sich, wegzugehen, so können Sie sich denken, in welch schwieriger Lage ich mich befinden würde. Würde ich recht handeln, sie ihrem Schicksal zu überlassen? Wäre das nicht, sie ihrem Untergang preisgeben? Ich müßte ihnen ihre Waffen und Munition lassen, und bei meiner Rückkehr würde alle Disciplin zu Ende sein. Streitigkeiten würden entstehen und Parteien würden sich bilden. Die Ehrgeizigen würden mit Gewalt suchen, Führer zu werden, und aus diesen Nebenbuhlereien würden gegenseitig Haß, Mord und Totschlag entstehen, bis niemand mehr übrig bliebe."

„Gesetzt nun, Sie entschlössen sich, dazubleiben, was wäre dann mit den Aegyptern?" fragte ich.

„Oh, diese werde ich Sie ersuchen müssen gütigst mitzunehmen."

„Nun, Pascha, wollen Sie mir den Gefallen thun, Signor Casati zu fragen, ob er uns mit seiner Gesellschaft auf unsrem Marsche nach der Küste beehren wird; denn wir sind beauftragt, auch ihm beizustehen, wenn wir ihn treffen."

Hauptmann Casati antwortete durch Emin Pascha:

„Was der Gouverneur Emin sich zu thun entscheidet, das wird auch für mein Verhalten maßgebend sein. Wenn der Gouverneur bleibt, bleibe ich auch; geht er, so gehe ich auch!"

„Nun, ich sehe, Pascha, daß für den Fall Ihres Hierbleibens Ihre Verantwortungen sehr groß sein werden."

Man lachte. Der Satz wurde Casati übersetzt und der galante Hauptmann antwortete:

„Oh, ich bitte um Verzeihung, aber was mich betrifft, so entbinde ich den Pascha jeglicher Verantwortung, weil ich mich ganz und gar von meinem eigenen Willen leiten lasse."

So habe ich Tag für Tag getreulich meine Unterredungen mit Emin Pascha aufgezeichnet; aber dieser Auszug genügt, um Ihnen so viel wie nötig die Sachlage verständlich zu machen. Ich ließ Herrn Jephson mit dreizehn meiner Sudanesen zurück und ließ den Truppen eine Botschaft verlesen, wie der Pascha mich gebeten hatte. Alles andre wird gelassen, bis ich mit der vereinigten Expedition zum Njanza zurückkehre.

Der Pascha schlug vor, innerhalb zwei Monaten Fort Bodo zu besuchen und Herrn Jephson mit sich zu nehmen. In Fort Bodo habe ich den Offizieren Befehle hinterlassen, das Fort zu schleifen und den Pascha zum Njanza zu begleiten. Ich hoffe sie alle wieder am Njanza zu treffen, da ich vorhabe, den Weg hierher durch einen kürzeren neuen abzuschneiden.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

Zwölftes Kapitel.

Das Innere des „Schwarzen Erdteils“.

160 Tage im Urwald — Verhältnisse des Waldes — Zwerge — Regenzeit — Wiesenland — Ueberfluß — Der Bazanza-Stamm — Gefechte — Fort Bodo — Das Boot heraufgebracht — Begegnung mit Emin Pascha — Rückkehr zu der Nachhut — Zweifel, Schwierigkeiten, Enttäuschungen.

Den folgenden Brief Stanleys empfing zur selben Zeit Herr A. L. Bruce (der Schwiegersohn Dr. Livingstones) zu Edinburg:

„Central-Afrika, S. Mupe, Ituri-Fluß.
Den 4. September 1888.

Mein lieber Herr Bruce,

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, nicht weil ich eine Gelegenheit wüßte, ihn sicher in Ihre Hände gelangen zu lassen, sondern weil ich Ihnen schon viele Briefe schuldig bin; und die Erinnerung an Ihre Freundlichkeit drängt mich, einige geschriebene Worte fertig bei mir zu haben, falls sich später eine Gelegenheit zum Absenden finden sollte. Mein letzter Brief ist von gestern datiert und unsrem gemeinsamen Freunde Mackinnon für die „Royal Geographical Society“ und Ihren eigenen Liebling, die „Scottish Society“, zugesandt. Aber der Kurier ist schon fort, oder vielmehr von mir getrennt.

Als ich mir in England die besten Wege zum Albert Njanza überlegte, dachte ich, daß ich überreichlich rechnete, wenn ich mir zwei Wochen Zeit gönnte, um das Waldgebiet zwischen dem Congo und dem Wiesenlande zu durchwandern; aber Sie können sich unsere Stimmung denken, als wir Monat auf Monat fort und fort in dem endlosen Walde marschieren und uns hindurcharbeiten, -hauen und -pflügen mußten. Es dauerte 160 Tage, ehe wir sagen konnten: „Gott sei Dank, endlich sind wir aus dieser Dunkelheit heraus!“ Zu einer Zeit waren wir allesamt — Weiße wie Schwarze — beinahe aufgerieben. September, Oktober und die Hälfte des Monats November 1887 werden wir niemals vergessen. Der Oktober wird uns besonders denkwürdig sein wegen der großen Leiden, die wir erduldeten. Unsere Offiziere haben den Wald gründlich satt, aber meine treuen Schwarzen, 130 Mann, folgten mir nochmals durch den wilden, weglosen Wald mit seinen tausend Beschwerlichkeiten, um ihren Kameraden von der Nachhut beizustehen. Versuchen Sie sich einige von diesen Mühseligkeiten vorzustellen. Nehmen Sie ein dickes schottisches Unterholz, triefend von Regen; denken Sie sich dies Unterholz fast nur als niedriges Buschwerk, gewachsen unter dem undurchdringlichen Schatten von uralten Bäumen — 100 bis 180 Fuß hoch, Dornen und Stacheln im Uebermaß; träge kleine Flüßchen, die sich durch das dichte Gestrüpp schlängeln, und manchmal den tiefen Zufluß eines großen Stromes. Stellen Sie sich diesen Wald vor, in allen Stadien des Wachstums und Verfalls — alte Bäume, gefährlich übergeneigt, oder im Begriff zu fallen, zum Teil umgestürzt daliegend; Ameisen und Insekten aller Arten, Größen und Farben rings herum summend, Affen und Schimpansen oben; unheimliche Geräusche von Vögeln und sonstigem Getier, Krachen im Gebüsch, wenn Trupps von Elefanten durchjagen; Zwerge mit vergifteten Pfeilen, sicher versteckt hinter irgend einem Vorsprung oder in einer dunkeln Vertiefung; starke, braunhäutige Urbewohner mit furchtbar scharfen Speeren wurfbereit dastehend, so unbeweglich, wie Baumstümpfe; dabei einen um den andern Tag des ganzen

Jahres Regen auf einen herniederrieselnd; eine unreine Luft mit ihren entsetzlichen Folgen von Fieber und Ruhr; Düsterkeit den ganzen Tag hindurch, und eine fast greifbare Finsternis in der Nacht; und dann — wenn Sie sich solch einen Urwald vorstellen können, in einer Ausdehnung, wie die ganze Entfernung von Plymouth nach Peterhead — dann werden Sie einen schwachen Begriff von den großen Beschwerlichkeiten haben, die wir vom 28. Juni bis 5. Dezember 1887, und vom 1. Juni 1888 bis zum heutigen Tage zu ertragen hatten, und die noch bis ungefähr zum 10. Dezember 1888, wo ich dem Congo-Wald mein letztes Lebewohl sagen zu können hoffe, andauern werden.

Jetzt, wo wir wieder und wieder diese Wald-Regionen durchschritten haben, kann ich mich nur wundern, daß ich meinen Gedanken keinen größeren Spielraum in betreff seiner Ausdehnung gelassen habe; wir hätten ja aus unsrer Kenntnis von den großen Feuchtigkeitsquellen, die nötig sind, dem Walde den erforderlichen Saft und seine Lebenskraft zuzuführen, leicht darauf schließen können. Man denke nur an die Größe des Südatlantischen Oceans, dessen Dünste während neun Monaten des Jahres in diese Richtung geweht werden. Man denke, wie der mächtige Congo, dessen Breite zwischen einer und sechzehn Meilen (engl.) wechselt, und dessen Länge 1400 Meilen beträgt, eine andre unermeßliche Menge Feuchtigkeit liefert, um in Gestalt von Regen, Nebel oder Tau über diesen unersättlichen Wald ausgegossen zu werden; ferner noch weitere 600 Meilen des Aruwimi oder Ituri selbst — und dann wird man sich nicht länger wundern, daß es ungefähr 150 Regentage im Jahre in diesen Waldregionen gibt, und daß der Congo-Wald solch eine ungeheure Fläche bedeckt.

Bis wir unsern Fuß auf das Wiesengebiet, ungefähr 150 Meilen westlich vom Albert Njanza, setzten, bemerkten wir nichts, das einem Lächeln, oder einer freundlichen Gesinnung, oder irgend einem edlen Gefühle ähnlich gesehen hätte. Die Urvölker sind vollständig wilde, rohe, unverbesserlich rachsüchtige Menschen.

Die Zwerge — Wambutti genannt — sind noch schlimmer, noch viel schlimmer. Die Tierwelt ist gleichfalls wild und scheu, so daß man keine Jagd genießen kann. Das Dunkel des Waldes ist unendlich! Der Spiegel des Flusses, seine schwarzen Baumwände zurückgebend, ist düster und finster. Der Himmel sieht die Hälfte des Tages aus wie ein trüber Winterhimmel in England — das Antlitz der Natur und des Lebens ist starr und freudlos. Wenn die Sonne einmal die schwarzen Wolken, die sie verdecken, durchbricht, und ein freundlicher Wind die Dunstmassen unter unsern Gesichtskreis weht, so daß uns das helle Licht unsre Umgebung verklärt, so erhöht diese kurze Vision von dem Glanz und der Schönheit des Grüns nur unsre Qual.

Als wir endlich aus dem Wald herauskamen, waren wir alle wie besessen vor Entzücken. Wie ein Gefangener, der entfesselt und freigelassen wird, so erfreuten wir uns an dem blauen Himmelsgewölbe und labten uns mit Wonne an dem warmen Sonnenschein; alle Schmerzen, trüben Gedanken und krankhaften Ideen waren gebannt.

Sie haben gehört, wie der Einwohner Londons, nach monatelanger Geschäftsthätigkeit in der dumpfen Atmosphäre jener großen Stadt, beim Anblick der grünen Felder und Hecken, Wiesen und Bäume in Ekstase gerät, und wie sich die Empfindungen, die auf seine verwirrten Sinne eindringen, nicht beschreiben lassen. Ja, ich habe einmal ein Derby-Rennen miterlebt und glaubte Wahnsinnige vor mir zu sehen, denn große, bärtige, grauhaarige, wohlgekleidete Leute benahmen sich in einer solch idiotischen Art und Weise, daß ich ganz verwundert war. Nun, an diesem 5. Dezember wurden wir plötzlich von einer ähnlichen Art von Wahnsinn ergriffen. Hätten Sie uns gesehen, Sie würden geglaubt haben, wir hätten unsern Verstand verloren, oder, daß der Teufel in uns gefahren sei und uns beherrsche. Wir rannten mit unsern Lasten über die weiten, uneingezäunten Felder (an Weichheit dem Rasen eines englischen „Parks“ vergleichbar) dahin, und Herden von Büffeln und verschiedenen Antilopen-Arten standen zu beiden Seiten mit gespitzten

Bootfahrten am Ufer des Tanganjika.

Ohren und weit aufgerissenen Augen, in Verwunderung über die plötzliche Woge menschlicher Wesen, die vor Freude jauchzend aus den Tiefen des Urwaldes hervorstürzten.

Am Rande dieses Waldes, in der Nähe eines Dorfes, das reich war an Zuckerrohr, reifen Bananen, Tabak, Mais und andern Produkten einheimischer Landwirtschaft, trafen wir ein schlafendes altes Weib. Ich glaube, daß sie eine Aussätzige und ausgestoßen war; jedenfalls war sie aber ohne allen Zweifel häßlich, böse und alt; und da sie alt war, war sie starrköpfig. Ich probierte allerlei Verführungskünste, um sie zu bewegen, irgend etwas andres zu thun, als mürrisch zu brummen, aber ohne Erfolg. Die Neugierde hatte etwa hundert von unsern Leuten herangezogen; da bemerkte ich, wie sie ihre Augen auf einen jungen Mann mit glattem Gesicht und hübschen Zügen warf und lächelte. Ich veranlaßte ihn, sich neben sie zu setzen, und nun wurde sie beredt genug — Schönheit und Jugend hatten das alte Ungeheuer gezähmt.

Aus ihren Reden erfuhren wir, daß ein mächtiger Stamm, Bazanza genannt, mit einem großen König, im Nord-Osten unsres Lagers wohne, den wir wohl fürchten dürften, da das Volk so zahlreich sei wie Gras. Hätte ich dies zehn Tage früher erfahren, so wäre ich vielleicht für den Ausgang besorgt geworden; aber jetzt entlockte es meinen Leuten nur ein verächtliches Lächeln — denn jeder einzelne war, seitdem er das Wiesenland gesehen und Aussicht auf Fleisch hatte, in einen Helden verwandelt.

Wie eine rasende Schar ergossen wir uns über die Ebene; aber nach ein paar Stunden bildeten wir einen geordneten Zug. Wir gingen in die verlassenen Dörfer des freien Landes, um uns an Melonen, schmackhaften Bananen, Paradiesfeigen und großen Krügen voll Wein zu erlaben. Die Hühner, unvorbereitet auf die Gegenwart eines hungrigen Haufens, wurden totgeschlagen, gerupft, gebraten oder gekocht; die Ziegen, die gedankenvoll ihr Futter abrissen und wiederkäuten, wurden plötzlich erfaßt und geköpft, und der schöne Geruch von gebratenem

Fleisch that unsern Sinnen wohl. Ein Ueberfluß, ein üppiger Ueberfluß an allen guten Dingen, hatte unsres Ausbruchs in das Wiesenland gewartet. Jedes Dorf war vollgefüllt mit Vorräten, ja sogar mit Delikatessen, die wir lange entbehrt hatten. Bei solcher Kost wurden die Leute wieder kräftig, Kranke wurden wie durch Zauber gesund, die Schwachen wurden stark, und es war kein Feigling oder Hasenfuß mehr unter ihnen. Nur die Labusessen, nahe dem Hauptflusse Ituri, versuchten, sich unserm Eindringen zu widersetzen.

Zwischen dem Ituri und dem Njanza wurde jedoch heftig und anhaltend bis an das Ufer des Sees gekämpft. Die Absicht der Eingebornen, zu fechten, war offenkundig; aber unsre Leute schlugen sie jedesmal in die Flucht. Diese Gegend wird von Ueberbleibseln der Stämme bewohnt, die von Unjoro, Itoro, von Süd-Osten und Süden, und auch von Norden her, eingewandert sind, um sich auf gütlichem Wege, oder auch durch Gewalt unter den Wahuma-Hirten niederzulassen. Am zahlreichsten sind die Baregga oder Balegga, die eine zusammenhängende Berg-Kette südwestlich vom Albert-See innehaben, und deren Gebiet sich bis an das Ufer des Njanza erstreckt. Die Baregga leisteten uns auch den kräftigsten und hartnäckigsten Widerstand; vier Tage nacheinander stürzten sie sich den Berg herab auf unsre Flanken und in unsern Rücken. Da wir merkten, daß sie sich nur durch einen schnellen Rückzug befriedigen ließen, so drängten wir eiligst vor, und stellten uns ihnen bei jeder Gelegenheit mit rauchenden Remington-Gewehren entgegen, bis uns der öde Landstrich längs des Njanza Zeit zum Aufatmen gab.

Am Njanza konnten wir nichts von Emin Pascha erfahren; unsre Kuriere von Zanzibar waren offenbar noch nicht angekommen. Wir waren in einer ungastlichen Wildnis; kein ansehnlicher Baum in der Nähe; die Eingebornen zeigten sich kampflustig und keck. In einem Nachtmarsch erreichten wir, von den Eingebornen unbemerkt, die Höhe des Plateaus. Dort fand nochmals ein ernstlicher Kampf statt, doch schlugen wir die Baregga wiederum zurück; nochmals marschierten wir durch

Mazambonis Thäler, und den äußersten Anstrengungen der Eingebornen zum Trotz, überschritten wir wieder den Ituri und drangen in das Waldgebiet ein, bis wir, ungefähr elf Tagemärsche von Njanza, nach Itwiri gelangten. Hier bauten wir ein Fort; d. h. wir hoben einen Graben aus, bauten eine Brustwehr, errichteten hohe Plattformen für die Scharfschützen und umgaben das Ganze mit einem Gewirr von Zäunen. Das Fehlen unsres Bootes hatte uns zu diesem Rückzuge vom See genötigt. Wir beschlossen nun, dem Mangel abzuhelfen, und sandten hundert Mann unter Lieutenant Stairs aus, um das Boot und die Waren mit den zwei, an einem Orte acht Tagemärsche südlich von Itwiri zurückgelassenen Offizieren, dem Hauptmann Nelson und Surgeon Parke, zu holen. Inzwischen bebauten wir das Land, pflanzten Korn, Bohnen und Tabak, und nachdem wir eine genügend starke Besatzung im Fort „Bodo“, d. h. „Friede“, zurückgelassen hatten, marschierten wir am 2. April 1888 zum zweitenmal nach dem Albert-See.

Die strenge Strafe, die die einheimischen Stämme des Wiesenlandes bei unsrem ersten Besuch bekommen hatten, machte sie so zahm, daß sie alle, einer nach dem andern, Frieden mit uns schlossen und in Form von Vieh und Lebensmitteln Entschädigungen für unsre Ausgaben bezahlten. Sie hackten uns Holz, schleppten Wasser ins Lager, trugen unsre Munition und Materialien, versorgten uns mit Führern und begleiteten uns zu Hunderten. Wir brauchten bloß einem Wunsche Ausdruck zu geben, und schon war er erfüllt. Als wir in die Nähe des Sees kamen, überreichte mir ein Häuptling Namens Kavalli einen Brief. Er war von Emin Pascha, der uns darin bat, zu bleiben, wo wir seien, bis er mit uns in Verbindung treten könne. Da dies jedoch gleichbedeutend mit einer Verzögerung gewesen wäre, so schickte ich Herrn Jephson mit dem Boot und fünfzig Mann ab, um es ins Wasser zu lassen; Gefahr war ja keine vorhanden, da mir die Häuptlinge das ganze Land rings umher, vom Walde bis zum See, feierlichst angeboten hatten.

Drei Tage später langte Herr Jephson an der ersten von Emins Stationen an, wo er bald mit dem ägyptischen Gouverneur und dessen Stab zusammentraf, und zwei Tage darauf empfingen wir den Pascha mit seinem Stab, Kapitän Casati und Herrn Jephson in unsrem Lager bei Kavalli, am Ufer des Njanza, wo wir erfuhren, daß alles so gut wie möglich stand, und daß wir für solche Unterstützung wie er sie brauchte, reichlich früh genug kamen.

Nach einem Aufenthalt von 26 Tagen bei dem Pascha blieb uns noch eine Aufgabe übrig, nämlich, die Nachhut unter Major Barttelot wieder aufzufinden, von dem wir kein Sterbenswort gehört, seitdem wir ihn am 28. Juni 1887 verlassen hatten. War der Dampfer „Stanley" zur richtigen Zeit mit den Herren Troup, Ward und Bonny, und den 126 Mann, die wir bei Bolobo zurückgelassen hatten, angekommen? Hatte Tibbu-Tibb sich mit dem Major, wie in Zanzibar ausgemacht worden, vereinigt? Wenn dies der Fall war, warum ging es so langsam? Wenn nicht irgend etwas Ernstliches passiert wäre, hätten wir ihn sicherlich im Februar, März oder April treffen, oder wenigstens von ihm gehört haben müssen, als wir in Fort Bodo unsre Rekonvalescenten sammelten. Diese Fragen wurden täglich erörtert, und viele Mutmaßungen über die Ursache der Verzögerung ausgesprochen. In Wahrheit hatte ich größere Sorge um die Nachhut, als ich je Emin Paschas wegen gehabt hatte, da ihr der größte Teil von Vorräten jeglicher Art anvertraut war, während unser Vormarsch gleichsam nur die „verlorene Hoffnung" war, die wir ihm mit der Zusicherung der Hilfe zuführten. Ueberdies war der Major unerfahren im Reisen in Afrika; er sprach nur englisch und französisch, und ein bißchen arabisch, obgleich seine Tapferkeit, Treue und Energie außer allem Zweifel waren.

Wir ließen Stairs, Nelson und Parke in Fort Bodo — Jephson bei Emin Pascha — und marschierten am 16. Juni 1888 vom Fort ab. Nach siebenundfünfzig Tagen holten wir unsre Kuriere ein, die am 16. Februar mit Briefen an den Major

vom Fort Bodo abgeschickt worden waren; und vier Tage später trafen wir die Nachhut, oder vielmehr nur ihr trauriges, hilfloses, verächtliches Ueberbleibsel, unter dem Befehle von Herrn Bonny allein. Der arme Major Barttelot war tot, von seinen Hilfsträgern erschossen, die zu erlangen er so viele kostbare Monate vergeudet hatte. Herr Jamieson war unterwegs nach Bangala, 600 Meilen weiter unten am Congo. Herr Troup war als Invalide nach Hause geschickt worden, Herr Ward wurde durch einen Befehl von Major Barttelot und Herrn Jamieson zu Bangala festgehalten; und Herr Bonny, der niedrigste Offizier, war mit der Führung der Nachhut betraut, die ungefähr ein Viertel so stark war, wie ich sie bei den Offizieren zurückgelassen hatte; denn von 257 waren nur noch 71 übrig, darunter viele zu krank, um den Platz verlassen zu können, die Mehrzahl als Träger unbrauchbar, und nur zehn überhaupt noch ansehnlich oder fähig für unsre bevorstehende lange Reise.“

„Den 5. September.

Wieder bin ich in der Lage, einen Brief abschicken zu können; Salim bin Mohammed wird ihn zu den Stanley-Fällen mitnehmen.

Der Herr behüte Sie. Bitte, empfehlen Sie mich freundlichst Ihrer Frau und Ihren Kindern.

Stets Ihr

Henry M. Stanley.“

„A. L. Bruce, Esq.“

Dreizehntes Kapitel.

Emin Pascha und die Befreiungs-Expedition.

Emin Pascha und Herr Jephson — Die Nachhut — Fortschreiten — Stromaufwärts — Blattern — Der Dui-Fluß — Hungersnot — Wieder Fort Bodo — Keine Nachrichten von Emin — Briefe von Herrn Jephson — Seine Abenteuer — Stanleys Brief an Jephson — Brief von Emin — Seine Ankunft im Lager — Seine Zweifel.

Bis jetzt waren alle Briefe Stanleys via Congo geschickt worden, aber der nächste kam über Zanzibar und lieferte damit den Beweis, daß Stanley nach der Ostküste unterwegs war, und daß wir, wenn er sein gewohntes Glück hätte, bald erwarten dürften, der Telegraph werde seine Ankunft in der civilisierten Welt verkünden.

Am 5. August 1889 schreibt er von „Kafurro, arabische Ansiedlung Naragwe," an Sir William Mackinnon:

„Geehrter Herr,

Mein letzter Brief an Sie wurde durch Salim bin Mohammed anfangs September 1888 abgeschickt. Mehr als ein Jahr, voll von wichtigen Ereignissen für diesen Weltteil, ist inzwischen vorübergegangen. Ich will versuchen, Ihnen in Folgendem mitzuteilen, was sich inzwischen alles zugetragen hat.

Nachdem ich die Ueberreste der Nachhut, und solche von den Manyemas, die aus eigenem Antriebe mich zu begleiten gewillt waren, gesammelt und die Expedition vollständig reorganisiert hatte, machten wir uns auf den Rückweg nach dem Njanza. Sie werden sich ohne Zweifel erinnern, daß Herr Mounteney Jephson bei Emin Pascha zurückgelassen worden war, um meine Botschaft an die ägyptischen Truppen zu übermitteln, und daß, ungefähr gegen den 26. Juli, sowohl Emin Pascha, wie Herr Jephson, mit einer hinreichend starken Begleitung und einer Anzahl Trägern vom Njanza aufbrechen sollten, um die Offiziere und Soldaten von Fort Bodo nach einer neuen Station zu führen, die in der Nähe von Kavalli an der Süd-West-Seite des Albert-Sees errichtet werden sollte, damit ich der Notwendigkeit überhoben würde, eine vierte Reise nach Fort Bodo zu machen. Versprechen war gegen Versprechen umgetauscht, denn ich meinerseits hatte feierlich versprochen, daß ich auf Yambuja zueilen und die verlorene Nachhut aufsuchen würde, um dann gegen Weihnachten wieder am Albert-See zurück zu sein.

Ich habe Ihnen schon früher berichtet, wie sich die Nachhut in einem so traurigen Zustand befand, daß ich daran zweifelte, ob von den 102 überlebenden Mitgliedern noch 50 bis zur Ankunft am See leben würden; doch da ich eine große Anzahl Kanoes gesammelt hatte, wurden die Waren und Kranken in diesen Fahrzeugen in solch sanfter und schneller Art befördert, daß merkwürdig wenig Unglücksfälle bei dem Ueberreste der Nachhut vorkamen.

Doch die wilden Eingebornen, die schon wiederholt die Plünderer Ugarrowwas geschlagen und so ihre eigene Stärke kennen gelernt hatten, machten uns nicht wenig Mühe und verursachten uns auch ziemliche Verluste gerade unter unsern besten Leuten, die natürlich immer sowohl die Hitze des Gefechts, als auch die Anstrengung des Ruderns zu ertragen hatten.

Wir hatten jedoch keine Ursache, mit unsrer Leistung unzufrieden zu sein, bis sich schließlich das Fortkommen auf dem Flusse

zu langsam und schwierig erwies, und daher Befehl gegeben wurde, die Kanoes zu verlassen. Dies geschah vier Tagereisen oberhalb Ugarrowwas Station oder ca. 300 Meilen oberhalb Banalja.

Da wir das südliche Ufer des Ituri-Flusses mit seinem unerträglichen Mangel und all seinen Schrecken ziemlich gut kannten, hielten wir es für besser, das nördliche Ufer zu versuchen, trotzdem wir einige Tage lang die verwüsteten Ländereien durchreisen mußten, die der gewöhnliche Schauplatz für Ugarrowwas und Kilinga-Longas Einfälle gewesen waren. Wir waren noch ungefähr 160 Meilen vom Wiesengebiete entfernt, das uns die Aussicht auf zukünftige Schmäuse von Ochsen-, Kalb- und Hammelfleisch mit angenehmer Auswahl von Gemüsen, sowie Oel und Butter zum Kochen, eröffnete. Heiteres Geplauder hierüber von denen, die den Njanza schon gesehen hatten, diente als Sporn für die niedergeschlagenen, mutlosen Ueberlebenden der Nachhut.

Am 30. Oktober, nachdem wir die Kanoes zurückgelassen hatten, begann der Marsch zu Lande in vollem Ernste, und zwei Tage darauf entdeckten wir eine große Anpflanzung von Paradiesfeigen, die den Zwergen gehörte. Unsre Leute fielen über die Feigen her, um für die gefürchtete Wildnis vor uns einen möglichst großen Vorrat zu sammeln. Die Unternehmendsten sicherten sich immer einen guten Anteil und waren nach zwölf Stunden mit einem Vorrat von Feigenmehl versehen, der für eine Woche genügte; die Schwächeren und Trägeren schwelgten allerdings für die Gegenwart im Ueberfluß von gebratenen Früchten, versäumten es jedoch immer, für die Zukunft zu sorgen, und fielen so der Hungersnot zum Opfer.

Nachdem wir diesen Ort verlassen hatten, vergingen zehn Tage, ehe wir eine zweite Anpflanzung erreichten, während welcher Zeit wir mehr Leute verloren, als zwischen Banalja und Ugarrowwa. Die Blattern brachen unter den Manjuema und ihren Genossen aus, und die Sterblichkeit war schrecklich; unsre Zanzibariten entgingen jedoch dieser Pest, weil sie alle an Bord des „Madura" geimpft worden waren.

Wir waren nun ungefähr vier Tagemärsche oberhalb des Zusammenflusses des Ihuru mit dem Ituri, und eine Meile vom Ishuru entfernt. Da es keine Möglichkeit gab, diesen großen und reißenden Nebenfluß des Ituri oder Aruwimi zu überschreiten, so mußten wir auf seinem rechten Ufer weitergehen, bis ein Uebergang entdeckt werden konnte.

Vier Tage später kamen wir zufällig an das größte Dorf eines Distriktes Namens Andikumu, das von den prachtvollsten Anpflanzungen von Bananen und Paradiesfeigen umgeben war, die wir bis jetzt jemals gesehen hatten, und die alle Verwüstungen und Plündereien der Manjuemas nicht zu zerstören vermocht hatten. Dort pfropften sich unsre Leute, nach vierzehntägiger schwerer Hungersnot, in solchem Uebermaß voll, daß dies wesentlich dazu beitrug, unsre Reihen zu lichten. Der Ihuru-Fluß befand sich ungefähr vier Meilen Süd-Süd-Ost von diesem Orte, floß von Ost-Nord-Ost, und war ca. sechzig Meter breit, und wegen der schweren Regengüsse sehr tief.

Von Andikumu gelangten wir nach einem sechstägigen Marsche nördlich an eine zweite blühende Anpflanzung, Indeman genannt, in einer Entfernung von vier Stunden von dem Flusse, den wir für den Ihuru hielten. Hier geriet ich wegen der großen Verschiedenheit zwischen den Berichten der Eingebornen und meinen eigenen Beobachtungen ziemlich in Verlegenheit. Die Eingebornen nannten nämlich den Fluß Ihuru; meine Instrumente dagegen, sowie mein Chronometer bewiesen mir ziemlich klar, daß dies nicht der Ihuru sein konnte, den wir kannten. Endlich entdeckten wir, nachdem wir einige Zwerge gefangen genommen hatten, daß es der rechte Arm des Ihuru-Flusses sei, der Dui-Fluß genannt wurde. Da dies mit meinen Ansichten übereinstimmte, suchten und fanden wir einen Platz, wo man eine Brücke hinüberschlagen konnte. Herr Bonny und unser Zanzibariten-Häuptling machten sich sofort eifrig an die Arbeit, und in einigen Stunden war der Fluß sicher überbrückt, und wir gelangten von Indeman in ein Gebiet, das von den Manjuema ganz und gar verschont geblieben war.

In diesem neuen Lande, zwischen dem rechten und linken Arm des Ihuru, waren die Zwerge Namens Wambutti sehr zahlreich, und Streitigkeiten zwischen unsrer Nachhut und diesen verschlagenen kleinen Leuten kamen täglich, nicht ohne Nachteile für beide Seiten, vor. Diejenigen, welche wir einfangen konnten zwangen wir, uns den Weg zu zeigen; aber aus irgend einem Grunde hielten sie sich beständig an die östlichen und ost-nord-östlichen Wege, während mein Weg in einer süd-östlichen Richtung liegen mußte, da wir zu weit nördlich abgekommen waren, als wir einen Uebergang über den Dui-Fluß suchten. Schließlich folgten wir den Spuren von Elefanten und Wild in einer süd-östlichen Richtung, aber am 9. Dezember wurden wir gezwungen, mitten im wilden Walde zum Fouragieren Halt zu machen, an einem Orte, der, wie aus meiner Landkarte hervorging, kaum zwei oder drei Meilen vom Ituru-Flusse entfernt sein konnte, den viele von meinen Leuten während ihres Aufenthaltes in Fort Bodo gesehen hatten.

Ich schickte daher 150 Bewaffnete nach einer Niederlassung zurück, die ungefähr fünfzehn Meilen an dem Wege, den wir gekommen waren, entfernt lag; viele Manjuema-Leute folgten ihnen nach.

Ich werde jetzt aus meinem Tagebuch einen Teil von dem citieren, was ich am 14. Dezember, dem sechsten Tage nach dem Abmarsch unsrer Fourageure, niedergeschrieben habe:

Sechs Tage sind nun verflossen, seitdem unsre Fourageure uns verlassen haben. Die ersten vier Tage verging die Zeit sehr rasch und ich könnte fast sagen, angenehm, indem ich mich damit beschäftigte, all meine Beobachtungen von Ugarrowwa bis zum Albert-See und bis auf den heutigen Tag nachzurechnen, denn ich war hin und wieder auf abweichende Angaben gestoßen, die mir mein zweiter und dritter Besuch und meine zwei- und dreimaligen Beobachtungen zu berichtigen ermöglichten. Als meine Beschäftigung dann zu Ende ging, fing ich an, mich zu wundern, warum die große Abteilung Fourageure nicht wieder zurückkehre. Nachdem wir unsern ganzen Lagervorrat von Mehl verteilt

und die einzige Ziege, die wir besaßen, geschlachtet hatten, war ich am fünften Tage genötigt, die Offiziers-Vorrats-Kisten zu öffnen; ich nahm eine Ein-Pfund-Büchse Butter und zwei Tassen von meinem Mehl, um falschen Gerstenschleim herzustellen, da außer Thee, Kaffee, Zucker und einer Büchse Sago nichts andres in den Kisten war. Am Nachmittag starb ein Junge, und der Zustand der Mehrzahl der übrigen war höchst bedauernswert; einige konnten nicht stehen und fielen schon beim Versuch dazu um. Dies fortwährend mit ansehen zu müssen, wirkte auf meine Nerven, bis ich anfing, nicht nur moralisch, sondern auch physisch mitzuleiden, wie wenn Schwachheit ansteckend wäre. Vor Abend starb auch ein Mahdi-Träger; der letzte von unsern Somali gab Zeichen des Zusammenbrechens; die paar Sudanesen bei uns waren kaum imstande, sich zu bewegen.

Am Morgen des 6. — Der Tag brach an; wir kochten unsre Suppe wie gewöhnlich — ein Topf Butter, eine Masse Wasser, ein Töpfchen kondensierter Milch und eine Tasse voll Mehl — für 130 Menschen. Die Häuplinge und Herr Bonny wurden nun zu Rate gezogen. Als ich die Vermutung äußerte, daß den Fourageuren ein Unglück zugestoßen sein könnte, das sie verhinderte, mit einer so schlimmen Nachricht zu uns zurückzukehren, waren sie gar nicht imstande, etwas derartiges zu fassen; sie hielten es für möglich, daß diese 150 Mann immer noch nach Nahrungsmitteln suchten, ohne welche sie nicht wiederkommen sollten. Ich gab ihnen dann zu bedenken, wenn die Leute wirklich fünf Tage lang Lebensmittel gesucht hätten, so könnten sie vielleicht den Weg verloren, oder, ohne Aufsicht eines weißen Führers sich zerstreut haben, um Ziegen zu locken, und hätten ihre hungernden Freunde und Brüder im Lager ganz vergessen; was würde wohl die Lage der 130 Mann in fünf Tagen von jetzt an sein? Herr Bonny erbot sich darauf, mit zehn Mann im Lager zu bleiben, wenn ich sie mit Nahrung für zehn Tage pro Mann versorgte, während ich mich aufmachte, um die Verlornen zu suchen. Mittel zu einer kleinen Tasse voll Grütze für zehn Mann auf zehn Tage waren nicht schwer zu beschaffen, aber

die Kranken und Schwachen, die dablieben, mußten Hungers sterben, wenn ich nicht Glück hatte; es wurden also demgemäß ein „Stone“ (14 Pfund) Butter-Milch, Mehl und Biscuits zugerichtet und Herrn Bonny übergeben.

Am Nachmittag des siebenten Tages wurde jedermann gemustert, außer den zehn Mann Lagerbesatzung. Sadi, der Häuptling der Manjuema, überließ vierzehn seiner Leute ihrem Schicksal; ein andrer Häuptling, Kibbo-bora, gab seinen Bruder preis; Fundi, auch ein Häuptling der Manjuema, verließ eine von seinen Frauen und einen kleinen Knaben. Wir hinterließen sechsundzwanzig schwache, elende Kranke, bei denen schon alle Hoffnung verloren war, wenn ihnen nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden Nahrung gebracht werden konnte.

In einem heitern Tone, obgleich mein Herz nie schwerer gewesen ist, sagte ich den dreiundvierzig verhungernden Leuten, daß ich zurückginge, um die verirrten Männer aufzusuchen; wahrscheinlich würde ich sie unterwegs treffen, und wenn dies der Fall sei, so wolle ich sie im Laufschritt mit Nahrung zu ihnen zurücktreiben. Wir legten den Nachmittag neun Meilen zurück, wobei wir an mehreren Toten vorüberkamen, und früh am achten Tage nach ihrem Abmarsch vom Lager sahen wir die Leute in gemütlichem Tempo daherkommen; nachdem sie uns aber getroffen hatten, wurde das Tempo bald in Schnellschritt umgeändert, so daß wir sechsundzwanzig Stunden, nachdem wir Stawahins Lager verlassen hatten, mit einem ermunternden Ueberfluß um uns her zurückwaren; Brei und Grütze kochte in den Töpfen, Bananen wurden gesotten, Paradiesfeigen gebraten, und Fleisch schmorte in den Kacheln, um Suppe zu machen.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Afrika waren wir diesmal dem Hungertode am nächsten gewesen. Im ganzen starben einundzwanzig Leute in diesem fürchterlichen Lager.

Am 17. Dezember erreichten wir den Ihuru-Fluß in drei Stunden, und da ich eine Vorahnung hatte, daß die Besatzung immer noch in Fort Bodo sei, wo ich sie gelassen hatte, wurde

am nächsten und an den beiden nachfolgenden Tagen der Ihuru überschritten; wir schlugen uns quer durch den Wald, ohne uns um Wege zu kümmern, und hatten das Glück, am 20. auf die westliche Ecke der Anpflanzungen des Fort Bodo zu stoßen.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen: Lieutenant Stairs und seine Leute waren immer noch im Fort — 51 von den 59 — und nie hatten sie auch nur eine Silbe von Emin Pascha oder Herrn Mountenev Jephson während meiner sieben Monate langen Abwesenheit gehört. Da wir den letzteren als energischen Mann kannten, mutmaßten wir hin und her, was Herrn Jephson aufgehalten haben könnte, wenn auch Emin Pascha durch Geschäfte in seiner Provinz verhindert sein mochte.

Am 23. Dezember setzte die vereinigte Expedition ihren Marsch gen Osten fort, und da wir nun, wegen der fünfzig Extra-Lasten, die wir am Fort zurückgelassen hatten, jede Strecke zweimal zurücklegen mußten, erreichten wir den Uebergang über den Ituri, wo unser letzter Lagerplatz im Waldgebiete war, ehe wir ins Wiesenland eintraten, nicht vor dem 9. Januar.

Meine Besorgnis um Herrn Jephson und den Pascha erlaubte mir nicht, in dieser Weise mit doppelten Wegen die Zeit zu vertrödeln; daher suchte ich eine reiche Anpflanzung und einen geeigneten Lagerplatz östlich vom Ituri-Fluß aus und ließ Lieutenant Stairs mit 124 Leuten, einschließlich Dr. Parke und Hauptmann Nelson, zurück, um die Extra-Lasten und das Lager zu beschützen, und setzte am 11. Januar meine Reise nach Osten fort.

Die Bewohner der Ebenen, eine Wiederholung der Gefechte vom Dezember 1887 befürchtend, strömten uns bei unsrem Herannahen entgegen und boten in aller Form ihre Unterwerfung an, indem sie sich zur Beisteuerung von Vorräten verpflichteten. Bluts-Brüderschaft wurde geschlossen, Geschenke ausgetauscht und feste Freundschaft begründet. Die Eingebornen bauten die Hütten unsres Lagers, brachten der Expedition Nahrung, Brennmaterial und Wasser herbei, sobald der Lagerplatz bestimmt war.

Wir erfuhren von den Bewohnern der Ebene nichts über die Weißen am Albert-See, wodurch mein Befremden und meine Sorge noch gesteigert wurden, bis am 16., an einem Orte Namens Gaviras, Boten von Kavalli mit einem Paket Briefe anlangten; einer davon war von Herrn Jephson unter drei verschiedenen Daten mit mehrtägiger Zwischenpause geschrieben, und zwei Billette kamen von Emin Pascha, worin er das von Herrn Jephson Berichtete bestätigte.

Sie können sich mein äußerstes Erstaunen beim Lesen dieser Briefe am besten vorstellen, wenn ich Ihnen einige Auszüge daraus mit den eigenen Worten Herrn Jephsons gebe:

„Dufile, den 7. November 1888.

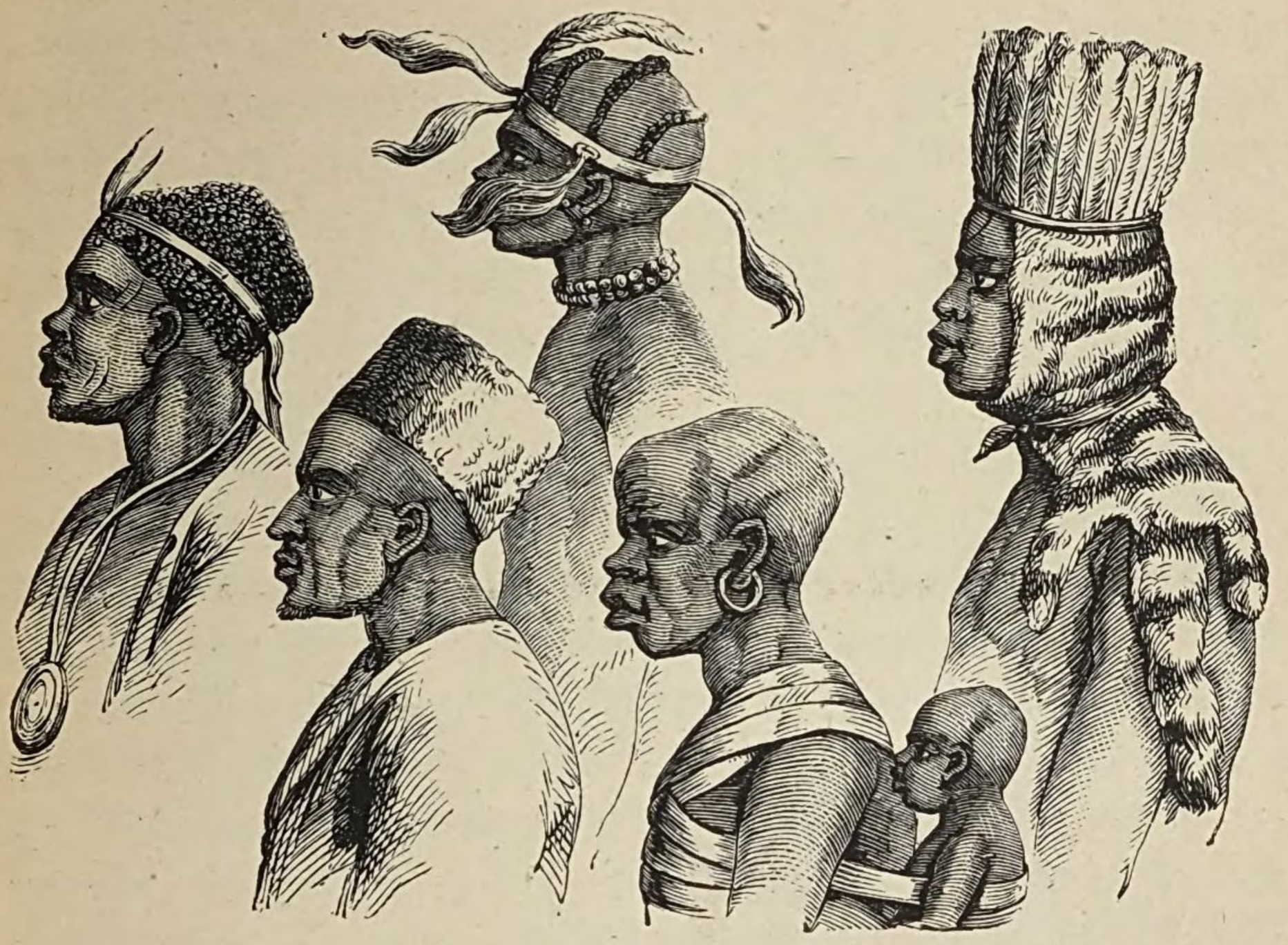
Lieber Herr,

Ich schreibe, um Ihnen die Lage der Dinge in diesem Lande mitzuteilen, und hoffe, daß Ihnen dieser Brief noch rechtzeitig in Kavalli abgeliefert werden wird, um Sie zur Vorsicht zu mahnen.

Am 18. August ist hier ein Aufstand ausgebrochen, und der Pascha und ich wurden gefangen genommen. Der Pascha wird streng gefangen gehalten; mir ist jedoch gestattet, in der Station herumzugehen, aber meine Bewegungen werden beobachtet. Die Rebellion wurde durch etwa ein halb Dutzend Aegypter — Offiziere und Beamte — angezettelt, und allmählich haben sich andre angeschlossen, einige aus Neigung, doch die meisten aus Furcht. Die Soldaten selbst, mit Ausnahme derer zu Labore, haben nie daran teilgenommen, haben aber ruhig ihren Offizieren nachgegeben.

* * *

Als der Pascha und ich auf dem Wege nach Regaf waren, gingen zwei Männer, ein Offizier — Abdul Baal Effendi — und ein Beamter umher und sagten dem Volke, sie hätten Sie gesehen, und Sie seien nur ein Abenteurer, und gar nicht aus Aegypten gekommen; die Briefe, die Sie vom Khedive und Nubar Pascha gebracht hätten, seien gefälscht; es sei nicht



Central-Afrikanische Volkstypen.

Fährboot.

wahr, daß Chartum gefallen sei; der Pascha und Sie hätten diesen Plan geschmiedet, um sie selbst, ihre Frauen und Kinder aus dem Lande wegzuführen und sie den Engländern als Sklaven zu überliefern. Solche Worte, in einem unwissenden fanatischen Lande gesprochen, wirkten wie Feuer unter dem Volke, und die Folge war ein allgemeiner Aufstand, und wir wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Aufrührer beriefen darauf ihre Offiziere von den verschiedenen Stationen her und hielten hier eine große Versammlung ab, um zu beratschlagen, welche Maßregeln sie treffen sollten; alle, die sich dieser Bewegung nicht anschlossen, wurden so beleidigt und geschmäht, daß sie zu ihrer eignen Sicherheit gezwungen waren, sich in alles zu fügen. Der Pascha wurde abgesetzt, und diejenigen Offiziere, von denen man vermutete, daß sie ihm günstig gesinnt seien, wurden von ihren Posten entfernt und Freunde der Aufständischen in ihre Stellen eingesetzt. Es wurde beschlossen, den Pascha als Gefangenen nach Regaf zu führen, und einige der Schlimmsten waren sogar dafür, ihn zu fesseln; aber die Offiziere fürchteten sich, ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen, da die Soldaten sagten, sie würden niemals gestatten, daß man Hand an ihn lege. Es wurde auch geplant, Sie bei Ihrer Rückkehr in eine Falle zu locken und Ihnen alles zu rauben, was Sie hätten.

So war die Lage der Dinge, als wir durch die Nachricht erschreckt wurden, daß die Anhänger des Mahdi mit drei Dampfern und neun andern Booten zu Lado angekommen seien und an der Stelle der alten Station ihr Lager aufgeschlagen hätten. Ihr General Omar Sali schickte drei Pfauen-Derwische mit einem Briefe an den Pascha — von dem ich Ihnen eine Abschrift senden werde, da er einige interessante Neuigkeiten enthält — und worin er die sofortige Uebergabe des Landes verlangte. Die rebellischen Offiziere ergriffen sie, warfen sie ins Gefängnis und beschlossen Krieg. Ein paar Tage darauf machten die Mahdisten einen Angriff und nahmen Regaf ein, wobei sie fünf Offiziere und viele Soldaten töteten,

auch eine Masse Weiber und Kinder gefangen nahmen; alle Vorräte und Munition in der Station gingen verloren. Die Folge hiervon war eine allgemeine Flucht von den Stationen zu Biddon, Kirri und Muggi; die Leute eilten mit Weib und Kind nach Labore und ließen beinahe alles im Stich. Zu Kirri ließ man die Munition zurück, die sofort von den Eingebornen genommen wurde. Der Pascha glaubt die Zahl der Mahdisten auf 1500 schätzen zu können.

Die Offiziere und eine große Anzahl Soldaten sind nach Muggi zurückgekehrt und beabsichtigen den Mahdisten Widerstand zu leisten. Unsre Lage hier ist höchst unangenehm, denn seit dem Aufstande ist alles Wirrwarr und Konfusion; es ist kein Anführer da, und ein halb Dutzend sich widersprechender Befehle, denen keiner gehorcht, werden täglich erlassen — die aufständischen Offiziere sind total unfähig, ihre Autorität den Soldaten gegenüber zu wahren.

Die Baris haben sich mit den Mahdisten vereinigt. Wenn sie im Sturm über uns herfallen, kann uns nichts retten.

* * *

Die Offiziere sind über das Vorgefallene sehr erschrocken und erwarten nun sehnlichst Ihre Ankunft; sie wünschen das Land mit Ihnen zu verlassen, denn sie sind nunmehr wirklich davon überzeugt, daß Chartum gefallen ist, und daß Sie vom Khedive kommen.

* * *

Wir sind wie Ratten in einer Falle; sie wollen uns weder handeln lassen, noch uns den Rückzug gestatten, und ich fürchte, wenn Sie nicht sehr bald kommen, so wird es zu spät sein, und wir werden das Schicksal der übrigen Garnisonen des Sudan teilen. Wäre dieser Aufstand nicht ausgebrochen, so hätte der Pascha den Mahdisten eine Zeitlang widerstehen können: aber so, wie die Verhältnisse liegen, ist er machtlos.

* * *

Ich möchte vorschlagen, daß Sie bei Ihrer Ankunft in Kavalli einen Brief auf arabisch an Schukri Aga (den Kom-

mandeur der Station Mswa) schreiben, ihm Ihre Ankunft anzeigen, und ihm sagen, Sie wünschten den Pascha und mich zu sprechen, und daß Sie auch an den Pascha oder mich schreiben und uns mitteilen, wieviel Mann Sie bei sich haben. Es würde vielleicht besser sein, an mich zu schreiben, da ein Brief an den Pascha leicht konfisziert werden könnte.

* * *

Weder der Pascha noch ich glauben, daß jetzt noch die geringste Gefahr ist, daß man versuchen werde, Sie gefangen zu nehmen, denn die Leute sind ganz davon überzeugt, daß Sie von Aegypten kommen, und erwarten von Ihnen Befreiung aus ihrer schwierigen Lage. Trotzdem aber möchte ich Ihnen raten, sich gehörig zu rüsten.

Wenn es uns nicht möglich ist, aus dem Lande zu kommen, so grüßen Sie, bitte, alle meine Freunde u. s. w.

Ergebenst Ihr

A. J. Mountenay Jephson."

„H. M. Stanley, Esq.
Kommandeur der Befreiungs-Expedition."

„Wadelai, den 24. November 1888.

Da meine Boten Wadelai noch nicht verlassen haben, füge ich noch diese Nachschrift hinzu, denn der Pascha wünscht, daß ich Ihnen meinen ersten Brief unverkürzt schicke.

* * *

Kurz nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, machten die Soldaten unter Führung ihrer Offiziere den Versuch, Regaf wieder einzunehmen. Aber die Mahdisten verteidigten es und töteten sechs Offiziere und eine große Anzahl Soldaten. Unter den gefallenen Offizieren waren einige der schlimmsten Feinde des Pascha. Die Soldaten in allen Stationen waren so bestürzt und wütend über das Vorgefallene, daß sie erklärten, sie würden sich in keinen Kampf einlassen, ehe nicht der Pascha freigelassen wäre; daher waren die aufständischen Offiziere gezwungen, ihn freizulassen, und schickten uns nach Wadelai, wo es ihm nun

freisteht, zu thun was er will; aber zur Zeit hat er seine Autorität in dem Lande noch nicht wieder zur Geltung gebracht — und ich glaube, es ist ihm auch gar nicht darum zu thun.

Wir hoffen in ein paar Tagen in Tunguru, einer Station am See zwei Tagereisen per Dampfer von N'sabe entfernt, einzutreffen und wenn wir von Ihrer Ankunft hören, wird hoffentlich der Pascha selbst imstande sein, mit mir herunterzukommen, um Sie zu sehen.

* * *

Die Gefahr, die uns von seiten der Mahdisten droht, ist natürlich infolge dieser Niederlage gewachsen; aber unsre Lage ist in einer Hinsicht jetzt besser, denn wir sind weiter von ihnen entfernt, und es steht uns nunmehr frei, uns zurückzuziehen, wenn wir wollen, was uns während unsrer Gefangenschaft nicht möglich war. Wir hören, daß die Mahdisten Dampfer nach Chartum hinuntergeschickt haben, um Verstärkung zu holen; wenn dem so ist, können sie vor sechs Wochen nicht wieder hier sein. Wenn sie mit Verstärkung hierherkommen, wird es mit uns aus sein, denn die Soldaten werden ihnen niemals standhalten, sondern sie werden einfach einmarschieren.

* * *

Jeder erwartet sehnlichst Ihre Ankunft, denn die Nähe der Mahdisten hat sie vollständig eingeschüchtert.

* * *

Es könnte uns gerade noch gelingen zu entkommen, wenn Sie nicht später als Ende Dezember hier sind; aber es ist ganz unmöglich vorauszusehen, was passieren wird.

A. J. M. J."

„Tunguru, den 18. Dezember 1888.

Lieber Herr,

Da Mogo (der Bote) noch nicht fort ist, füge ich noch ein zweites Postskriptum hinzu. Wir sind jetzt in Tunguru. Am

25. November haben die Mahdisten die Station Dufile umzingelt und sie vier Tage lang belagert. Den Soldaten — es waren ungefähr 500 — gelang es, sie zurückzuschlagen, und so zogen sich die Mahdisten nach Regaf, ihrem Hauptquartier, zurück, da sie nach Chartum um Verstärkung geschickt haben und ohne Zweifel noch einen Angriff machen werden, wenn diese eingetroffen sind. Bei unsrer Flucht von Wadelai baten mich die Offiziere, unser Boot „the Advance“ zu zerstören; ich ließ es daher zusammenschlagen.

Dufile wird so schnell wie möglich wieder hergerichtet .... Der Pascha kann weder Hand noch Fuß rühren, da er immer noch sehr viele Gegner hat und die Offiziere nicht mehr in unmittelbarer Furcht vor den Mahdisten schweben.

Kommen Sie unter keinen Umständen nach Usate (meinem früheren Lagerplatz am See, in der Nähe von Kavallis Insel) herunter, sondern schlagen Sie Ihr Lager zu Kavalli (auf dem darüber liegenden Plateau) auf. Schicken Sie mir sofort nach Ihrer Ankunft einen Brief, und sobald ich höre, daß Sie da sind, werde ich zu Ihnen kommen. Ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß es eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe sein wird, mit den Leuten des Pascha fertig zu werden. Ich hoffe sicher, daß Sie vor der Verstärkung der Mahdisten ankommen werden, sonst wäre unsre Lage eine ganz verzweifelte.

Ich verbleibe Ihr treuer

A. J. M. Jephson.“

Sie werden sich ohne Zweifel erinnern, daß ich Ihnen in einem meiner letzten Briefe im vorigen Jahre, 1888, mitgeteilt, ich wisse von den schließlichen Absichten Emin Paschas gerade so wenig, wie Sie zu Hause. Einmal zeigte er sich sehr geneigt, fortzugehen, ein andresmal schüttelte er den Kopf und sagte betrübt, „ich kann meine Leute nicht verlassen!“ Als ich ihn schließlich im Mai 1888 verließ, gab er mir den endgültigen Bescheid: „Wenn meine Leute gehen, gehe ich auch; wenn meine Leute bleiben, bleibe ich auch.“

Jetzt, also am 16. Januar 1889, erhalte ich diesen Pack Briefe und zwei Billette vom Pascha selbst, worin er obiges bestätigt; aber weder Herr Jephson noch der Pascha deuten mit einem einzigen Worte die Absichten des Paschas an. Schwankte er immer noch, oder war er endlich entschlossen? Von jedem andern Manne, als dem Pascha oder Gordon, würde man glauben, wenn er gefangen, und ein grimmiger Feind stündlich bereit sein konnte, ihm den Todesstreich zu geben, daß er dann mit Freuden die erste Gelegenheit ergreifen würde, aus einem Lande, das seine Regierung aufgegeben hatte, zu entkommen. Aber in diesen Briefen war keine Andeutung davon zu finden, was der Pascha thun würde. Diese wenigen Andeutungen meinerseits werden jedoch auf das nachfolgende Postskriptum, sowie auf meinen Seelenzustand nach dem Lesen dieser Briefe einiges Licht werfen. Ich schrieb einen formellen Brief, den jedermann lesen durfte — der Pascha, Mr. Jephson oder irgend einer der Rebellen — und adressierte ihn an Herrn Jephson, wie er mich gebeten hatte; aber auf ein besonderes Blatt Papier schrieb ich ein Privat-Postskriptum für Herrn Jephson allein.

„Kavalli, den 18. Januar 1889
(3 Uhr nachmittags).

Mein lieber Jephson,

Ich schicke jetzt 30 Gewehrträger und drei Kavalli-Männer mit meinen Briefen an den See hinab, welche die nachdrücklichsten Anweisungen enthalten, daß ein Kanoe abgeschickt und die Ueberbringer belohnt werden sollten.

Vielleicht wird es mir möglich sein, länger als sechs Tage hier zu bleiben — vielleicht zehn Tage. Ich werde mein möglichstes thun, meinen Aufenthalt hier zu verlängern bis Sie kommen, ohne den Frieden zu brechen. Unsre Leute haben einen guten Vorrat von Glasperlen, Muschelgeld und Tuch bei sich, und ich bemerke, daß die Eingebornen sehr gern Handel treiben, was Kavallis Einkünften zu statten kommen wird, sollte ihn unser verlängerter Besuch beunruhigen.

Seien Sie klug, handeln Sie schnell, und verlieren Sie keine Stunde Zeit; bringen Sie auch Buiza und Ihre eigenen Sudanesen mit. Ich habe Ihren Brief ein halbes Dutzend mal durchgelesen, aber ich vermag die Situation nicht vollständig zu erfassen, weil ein Brief dem andern in einigen wichtigen Einzelheiten zu widersprechen scheint.

In dem einen sagen Sie, der Pascha werde in strengem Gewahrsam gehalten, während man Ihnen eine gewisse Freiheit gestatte; in dem andern sagen Sie, daß Sie zu mir kommen wollen, sobald Sie meine Ankunft hier erfahren, und fügen hinzu: „Ich hoffe sicher, daß der Pascha imstande sein wird, mich zu begleiten.“ Wenn Sie Gefangene sind, kann ich nicht recht einsehen, wie Sie Tunguru überhaupt verlassen könnten; alles dies ist uns, die wir direkt aus dem „Busch“ kommen, ziemlich unklar.

Wenn der Pascha kommen kann, so senden Sie bei Ihrer Ankunft an unsrem alten Lagerplatz am See hier unten einen Kurier, um es mir zu melden; ich werde dann eine starke Abteilung schicken, um ihn zum Plateau zu geleiten, ja sogar im Notfall heraufzutragen. Ich fühle mich, nach meiner Reise von 1300 Meilen seit unsrer Trennung letzten Mai, zu angegriffen, um wieder an den See hinunterzusteigen. Der Pascha muß einiges Mitleid mit mir haben.

Seien Sie unserthalb nicht besorgt oder ängstlich; es kann sich uns kein Feind auf eine Entfernung von zwölf Meilen nähern, ohne mein Wissen. Ich bin mitten unter einer sehr freundlich gesinnten Bevölkerung, und wenn ich das Kampfsignal gebe, kann ich innerhalb vier Stunden 2000 Krieger haben, bereit mir beizustehen, jede Macht zurückzuschlagen, die mit Gewaltthaten droht. Und sollte dieser Krieg mit List geführt werden, nun, dann bin ich auch dem schlauesten Araber auf der Welt gewachsen.

Ich schrieb Ihnen oben, daß ich Ihre Briefe ein halbes Dutzend mal gelesen habe, und meine Meinung über Sie ändert sich mit jedemmal. Zuweilen denke ich, Sie sind ein halber

Mahdist oder Arabist, dann wieder Eminist. Ich werde jedoch klüger sein, wenn ich Sie sehe.

. . . Jetzt — seien Sie nicht widerspenstig, sondern gehorchen Sie, und lassen Sie sich meinen Befehl als alleinige Richtschnur dienen, dann kann mit Gottes Hilfe noch alles zum Besten ausschlagen.

Ich will dem Pascha gern auf irgend eine Weise helfen, aber er muß auch mir helfen und mir vertrauen. Wenn er aus seiner mißlichen Lage herauszukommen wünscht, bin ich sein unterthänigster Diener und Freund; wenn er aber wieder zaudert, so werde ich ganz verwirrt und perplex sein. Ich könnte ein Dutzend Paschas retten, wenn Sie sich retten lassen wollen. Kniefällig würde ich den Pascha bitten, Vernunft anzunehmen in diesem Falle. Er ist sonst in allen Dingen klug genug, sogar in seinem eigenen Interesse. Seien Sie freundlich und gut gegen ihn um der vielen Tugenden willen, die er hat, aber lassen Sie sich nicht auch in den verhängnisvollen Zauber hineinziehen, den der Sudan auf alle Europäer in den letzten Jahren ausgeübt hat. Sobald sie seinen Boden betreten, scheinen sie in einen Strudel hineingeraten, der sie hinunterzieht und mit seinen Wellen bedeckt. Der einzige Weg ihm zu entgehen ist, blindlings, ergeben und ohne Fragen allen Befehlen von außen zu gehorchen.

Das Comité sagte: „Unterstützen Sie Emin Pascha mit dieser Munition. Wenn er herauskommen will, so wird ihm die Munition dies ermöglichen; wenn er vorzieht zu bleiben, wird sie ihm von Nutzen sein.“ Der Khedive sagte das Gleiche und fügte hinzu: „Wenn aber der Pascha und seine Offiziere zu bleiben vorziehen, so thun sie dies auf ihre eigene Verantwortung.“ Sir Evelyn Baring sagte dasselbe in klaren und bestimmten Worten; und so bin ich nun hier, nach einer Reise von 4100 Meilen, mit den letzten Hilfsmitteln zu seiner Befreiung. Möge der, welcher sie anzunehmen berechtigt ist, sie auch annehmen. Sehen Sie, ich bin bereit, ihm mit ganzer Kraft und ganzem Verstande beizustehen. Aber diesmal darf kein

Zaudern sein, sondern ein positives Ja oder Nein und wir gehen heim. —

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

An A. J. M. Jephson Esq.

Wenn Sie bedenken, daß ich am 17. August 1888, nach einem Marsche von 600 Meilen, um die Nachhut zu suchen, nur einige traurige Ueberbleibsel davon fand, da sie durch die Unentschlossenheit ihrer Offiziere, die Vernachlässigung ihrer Versprechungen und Gleichgültigkeit gegen ihre geschriebenen Befehle zu Grunde gerichtet war, so werden Sie leicht verstehen, warum ich nach einem abermaligen Marsche von 700 Meilen etwas erzürnt war, als ich entdeckte, daß Herr Jephson und Emin Pascha, anstatt ihr Versprechen, die Besatzung von Fort Bodo nach dem Njanza zu führen, zu halten, sich ungefähr gerade an dem Tage, wo sie von der Besatzung des Fort Bodo erwartet wurden, gefangen nehmen ließen. Es konnte nicht angenehm für mich sein, aus jenen Briefen zu ersehen, daß ich, anstatt Emin Pascha befreien zu können, weit näher daran war, einen meiner eigenen Offiziere zu verlieren, und so die Zahl der Europäer in jener unglückseligen Aequatorial-Provinz noch zu vergrößern. Jedenfalls war aber eine persönliche Zusammenkunft mit Herrn Jephson nötig, um die Lage der Dinge vollkommen zu verstehen.

Am 6. Februar 1889, nachmittags, kam Herr Jephson in unsrem Lager bei Kavalli auf dem Plateau an. — Ich war erschreckt, ihn in klaren, unzweifelhaften Worten sagen zu hören: „Gefühl ist des Paschas schlimmster Feind — Niemand anders hält Emin Pascha zurück, als Emin Pascha selbst." Dies ist die Summa der Erfahrungen des Herrn Jephson während der letzten neun Monate — vom 25. Mai 1888 bis 6. Februar 1889. Ich erfuhr genug aus dem mündlichen Bericht des Herrn Jephson, um einzusehen, daß während dieser neun Monate weder der Pascha, noch Signor Casati, noch irgend

jemand in der Provinz in seinen Entschlüssen einen Schritt weiter gekommen war, als vor zehn Monaten — nämlich:

Der Pascha: „wenn meine Leute gehen, gehe ich auch; wenn sie bleiben, bleibe ich auch."

Signor Casati: „wenn der Gouverneur geht, gehe ich auch; wenn der Gouverneur bleibt, bleibe ich auch."

Seine Anhänger: „wenn der Pascha geht, gehen wir auch; wenn der Pascha bleibt, bleiben wir auch."

Jedoch die Entzweiung, die der Einfall der Mahdisten zu unsern Gunsten hervorgerufen hatte, und das schreckliche Gemetzel, das sie überall anrichteten, wohin sie kamen, flößte uns die Hoffnung ein, daß wir jetzt endlich eine definitive Antwort erhalten könnten, obwohl Herr Jephson immer nur antwortete: „Ich kann Ihnen wirklich nicht sagen, was der Pascha vorhat. Er sagt, er möchte fortgehen, aber will sich nicht rühren; es ist unmöglich vorauszusagen, was irgend jemand thun wird. Vielleicht wird der nächste Angriff der Mahdisten sie alle bunt durcheinander Ihnen zutreiben, zuerst entschlossen zu gehen und dann, um nach einigen Wochen Ruhe von neuem zu überlegen."

Im Februar schickte ich eine Compagnie zum Dampfer, mit dem Befehl an Herrn Stairs, seine Abteilung schleunigst nach Kavalli zu führen — in der Absicht, die Expedition zu sammeln, um sie für alle Fälle bereit zu haben.

Es wurden auch Kuriere an den Pascha abgesandt, um ihm unsre Bewegungen und Absichten mitzuteilen und ihn zu bitten, uns wissen zu lassen, wie wir ihm am besten helfen könnten: Ob es das Beste für uns wäre, bei Kavalli zu bleiben, oder ob wir in die Provinz eindringen und ihm bei Mswa oder der Tunguru-Insel, wo Herr Jephson ihn verlassen hatte, beistehen sollten. Als einfachsten Plan schlug ich ihm vor, daß er einen Dampfer in Besitz nehmen und dazu benützen möchte, die Flüchtlinge, die sich, wie ich hörte, in großer Zahl zu Tunguru gesammelt hatten, nach meinem alten Lager am Njanza zu befördern, oder sollte er keinen Dampfer bekommen, daß er dann zu Lande von Tunguru nach Mswata marschieren und

ein Kanoe absenden möchte, mir dieses mitzuteilen; dann könnte ich ein paar Tage darauf mit 250 Bewaffneten in Mswa eintreffen, um sie alle nach Kavalli zu geleiten. Aber ich fordere einen positiven Entschluß, sonst würde es meine Pflicht sein, die Munition zu vernichten und heimzuziehen.

Am 13. Februar erschien im Lager ein eingeborner Kurier von Emin Pascha, mit einem Brief, dessen Inhalt uns elektrisierte. Er lag faktisch gerade unterhalb unsres Plateau-Lagers vor Anker. Hier ist der formelle Brief selbst."

„Lager, 13. Februar 1889.

An Herrn M. Stanley, Kommandeur
der Hilfs-Expedition.

Mein Herr,

In Erwiderung Ihres Briefes vom 7. d., für den ich Ihnen bestens danke, habe ich die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß ich gestern nachmittag 3 Uhr mit meinen beiden Dampfern hier angekommen bin und die erste Abteilung der Leute mitgebracht habe, die dieses Land unter Ihrem Schutz zu verlassen wünschen. Sobald ich Einrichtungen getroffen habe, meine Leute unterzubringen, müssen die Dampfer nach der Station Mswata wieder abfahren, um eine zweite Abteilung Leute zu holen, die dort der Ueberfahrt harren.

Bei mir sind etwa 12 Offiziere, die begierig sind, Sie zu sehen, und nur 40 Mann Soldaten. Sie sind unter meinem Kommando gekommen, um Sie zu bitten, ihnen Zeit zu lassen, ihre Brüder, wenigstens diejenigen, die von dort fort wollen, von Wadelai zu holen; und ich habe ihnen versprochen, mich möglichst für sie zu verwenden. Da die Verhältnisse sich teilweise geändert haben, so können Sie ihnen jegliche Bedingung auferlegen, die Sie für passend erachten. Um dieses zu regeln, werde ich, sobald ich mein Lager versorgt habe, mit den Offizieren in Ihr Lager kommen, und wenn Sie mir Träger schicken, könnte ich einige derselben brauchen. Ich hoffe von Herzen, daß die großen Schwierigkeiten, denen Sie

ausgesetzt waren, und die großen Opfer, die Ihre Expedition auf dem Wege zu unsrem Beistand gebracht hat, durch einen vollständigen Erfolg beim Hinausführen meiner Leute belohnt werden mögen. Der Geist des Wahnsinns, der sich über das Land verbreitet hat, ist verschwunden; auf die Leute, die jetzt mit mir kommen, können wir uns verlassen.

Signor Casati bittet mich, Ihnen seinen besten Dank für Ihre freundlichen Grüße an ihn auszusprechen.

Gestatten Sie mir, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auszudrücken für alles, was Sie bis jetzt für uns gethan haben.

Ich verbleibe

Ihr ganz ergebener

Dr. Emin."

In der Zeit zwischen Herrn Jephsons Ankunft und dem Empfang dieses Briefes hatte derselbe über alles, was er von dem Pascha, Signor Casati und den ägyptischen Soldaten, über die hauptsächlichsten Ereignisse, die sich in den letzten paar Jahren in der Aequatorial-Provinz zugetragen hatten, einen ziemlich vollständigen Bericht verfaßt. In diesem fand ich Sätze wie folgende, die ich Ihnen mitteilen will:

„Und dies veranlaßt mich nun, einige Worte über die Lage der Dinge bei meiner Ankunft am 21. April hinzuzufügen. Das erste Bataillon — ungefähr 700 Mann — hatte sich schon lange der Autorität des Paschas widersetzt und zweimal versucht, ihn zum Gefangenen zu machen. Das zweite Bataillon — ungefähr 640 Mann — obgleich es vorgab, treu zu ihm zu halten, war in der That widersetzlich und fast nicht zu regieren. Der Pascha besaß nur einen Schein von Autorität, und wenn er etwas Wichtiges gethan haben wollte, so konnte er nicht mehr befehlen, sondern mußte seine Offiziere darum bitten. Als wir nun im Mai 1888 in N'sabe waren, hatte der Pascha, obgleich er andeutete, daß die Lage der Dinge in seinem Lande keine sehr günstige sei, uns niemals den wahren

Sachverhalt angegeben, der in der That verzweifelt war, und wir hatten nicht die geringste Idee, daß irgend ein Aufruhr oder nur Unzufriedenheit unter seinen Leuten gärte; wir waren der Meinung, wie auch die meisten Leute in Europa und Aegypten nach den eigenen Briefen des Paschas und den späteren Schilderungen Dr. Junkers glaubten, daß alle seine Schwierigkeiten durch von außen einwirkende Verhältnisse entstanden seien, während faktisch seine eigentliche Gefahr aus inneren Zwistigkeiten hervorging.

So wurden wir dazu verleitet, uns auf Leute zu verlassen, die unsres Vertrauens und unsrer Hilfe durchaus unwürdig waren, und die, anstatt uns für unsern Versuch, ihnen zu helfen, dankbar zu sein, von Anfang an sich verschworen hatten, die Expedition zu plündern und uns unsrem Schicksal preiszugeben; und hätten die Aufständischen in ihrem aufgeregten Zustande den Pascha auch nur eines einzigen Falls von Ungerechtigkeit oder Grausamkeit, oder Vernächlässigung seiner Leute zu überführen vermocht, so hätte er ganz sicher bei diesem Aufruhr sein Leben verloren."

Ich werde Sie jetzt nur noch mit einer Stelle aus Herrn Jephsons letztem Bericht belästigen:

„Was nun den Wunsch des Paschas, das Land zu verlassen, betrifft, so kann ich bestimmt sagen, daß ihm sehr viel daran liegt, mit uns fortzukommen; aber unter welchen Bedingungen er seine Einwilligung dazu geben wird, kann ich kaum verstehen. Ich glaube, er weiß es selber nicht; seine Ansichten hierüber scheinen sehr zu schwanken; heute ist er bereit aufzubrechen und zu gehen, morgen hält ihn irgend eine neue Idee zurück.

Ich habe diesen Gegenstand schon oft mit ihm besprochen, es ist mir aber nie gelungen, seine wirkliche Absicht hierüber zu erfahren.

Nach diesem Aufstand bemerkte ich ihm: „Ich nehme an, jetzt, da Ihre Leute Sie abgesetzt und beiseite geschoben haben, werden Sie nicht glauben, daß Sie noch irgend welche Verantwortung

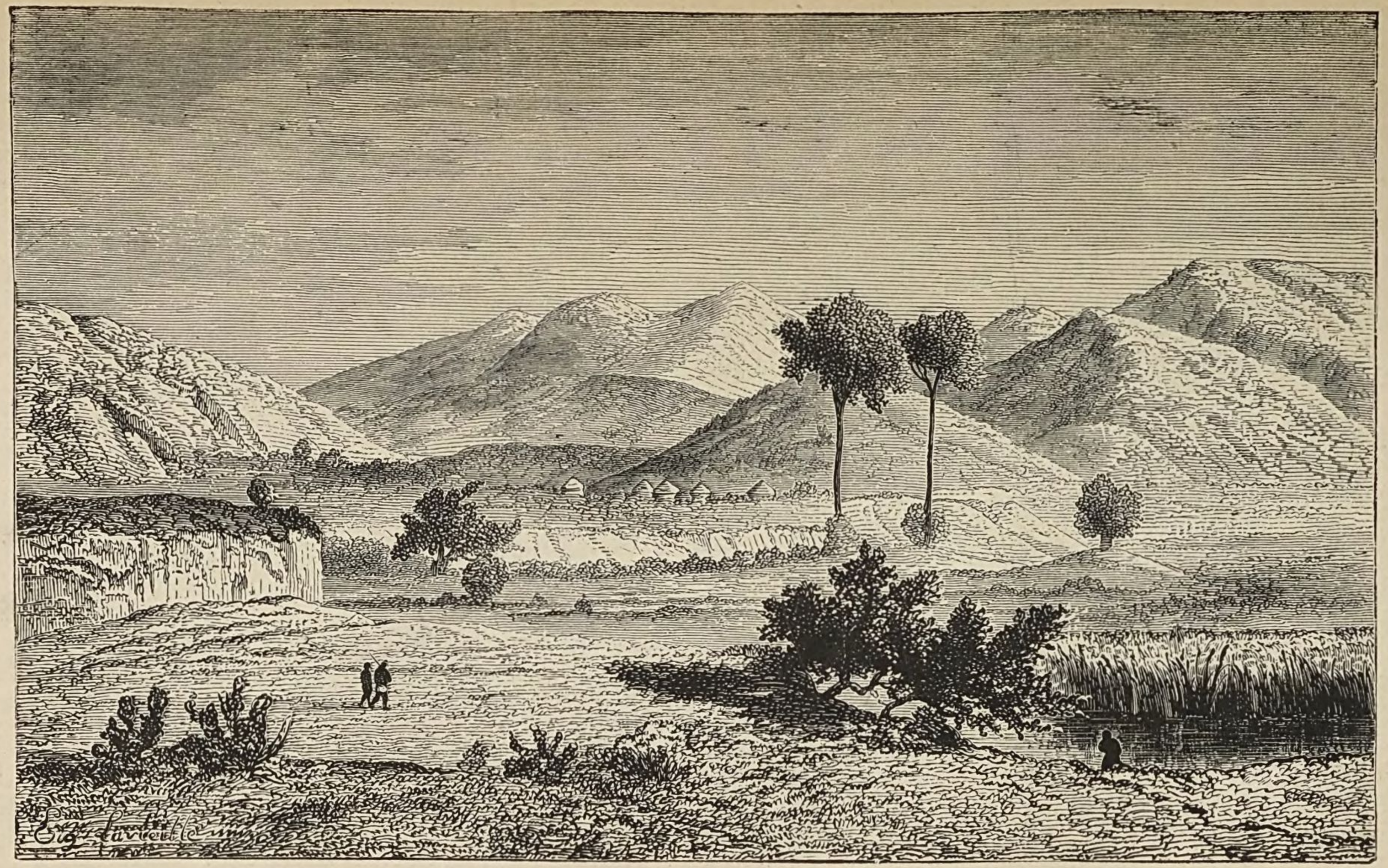
oder Verpflichtung ihnen gegenüber haben." Und er antwortete: „Hätten sie mich nicht abgesetzt, so würde ich mich verpflichtet gefühlt haben, bei ihnen auszuharren und ihnen auf jede mögliche Weise zu helfen; aber nun halte ich mich für vollständig berechtigt, nur an meine persönliche Sicherheit und an mein eigenes Wohlergehen zu denken, und wenn ich eine Gelegenheit habe, werde ich ohne alle Rücksicht gehen."

Und doch, erst wenige Tage ehe ich ihn verließ, sagte er: „Ich weiß, daß ich in keiner Weise für diese Leute verantwortlich bin; aber ich kann es nicht ertragen, als Erster hier fortzugehen und irgend jemand zurückzulassen, der das Land verlassen möchte. Ich weiß, es ist bloß Gefühlssache, ein Gefühl, das Sie vielleicht verstehen werden; aber meine Feinde zu Wadelai würden mit Fingern auf mich zeigen und sagen: „Ihr seht — er hat euch verlassen!" Dies sind nur zwei Beispiele von dem, was zwischen uns über dieses Thema verhandelt wurde; aber ich könnte noch viele sich ebenso widersprechende Aussagen von ihm anführen. Als ich ein andresmal nach einem dieser unbefriedigenden Gespräche etwas ungeduldig wurde, sagte ich: „Wenn je die Expedition in Ihre Nähe kommen sollte, werde ich Herrn Stanley raten, Sie gefangen zu nehmen und fortzuführen, ob Sie wollen oder nicht," worauf er erwiderte: „nun, ich werde nichts thun, Sie daran zu hindern."

Es scheint mir, wenn wir ihn retten sollen, müssen wir ihn vor sich selber retten.

Ehe ich meinen Bericht schließe, muß ich noch bezeugen, daß ich bei öfteren Gesprächen mit den verschiedensten Leuten aus des Paschas Volk fast ohne Ausnahme nur Lob über seine Gerechtigkeit und Großmut seinen Leuten gegenüber gehört habe; aber ich hörte auch andeuten, daß er seine Leute nicht fest genug in der Hand hielte.

Ich bin nun durch die Länge dieses Briefes, durch die Bedürfnisse der Reise und dergleichen gezwungen, aufzuhören. Unser Aufenthalt zu Kafurro ist zu Ende, und wir müssen morgen weiter marschieren. Eine neue Seite dieses interessanten



Das Thal von Kisanga.

Abschnittes unsrer Expedition wird in meinem nächsten Briefe nachfolgen. Inzwischen haben Sie die Befriedigung, zu wissen, daß Emin Pascha trotz allem nahe bei unsrem Lager, am Ufer des Sees weilt, daß Träger zu ihm gesandt worden sind, um sein Gepäck heraufzubringen und seinen Leuten beizustehen.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

Vierzehntes Kapitel.

Aufbruch nach der Küste.

Neue Schwierigkeiten — Deputation von ägyptischen Offizieren — Rückkehr von Lieutenant Stairs — Ein schlechter Anfang — Schlechte Nachrichten von Wadelai — Dr. Parke — Krankheit — Die Flüchtlinge und ihr Gepäck — Brief von Selim Bey — Eine Beratung — Die Entscheidung — Emins Gründe — Die Rebellen — Musterung der Aegypter — Abreise von Kavalli — Stanley krank — Aufenthalt — Noch eine Verschwörung — Selim Beys letzte Mitteilung — Der König von Unyoro — Eine Kette von Schneebergen — Der Semliki-Fluß — Ruwenzori — Ein Salzsee — „Sesam, öffne dich!" — Fieber — Der Albert-Eduard-Njanza.

In seinem letzten Brief an Sir William Mackinnon, vom 5. August 1889, versprach Stanley eine neue Seite; diese ist im folgenden, zwölf Tage später verfaßten Briefe enthalten. In dem Schreiben vom 5. spricht er mehr von den Hindernissen, die die Natur der Expedition bot, wogegen das vom 17. August mehr von den Schwierigkeiten handelt, die ihm die Schwäche und der Eigensinn der Menschen bereitete.

„Lager zu Kizinga, Uzinja.
Den 17. August 1889.

An den Vorsitzenden des „Emin Pasha Relief Committee".

Mein Herr,

Am 17. Februar langte Emin Pascha mit einem Gefolge von ungefähr 65 Menschen, einschließlich Selim Bey oder Oberst Selim und 7 andern Offizieren, die als Deputation von den

Offizieren der Aequatorial-Provinz abgesandt waren, in meinem Lager auf dem Plateau in der Nähe von Kavallis Dorfe an. Der Pascha war im Mufti, aber die Deputation war in Uniform und erregte ein gewaltiges Aufsehen im Lande; drei von ihnen waren Aegypter, die übrigen Nubier; sie sahen ziemlich soldatenmäßig aus und wurden, mit ein oder zwei Ausnahmen, vom Pascha sehr warm empfohlen. Die Versammlung sollte erst am nächsten Tage abgehalten werden.

Am 18. kam Lieutenant Stairs mit seiner Abteilung, die von Mazambonis Leuten sehr verstärkt war, vom Ituri-Flusse an, und die Expedition war wieder einmal ganz beisammen, um, wie ich hoffte, während unsres Aufenthaltes in Afrika nicht wieder getrennt zu werden.

Bei der Versammlung, die am nächsten Morgen abgehalten wurde, ergriff Selim Bey — ein großer, dicker, ältlicher Herr von ungefähr 50 Jahren — der sich kürzlich bei Dufile durch Wiedereroberung der Station von den Mahdisten und durch Tötung von ca. 250 derselben ausgezeichnet hatte, im Namen der Deputation und der Offiziere zu Wadelai das Wort und sagte, sie seien gekommen, uns um Frist zu bitten, damit die Truppen und ihre Familien sich bei Kavalli sammeln könnten.

Obgleich sie genau wußten, weshalb wir zum Njanza gekommen waren — oder es wenigstens hätten wissen sollen — ergriff ich doch die Gelegenheit, es ihnen durch den Pascha, der fließend arabisch spricht, ausführlich auseinanderzusetzen. Ich wunderte mich, wie bereitwillig sie mit allem übereinstimmten; aber ich habe seitdem erfahren, daß es ihre Gewohnheit ist, immer zuzustimmen, wenn sie auch kein Wort von dem glauben, was man sagt. Ich sagte ihnen, obgleich ich beinahe ein ganzes Jahr gewartet hätte, um eine einfache Antwort auf die einzige Frage zu erhalten, ob sie in Afrika bleiben oder mit uns nach Aegypten ziehen wollten, sei ich dennoch bereit, ihnen vor ihrer Abreise ein in Arabisch geschriebenes Versprechen zu geben, daß ich noch so lange bleiben wolle, um ihnen hinreichend Zeit zu lassen, sich selbst mit ihren Familien, und wer sonst

mit wollte, in den Dampfern einzuschiffen und am Seeufer unterhalb unsers Lagers anzukommen.

Die Deputation erwiderte, daß meine Antwort sie vollständig befriedige, und sie versprachen ihresteils, sofort nach Wadelai zu gehen, allen Beteiligten meine Erwiderung bekannt zu machen und mit dem Transport sofort zu beginnen.

Am 21. gingen der Pascha und die Deputation zum Lager am Njanza hinunter, durch eine falsche Nachricht beunruhigt, daß die Wanyoro herannahten, um das Lager anzugreifen. Einer der Offiziere der Deputation hatte der Expedition ein Gewehr gestohlen; dies war ein schlechter Anfang unsrer versprochenen Gemeinschaft!

Die beiden Dampfer „Khedive" und „Njanza" waren inzwischen nach Mswa gegangen, um eine neue Abteilung von Flüchtlingen zu holen, und kehrten am 25. zurück; am nächsten Tage ging die Deputation ab, um ihren Auftrag auszuführen. Ehe sie jedoch abfuhren, erhielten sie noch die Nachricht von Wadelai, daß wiederum ein Regierungswechsel stattgefunden habe. Selim Bey, der höchste Angestellte unter dem Pascha, war abgesetzt, und verschiedene aufständische Offiziere waren zum Rang von Beys erhoben worden. Tags darauf kehrte der Pascha in unser Lager zurück und brachte seine kleine Tochter Ferida und eine Karawane von 144 Mann mit.

In Erwiderung auf meine Frage antwortete der Pascha, daß er 20 Tage für eine „genügend" lange Frist für alle praktischen Zwecke halte, und erbot sich, es in aller Form aufzuschreiben. Dies lehnte ich jedoch ab, da ich nur wissen wollte, ob seine Ansicht über eine „genügende Frist" mit der meinigen übereinstimmte; denn nachdem ich gefunden hatte, wie lange ein Dampfer zu der Rundfahrt auf dem Njanza von unserm alten Lager nach Wadelai und wieder zurück gebrauchte, hatte ich mir gesagt, daß ein Monat mehr als genug für Selim Bey sein würde, um die Leute zu sammeln, die nach Aegypten zu gehen wünschten. Die Zwischenzeit, die auf den Transport der Aegypter von Wadelai verwendet wurde, konnte dann von

Surgeon Parke zur Heilung unsrer Kranken benützt werden. In dieser Zeit war Surgeon Parke der meistbeschäftigte Mann der Expedition. Seitdem wir im Dezember Fort Bodo verlassen hatten, mußte er täglich über hundert Kranke behandeln. Es gab allerlei Leiden; aber am zahlreichsten und am schwersten zu heilen waren die, welche an Geschwüren litten. Diese hatten unsre Apotheke so erschöpft, daß der Doktor nur noch reine Karbolsäure und Potaschepermanganat zu ihrer Heilung übrig hatte. Nichtsdestoweniger machte er während des Aufenthalts von Stairs' Abteilung am Ituri-Fluß im Januar einige wunderbare Kuren. Des Doktors Hingebung — es giebt keinen passenderen Ausdruck dafür —, die regelmäßige Besorgung von sämtlichen kleinen Einzelheiten seines Pflichtkreises, seine zweifellose Geschicklichkeit ermöglichten es mir, bis 1. April 280 körperlich kräftige Leute aufzustellen, alle gesund an den Gliedern, wie in den edleren Organen und frei von allen Gebrechen; während es noch am 1. Februar schwer gewesen wäre, 200 dienstfähige Männer auszumustern. Ich glaube, ich habe niemals einen Arzt kennen gelernt, der seine „Fälle" so lieb hatte. Sie waren für ihn alle interessant, trotz der schlechten Gerüche und der schrecklichen Scenen, die beim Zuschauer Uebelkeit zu erregen geeignet waren. Ich halte es für das größte Glück für unsre Expedition, daß wir einen so unvergleichlichen Arzt besitzen durften, wie Dr. T. H. Parke vom A. M. D.

Während nun „unser Doktor" eifrig mit dem Verbinden der Geschwür-Kranken beschäftigt war, um sie für den Marsch nach Zanzibar herzustellen, thaten alle Dienstfähigen weit mehr, als sie mit uns vereinbart hatten. Wir hatten dem Pascha versprochen, seine Flüchtlinge mit einigen Trägern nach dem Lager auf dem Plateau zu unterstützen — d. h. wie es jeder vernünftige Mensch verstehen würde, mit ein oder zwei Trägern für jeden Aegypter — aber niemals hat sich jemand so gründlich getäuscht, wie wir. Die Zahl der Lasten war geradezu endlos, und beim Anblick des Gerümpels, das die Flüchtlinge mit sich brachten und das jenen Abhang hinauf bis zu einer Höhe

von 2800 Fuß über dem Njanza geschleppt werden sollte, stöhnten unsre Leute laut. Sachen wie Schleifsteine, kupferne Kochtöpfe von 40 Liter Inhalt, etwa 200 Bettstellen, ungeheuerliche alte Körbe — ähnlich dem Fallstafffschen Waschkorbe — alte Saratoga-Koffer, passend für reiche amerikanische Mamas, alte See-Reisekisten, große unförmliche Kästen, kleine Viehtröge, 50 Liter haltende Töpfe, Papageien, Tauben 2c. — Dies alles war ganz untauglicher Kram, denn beim Zeichen zum Abmarsch mußte alles einfach weggeworfen werden. Es wurden jedoch 853 solcher Warenlasten mit Hilfe der Eingebornen hinaufgeschleift, die noch obendrein von den schlechtgelaunten Aegyptern geschlagen und mißhandelt wurden, so oft sie zum Njanza hinunterkamen. Aber jetzt fingen die Zanzibariten ebenfalls an, eine schlechte Laune zu zeigen. Sie verstanden gerade so viel arabisch, um zu erfahren, daß der Gehorsam, die Fügsamkeit und der gute Wille, die sie an den Tag legten, von den Aegyptern als sklavische Unterwürfigkeit und Feigheit bezeichnet wurden; nachdem sie diese Hunderte von Lasten geschleppt hatten, weigerten sie sich schlechthin, noch irgendetwas zu tragen, und sie setzten ihre Gründe dafür so klar und deutlich auseinander, daß wir ihnen innerlich vollständig recht geben mußten; aber diese Weigerung war im Widerspruch mit der Disziplin, und wir mußten harte Mittel anwenden, sie zur Fortsetzung ihrer Arbeit zu bringen, bis der Befehl „Aufhören" gegeben wurde. Am 31. März hatten wir die Sache herzlich satt und hörten mit der endlosen Arbeit auf. Eintausend dreihundert und fünfundfünfzig Lasten waren vom Lager am See nach dem Plateau heraufgebracht worden.

Dreißig Tage nach Selim Beys Abreise nach Wadelai kam ein Dampfer vor dem Lager am Njanza an und brachte einen Brief von jenem Offizier und einen von allen aufständischen Offizieren zu Wadelai, worin sie, zwölf Monate nach meinem zweiten Erscheinen am Albert-See, ihrer Freude darüber Ausdruck gaben, daß der „Gesandte unsrer Großen Regierung" angekommen sei, und daß sie sämtlich einverstanden seien, unter meinem Schutze nach Aegypten zu gehen.

Als der Pascha den Inhalt seiner Briefe bemeistert hatte, kam er zu mir, um mir mitzuteilen, daß Selim Bey einen Dampfer voll Flüchtlinge von Wadelai nach Tunguru gesandt habe, und daß er seit der Zeit damit beschäftigt sei, Leute von Dufile nach Wadelai zu transportieren. Es wurde nun klar, daß nach diesem Maßstabe des Fortschritts, selbst wenn dieser für Selim Bey geradezu heroische Anlauf zur Arbeit fortdauern sollte, es noch drei Monate währen würde, ehe er die Leute nach dem Njanza-Lager, unterhalb des Plateaus, befördern könnte. Der Pascha, persönlich hocherfreut über diese, wie er meinte, sehr gute Nachricht, wünschte zu wissen, was ich unter diesem neuen Gesichtspunkte zu thun gedenke.

In Erwiderung hierauf berief ich die Offiziere der Expedition zusammen: Lieutenant Stairs, R. E., Hauptmann R. H. Nelson, Surgeon T. H. Parke A. M. D., Herrn Mounteney Jephson und Herrn Wilhelm Bonny — und schlug ihnen in Gegenwart des Paschas vor, einige Auseinandersetzungen von mir anzuhören, und dann, einer nach dem andern, wie sie gefragt würden, ihre Ansicht zu äußern:

„Meine Herren, — Emin Pascha hat Briefe von Wadelai erhalten. Selim Bey, der den Hafen unter uns am 26. Februar mit dem Versprechen verließ, diejenigen Leute, die nach Aegypten zu gehen wünschten, mit möglichster Eile hierherzuschicken, schreibt von Wadelai, daß die Dampfer damit beschäftigt seien, einige Leute von Dufile nach Wadelai zu befördern, und daß die Arbeit des Transportes zwischen Wadelai und Tunguru wieder aufgenommen werden sollte, wenn das andre Geschäft vollendet sei.

Als Selim Bey fortging, wurde uns mitgeteilt, daß er abgesetzt sei, und daß Emin Pascha und er von den aufständischen Offizieren zum Tode verurteilt seien. Jetzt erfahren wir, daß die aufständischen Offiziere und ihre ganze Partei gewillt sind, nach Aegypten zu gehen. Hieraus dürfen wir schließen, daß die Partei Selim Beys wieder im Steigen begriffen ist.

Schukri Aga, der Kommandant von Mswa — der uns

am nächsten gelegenen Station — hat uns hier Mitte März einen Besuch gemacht. Am 16. März, dem Tage seiner Abreise, wurde ihm mitgeteilt, daß unser Abmarsch nach Zanzibar bestimmt am 10. April stattfinden werde. Er nahm dringende Briefe für Selim Bey mit, die diese Thatsache in nicht mißzuverstehenden Worten anzeigten.

Acht Tage später hören wir, daß Schukri Aga immer noch in Mswa sei; er hat nur ein paar Weiber und Kinder nach dem Njanza-Lager geschickt, und doch könnten er und die Seinigen schon längst hier sein, wenn sie uns zu begleiten beabsichtigten.

Vor 30 Tagen verließ uns Selim Bey mit dem Versprechen einer „genügenden" Frist. Der Pascha meinte einst, daß 20 Tage eine „genügende" Frist seien, wir haben sie jedoch auf 44 Tage ausgedehnt. Angesichts der Länge der Zeit, die Selim Bey gebraucht hat, um mit einem Sechzehntel seiner erwarteten Truppen auch nur Tunguru zu erreichen, bin ich persönlich ganz vorbereitet, dem Pascha meinen Entschluß mitzuteilen. Denn Sie müssen wissen, meine Herren, daß der Pascha, der „so gute Nachrichten" von Selim Bey erhalten hat, meine Entscheidung zu erfahren wünscht; aber ich habe es vorgezogen, Sie zu berufen, um für mich zu antworten.

Sie sind sich wohl bewußt, daß unsre Instruktionen dahin liefen, Emin Pascha Hilfe zu bringen, und Leute, die geneigt seien, mit uns nach Aegypten zu gehen, dorthin zu geleiten.

Wir kamen am Njanza an und trafen Emin Pascha Ende April 1888, gerade vor einem Jahre. Wir überreichten ihm seine Briefe vom Khedive und seiner Regierung, und auch die erste Unterstützung, und fragten ihn, ob wir das Vergnügen seiner Begleitung auf unserer Reise nach Zanzibar haben würden. Er antwortete, seine Entscheidung hänge von der seiner Leute ab.

Dies war die erste Enttäuschung, die wir erfuhren. Anstatt eine Menge Leute zu treffen, die nur zu begierig wären, Afrika zu verlassen, war es überhaupt fraglich, ob außer einigen ägyp-

tischen Beamten irgend Leute mitgehen würden. Da Major Barttelot so weit zurück war, konnten wir am Njanza diese Entscheidung nicht abwarten, die ja möglicherweise monatelang dauern konnte; es schien daher vorteilhafter, die Nachhut aufzusuchen und ihr beizustehen, und bis wir wieder hier wären, dachten wir, würden die Leute, die nach Aegypten gehen wollten, ungeduldig auf den Abmarsch warten. Wir kehrten deshalb nach dem Waldgebiet zur Nachhut zurück, indem wir Herrn Jephson daließen, um den Truppen des Pascha unsre Botschaft zu übermitteln, und waren in neun Monaten wieder am Njanza. Aber anstatt nun ein Lager voll Leute anzutreffen, die begierig und bereit wären, Afrika zu verlassen, finden wir überhaupt kein Lager vor, sondern hören, daß sowohl der Pascha, wie Herr Jephson gefangen genommen sind, daß der Pascha in unmittelbarer Lebensgefahr vor den Aufständischen schwebt und ein andresmal in Gefahr ist, auf sein Bett festgebunden und nach dem Innern des Makkaraka-Landes geschleppt zu werden. In der Provinz wurde das Gerücht verbreitet, daß wir nur eine Gesellschaft von Verschwornen und Abenteurern seien, daß die Briefe vom Khedive und Nubar Pascha gefälscht, und von den gemeinen Christen Stanley und Casati mit Hilfe des Mohammedaners Emin Pascha angefertigt seien. Und so übermütig sind die Aufständischen über ihren unblutigen Sieg über den Pascha und Herrn Jephson, daß sie zuversichtlich mit der Absicht renommiert haben, mich durch einschmeichelnde Worte in eine Falle zu locken, unsre Expedition aller ihrer Habe zu berauben und uns dann in die Wildnis hinauszujagen, um dort zu Grunde zu gehen. Wir brauchen uns nicht bei der Undankbarkeit dieser Leute und ihrer bodenlosen Unwissenheit und Schlechtigkeit aufzuhalten; aber Sie müssen diese Thatsachen vor Augen behalten, um zu einem klaren Entschluß zu kommen.

Wir glaubten, als wir diese Arbeit freiwillig unternahmen, daß man uns mit offenen Armen aufnehmen würde. Anstatt dessen wurden wir mit Gleichgültigkeit empfangen, bis wir endlich zu zweifeln anfingen, ob überhaupt jemand wegzugehen

wünsche. Mein Stellvertreter wurde gefangen genommen und mit Gewehren bedroht; man machte auch sonst allerlei Drohungen; der Pascha wurde abgesetzt, und drei Monate lang in strengem Gewahrsam gehalten. Ich höre, dies sei der dritte Aufstand in der Provinz. Trotzdem haben wir beinahe zwölf Monate hier gewartet, um ein paar hundert unbewaffnete Männer, Weiber und Kinder in diesem Lager aufzunehmen. Als ich Selim Bey und seinen Offizieren das Versprechen gab, daß ich ihnen eine „genügende" Frist gewähren wolle, versprachen Selim Bey und seine Offiziere wiederholt, uns nicht aufhalten zu wollen. Der Pascha hatte schon den 10. April bestimmt, wodurch ihre Frist um 44 Tage verlängert wurde, eine genügende Zeit für drei Rundreisen für jeden Dampfer. Die heutige Nachricht aber ist nicht die, daß Selim Bey hier dicht in der Nähe, sondern daß er noch nicht einmal von Wadelai aufgebrochen ist.

Außer seinen eignen Freunden, die ihm ergeben und gehorsam sein sollen, bringt er die zehn aufständischen Offiziere und etwa sechs- oder siebenhundert Soldaten ihrer Partei mit.

In Erinnerung an die drei Aufstände, die eben diese Offiziere angezettelt haben, an ihre ausgesprochenen Absichten auf die Expedition, ihre Verschwörungen und Gegenverschwörungen, an das Leben voll Intrigue und lächelnden Verrats, das sie geführt haben, dürfen wir wohl mit Recht überlegen, welche Motive sie jetzt hauptsächlich bewegen — da sie, die sich früher so unfügsam gegen alle konstitutionelle Autorität aufgelehnt haben, plötzlich treue und gehorsame Soldaten des Khedive und seiner „großen Regierung" geworden sind. Sie werden sich erinnern, daß die Rebellen außer den 31 Kisten Munition, die wir dem Pascha im Mai 1888 übergeben haben, noch so viel Munition von der Provinzial-Regierung besitzen, als 20 von unsern Kisten anfüllen würde. Wir dürfen ihnen genug Verstand zutrauen, einzusehen, daß eine so geringe Menge, unter so viele Gewehre verteilt, in einer Stunde verschossen sein würde, und daß nur ein Schein von Unterwürfigkeit und äußerlicher Loyalität ihnen einen ferneren Beitrag von uns verschaffen

könnte. Obgleich der Pascha jedesmal, wenn er einen plausiblen Brief von diesen Leuten erhält, wieder aufleuchtet, so muß man doch uns, die wir Fremde sind, verzeihen, wenn wir diesen Männern, die uns alle Ursache zu Mißtrauen gegeben haben, nicht sogleich trauen. Könnten wir irgendwelche Garantie für ihre Zuverlässigkeit haben, so wäre nichts dagegen einzuwenden, ihnen alles zu liefern, was sie brauchen, d. h. mit Erlaubnis des Pascha. Aber können wir sicher sein, daß, wenn wir sie als gute Freunde und treue Soldaten von Aegypten in diesem Lager aufnehmen, sie nicht eines Nachts sich erheben, unsre sämtliche Munition an sich reißen und uns so der Möglichkeit der Rückkehr nach Zanzibar berauben werden? Es würde eine Kleinigkeit für sie sein, das zu thun, nachdem sie Kenntnis von den Regeln des Lagers erhalten haben. Voll von der Erinnerung an die außerordentlichen Enthüllungen des Herrn Jephson über die Vorgänge in der Provinz seit dem Absperren des Weges über den Nil — angesichts des Pascha hier vor uns, von dem wir kürzlich glaubten, daß er mehrere Tausend Leute unter sich habe, der aber jetzt gar kein nennenswertes Gefolge besitzt — und im Angedenken der Speichelleckereien und der Listen, durch die man uns in eine Falle locken wollte, frage ich Sie: würde es klug sein, die Wartezeit über den schon bestimmten Termin, nämlich den 10. April, auszudehnen?"

Die Offiziere, einer nach dem andern, antworteten verneinend.

„Also, Pascha," sagte ich, „da haben Sie Ihre Antwort; wir marschieren am 10. April." Darauf fragte der Pascha, ob wir ihn „in unserm Gewissen davon freisprechen könnten, seine Leute im Stich gelassen zu haben", falls sie nicht bis 10. April eingetroffen wären, worauf wir erwiderten: „Ganz sicherlich!"

Drei oder vier Tage darauf teilte mir der Pascha, der sehr viel Gewicht auf die Ansichten des Signor Casati legt, mit, daß Casati durchaus nicht sicher sei, ob er recht thäte, seine Leute im Stich zu lassen. Dem Wunsche des Pascha gemäß ging ich zu Signor Casati hin, und bald darauf folgte mir Emin Pascha.

Fragen über Gesetz, Ehre und Pflicht wurden von Casati aufgeworfen, der sich klar dahin aussprach, daß Emin Pascha moralisch verpflichtet sei, bei seinen Leuten zu bleiben. Ich führe dies bloß an, um Ihnen zu zeigen, daß unsre Hauptschwierigkeiten nicht allein von den Sudanesen und Aegyptern herrührten; wir hatten auch Schwierigkeiten mit den Europäern, die aus irgend einem Grunde durchaus nicht geneigt schienen, Afrika zu verlassen; selbst als es ganz klar war, daß der Pascha der Provinz sehr wenige treue Leute hatte, auf die er sich verlassen konnte, daß ihre Aussicht für die Zukunft nur große Gefahr und Tod sei, und daß unser Rückzug für sie gleichbedeutend sei mit dem Grabe. Ich mußte diese krankhaften Ansichten mit dem A-B-C des gesunden Menschenverstandes widerlegen. Ich mußte die Verpflichtungen Emin Paschas gegen seine Soldaten dadurch erläutern, daß ich sie mit einem gegenseitigen Kontrakt zwischen zwei Parteien verglich. Die eine Partei weigerte sich, an ihrer Verabredung festzuhalten, und wollte nichts mehr mit der andern zu thun haben, ja beschloß bei sich, die andre Partei zu Grunde zu richten. Konnte man das einen Kontrakt nennen? Emin Pascha war zum Gouverneur der Provinz ernannt, er war seinem Posten und seinen Pflichten treu geblieben, bis seine eignen Leute ihn verstießen und schließlich absetzten; er war von seiner Regierung aus benachrichtigt worden, daß, wenn er und seine Offiziere samt Soldaten es vorziehen sollten, die Provinz zu verlassen, sie sich der Bedeckung der Expedition bedienen könnten, die zu ihrer Hilfe ausgesandt sei, oder daß sie nur auf eigne Verantwortung in Afrika bleiben könnten, da die Regierung die Provinz vollständig preisgegeben habe. Als aber der Pascha seinen Leuten die Wünsche der Regierung mitteilt, erklären die Offiziere und Soldaten das Ganze für gefälscht und weigern sich, mit ihm abzuziehen, wollen überhaupt nichts von abreisen hören, sondern sie legen Hand an ihn, bedrohen ihn mit dem Tode und halten ihn drei Monate lang als Gefangenen eingeschlossen. Wie konnte da von Unehre des Pascha die Rede sein, wenn er dem Unbe-

streitbaren und Unvermeidlichen nachgab? Was Pflichten anbetraf, so hatte der Pascha eine doppelte Pflicht — die eine dem Khedive als seinem Herrn, die andre seinen Soldaten gegenüber. So lange sich die beiden Pflichten nicht widersprachen, ging alles glatt genug; aber im Moment, wo den Soldaten bedeutet wurde, sie dürften sich zurückziehen, wenn sie wollten, brachen sie in offene Empörung aus und entledigten den Pascha somit aller Pflichten gegen sie; ich leugnete, daß er noch irgendwelche Pflichten ihnen gegenüber zu erfüllen habe; folglich könne der Pascha moralisch nicht gezwungen sein, sich im geringsten um Leute zu kümmern, die nicht auf ihn hören wollten.

Ich glaube nicht, daß Casati überzeugt war, noch glaube ich, daß der Pascha überzeugt war. Es ist sonderbar, welche große Anziehungskraft dieser Teil von Afrika auf die Herzen der europäischen, wie der ägyptischen Offiziere und der sudanesischen Soldaten ausübt.

Tags darauf teilte mir Emin Pascha mit, daß er sicher sei, alle Aegypter im Lager würden am genannten Tage mit ihm ziehen; aber von andern Seiten erhielt ich Nachrichten, daß nicht ein Viertel derselben das Lager bei Kavalli verlassen würde. Der Ueberfluß an Nahrungsmitteln, das ruhige Benehmen der Eingebornen, mit denen wir in völliger Eintracht lebten, schien für sie genügend Grund zu sein, das Leben in der Nähe des Njanza den Beschwerden des Marsches vorzuziehen. Außerdem waren die Mahdisten, die sie fürchteten, weit entfernt und konnten sie unmöglich erreichen.

Am 5. April sagte mir Serom, der Diener des Pascha, daß nicht viele von des Paschas Dienern ihm am 10. zu folgen beabsichtigten. Der Pascha bestätigte dies selbst. Das war wahrlich eine Enttäuschung! Von den 10000 Leuten waren schließlich nur sehr wenige geneigt, ihm nach Aegypten zu folgen. Uns allen von der Expedition war es von Anfang an klar gewesen, daß alles nur eine Komödie von seiten der Truppen zu Wadelai gewesen war. Offenbar hatte der Pascha seine Macht über die Leute verloren — weder Offiziere, noch Soldaten,

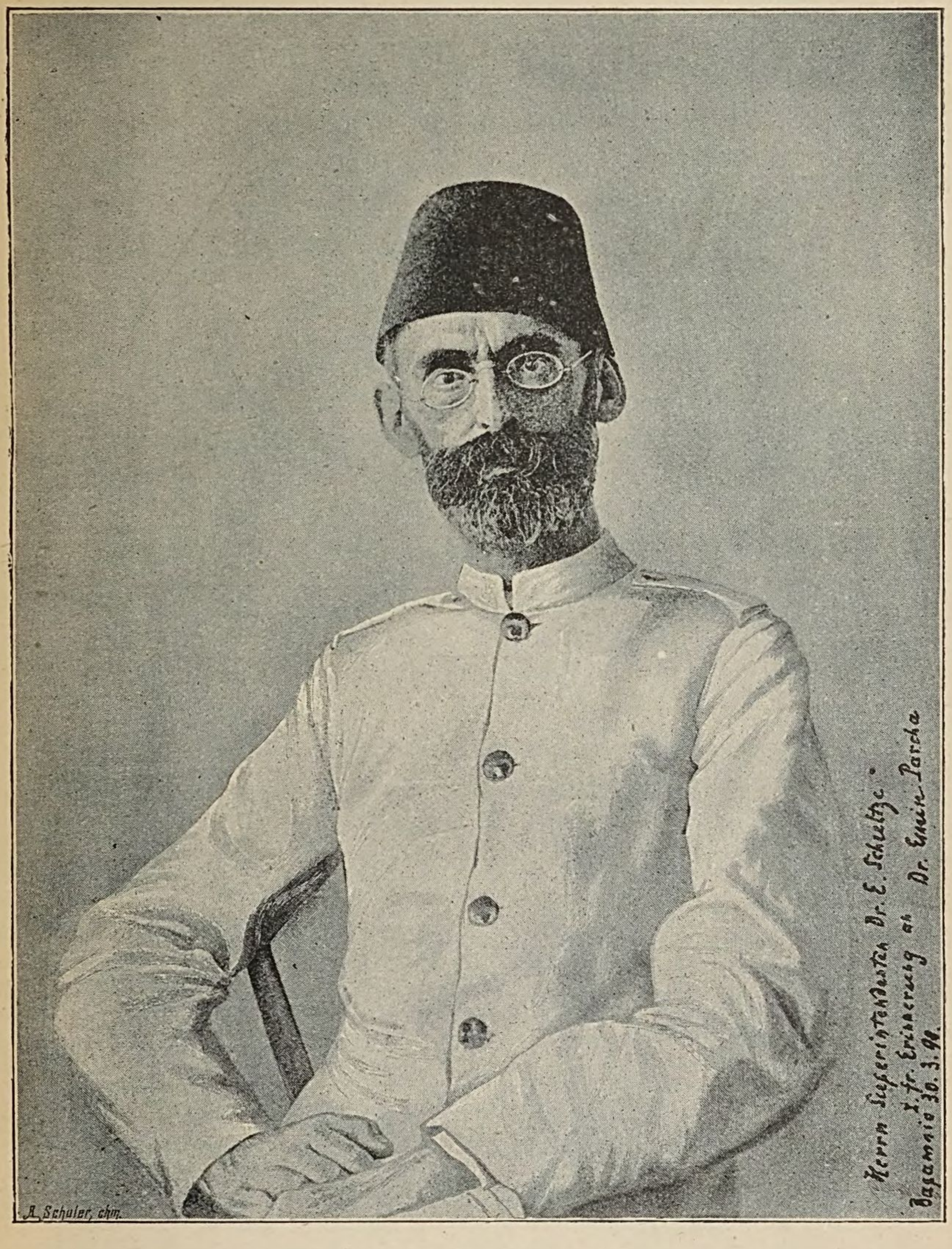
noch Diener waren bereit, ihm zu folgen; aber wir konnten die Argumente des Pascha nicht widerlegen, noch ihm seine Gründe für sein festes, zweifelloses Vertrauen ableugnen, wenn er sagte: „Ich kenne meine Leute; dreizehn Jahre lang bin ich bei ihnen gewesen; ich glaube, daß, wenn ich gehe, sie mir alle folgen werden.“ Als die Briefe der Rebellen mit der Nachricht kamen, daß sie beabsichtigten, ihrem Gouverneur zu folgen, rief er aus: „Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja!“

Aber nun sagte der Pascha: „Das schadet nichts. Ich bin selbst ein guter Reisender. Ich kann gerade so gut mit zwei Dienern fertig werden, als mit fünfzig.“

Ich glaubte nicht, daß ich überhaupt in diese Sachen hineingezogen würde, denn ich hatte schon seit einiger Zeit meine eignen Pläne entworfen. Aber es erbitterte mich sehr, als mir gesagt wurde, nachdem ich 44 Tage gewartet, ihre Lager für sie gebaut und beinahe 1400 Lasten für sie auf das hohe Plateau hinaufgeschafft hatte, daß dann nur einige wenige von der ganzen Anzahl uns folgen würden. Aber am Tage nachher wurde ich benachrichtigt, daß in der vergangenen Nacht ein Tumult in meinem Lager gewesen sei; die Leute des Pascha waren in das Lager der Zanzibariten eingedrungen und hatten den Versuch gemacht, die Gewehre wegzunehmen. Dies veranlaßte mich, sofort zu handeln.

Ich wußte, daß Verschwörungen im Lager gewesen waren, daß die Zahl der Unzufriedenen wuchs, daß viele unter uns in ihrem Herzen Rebellen waren, und daß die Leute den Marsch mehr scheuten als sie die Eingebornen fürchteten; aber ich glaubte kaum, daß sie es wagen würden, ihre aufrührerischen Ideen in meinem Lager auszuführen.

Ich begab mich nun zum Pascha, um mich mit ihm zu beraten; er war jedoch mit keinem meiner Vorschläge einverstanden; nicht daß sie ihm nicht notwendig und gut erschienen wären, sondern weil es ihm an Zeit mangelte, und dergleichen. Und doch hatte der Pascha erst am Abend vorher Briefe aus Wadelai erhalten mit entsetzlichen Berichten von Unordnung,



Dr. Emin Pascha.

Nach einer der Verlagshandlung von Herrn Superintendent Dr. Schultze gütigst überlassenen Photographie vom März 1890.

Not und Hilflosigkeit unter Selim Bey und seiner Partei einerseits, und den Aufständischen und ihren Anhängern andrerseits.

Ich teilte ihm daher mit, daß ich sofort zu handeln entschlossen sei und mich selbst überzeugen wollte, was an dieser versteckten Gefahr im Lager Wahres sei; ich bat ihn, als ersten Schritt einen Generalappell der wichtigsten Aegypter in dem Viereck des Lagers anzuordnen.

Die Aufforderung wurde erlassen; da sie mir aber nicht schnell genug befolgt wurde, befahl ich einer halben Compagnie Zanzibariten, Stöcke zu nehmen und sie alle aus ihren Hütten herauszutreiben. Erschreckt durch diese energischen Maßregeln strömten sie in das Viereck herein, das von Bewaffneten umstellt war.

Als man sie befragte, leugneten sie jegliche Kenntnis von irgend einem Komplott, uns Gewehre zu stehlen, oder zu kämpfen, oder sich unsern Befehlen in irgend welcher Weise zu widersetzen, rundweg ab. Es wurde ihnen dann vorgeschlagen, daß diejenigen, die uns nach Zanzibar begleiten wollten, auf eine Seite treten sollten. Alle, ausgenommen zwei von des Paschas Dienern, eilten nach einer Seite hin. Die übrigen Leute des Pascha, die der Aufforderung nicht Folge geleistet hatten, wurden in ihren Hütten gefaßt und in das Lager-Viereck gebracht, wo einige gegeißelt, andre gefesselt und unter Aufsicht gestellt wurden.

„Jetzt, Pascha," sagte ich, „wollen Sie die Güte haben, diesen Arabern zu sagen, daß die rebellischen Streiche von Wadelai und Dufile hier aufhören müssen; denn bei dem ersten Aufstandsversuch, den sie machen, werde ich gezwungen sein, sie vollständig zu vernichten."

Als der Pascha ihnen dies übersetzt hatte, verbeugten sich die Araber und versprachen, ihrem Vater gewissenhaft zu gehorchen.

Die Musterung ergab folgendes merkwürdige Resultat: mit uns gingen 134 Männer, 84 verheiratete Frauen, 187 weibliche Dienstboten, 74 Kinder (über 2 Jahren) und 35 kleine Kinder (die getragen werden mußten), zusammen 514.

Ich habe allerdings Grund anzunehmen, daß es beinahe 600 waren, da viele sich nicht meldeten, wahrscheinlich aus Furcht, gefangen genommen zu werden.

Am 10. April brachen wir von Kavalli auf; etwa 1500 an der Zahl, da noch 350 eingeborne Träger aus dem Distrikte angeworben waren, um das Gepäck von des Paschas Leuten tragen zu helfen, deren Ideen von dem, was zur Reise notwendig sei, sehr unpraktisch waren. Am 12. April lagerten wir in Mazamboni; aber in der Nacht überfiel mich eine schwere Krankheit, die beinahe einen tödlichen Verlauf genommen hätte, und wir wurden dadurch 28 Tage aufgehalten. Dieser Aufenthalt war für Selim Bey und seine Begleiter, wenn es wirklich ihre ernstliche Absicht war, sich aus Afrika zurückzuziehen, insofern ein sehr glücklicher, als er ihre Frist auf zweiundsiebzig Tage verlängerte.

Aber während dieser ganzen Zeit erschien nur Schukri Aga, der Kommandeur der Mswa-Station. Er war mit 12 Soldaten aufgebrochen; jedoch einer nach dem andern blieb zurück, bis er nur noch seinen Trompeter und einen Diener hatte. Einige Tage darauf lief auch der Trompeter davon. Somit blieb ihm nur ein Mann aus einer Garnison von 60 Mann, von denen man berichtete, sie seien die treuesten der Treuen.

Während meiner Krankheit waren noch eine, oder vielmehr noch mehrere Verschwörungen im Gange, aber nur eine wurde auszuführen versucht, und der Anführer — ein Sklave des Awasch Effendi, den ich bei Kavalli befreit hatte, — wurde gefangen genommen und, nachdem ihn das Kriegsgericht für schuldig erklärt hatte, sogleich hingerichtet.

Somit habe ich in Kürze die Ereignisse berichtet, die sich während des Rückzugs von Emin Pascha mit seinen Aegyptern aus der Nachbarschaft des Albert-Njanza zutrugen. Ich muß aber noch erwähnen, daß uns, infolge eines Versehens der eingebornen Kuriere der Aegypter bei uns, ein Paket Briefe in die Hände geriet, das ein ganz neues Licht auf den Charakter der Leute warf, die wir nach der Seeküste bis Zanzibar geleiten

sollten. In einem Briefe, den Ibrahim Effendi Elham, ein ägyptischer Hauptmann, an Selim Bey nach Wadelai geschrieben hatte, lasen wir die Worte:

„Ich beschwöre Sie, Ihre Soldaten zu beeilen. Wenn Sie nur 50 sofort schicken, so können wir ganz leicht den Marsch verzögern; und wenn Sie dann bald mit Ihren Leuten nachfolgen, können wir alles erreichen, was wir wollen."

Ibrahim Effendi Elham war in unserm Lager und wir können annehmen, daß er nur schrieb, was er und seine Kameraden beschlossen hatten, falls Selim Bey zeitig genug ankam, um ihnen bei Ausführung ihres Planes zu helfen.

Am 8. Mai zogen wir weiter, aber am Abend erhielten wir noch die letzte Mitteilung von Selim Bey. Sie fing in einem sehr unverschämten Tone an: „Was fällt Ihnen ein, die ägyptischen Offiziere zu zwingen, Lasten auf Kopf und Schultern zu tragen? Was fällt Ihnen ein, die Soldaten zu Lasttieren zu machen? Was fällt Ihnen ein" 2c. 2c.; alles waren erfundene Vorwürfe. Der Brief schloß mit dringenden Bitten, die Frist noch etwas zu verlängern, mit Beteuerungen, daß sie alle verloren wären, wenn wir ihren Bitten nicht Gehör schenkten, da sie nur noch wenig Munition übrig hätten; und zum Schluß kam die wichtigste Nachricht von allen — unser Urteil über ihre ganze Anzahl bestätigend — daß die zehn aufständischen Offiziere und ihre Anhänger eines Nachts in die Vorratslager in Wadelai eingebrochen seien, alle Reservemunition und sonstigen Vorräte genommen hätten und dann nach Malkaraka aufgebrochen seien, wodurch ihr Opfer, der hintergangene Selim Bey, endlich eingesehen hätte, daß er ein großer Narr gewesen sei, die Befehle des Paschas mißachtet und seine dringenden Bitten vernachlässigt zu haben, wodurch er nun, solch undankbaren Menschen zuliebe, in einen so tiefen Abgrund gestürzt sei, aus dem es keine Rettung gäbe, wenn wir nicht auf ihn warteten.

Wir sandten ihm eine letzte Antwort: wenn es ihm damit ernst sei, uns zu begleiten, so würden wir sehr langsam vorwärts rücken und uns 24 Tage unterwegs aufhalten; dann

könne er uns mit seinen 200 Soldaten leicht einholen. Dies war das letzte, was wir von Selim Bey hörten.

Der Weg, den ich gewählt hatte, umging das Balegga-Gebirge, ungefähr 40 Meilen vom Njanza entfernt. Am ersten Tage war er ziemlich gut; aber die nächsten drei Tage strengten unsre Aegypter, infolge des unebenen Bodens und der Rohr-Stoppeln, sehr an.

Bei unsrer Ankunft am Südende dieses Gebirges merkten wir, daß wir nicht unbehindert vorwärts kommen sollten, denn der König von Unyoro hatte durch einen kühnen Ueberfall ein ansehnliches Stück Land auf dem rechten Ufer des Semliki-Flusses, welches das ganze offene Grasgebiet zwischen dem Semliki-Flusse und dem Waldgebiet einschloß, annektiert. Wenn wir nun nicht einen sehr großen Umweg durch den Wald machen wollten, dem die meisten unsrer Aegypter zum Opfer gefallen wären, so blieb uns nichts andres übrig, als auf diesem Wege vorzudringen trotz Kaba Rega und seiner Warasuras. Diesen Namen führen die Wanyoros bei allen Eingebornen, die mit ihnen in Berührung gekommen sind.

Der Kampf des ersten Tages fiel entschieden zu unsern Gunsten aus, infolgedessen das Land bis zum Semliki-Fluß von den Warasuras geräumt wurde.

Unterdes entdeckten wir, daß wir auf der Schwelle einer vielversprechenden, sehr interessanten Gegend waren, denn täglich, je südlicher wir vorrückten, nahm die große schneeige Bergmasse, die schon am 1. Mai 1888 so plötzlich unsre Aufmerksamkeit erregt und unser größtes Interesse in Anspruch genommen hatte, an Umfang und Deutlichkeit zu. Sie dehnte sich in großer Länge nach Südwesten aus, und sie zu umgehen, würde uns ziemlich viel Zeit kosten, wenn wir nicht einen Paß finden könnten, der die Entfernung nach den südlichen Ländern abkürzte. In Buhoho, wo wir das Gefecht mit Kaba Regas Leuten hatten, standen wir auf dem Gipfel der Hügelkette, die das Semliki-Thal im Nordwesten und Südwesten begrenzt. Auf der andern Seite erhob sich der schneegekrönte Ruwenzori,

dessen ungeheure östliche Ausläufer sich allmählich senkten, bis sie die Ebene erreichten und sich anscheinend mit der Hochebene von Unyoro vereinten. Die bucklige westliche Flanke schien schroff abzufallen in Länder, die wir selbst dem Namen nach nicht kannten. Zwischen diesen sich gegenüberliegenden Grenzen dehnte sich das Semliki-Thal aus, an seinem östlichen Ende einem See so ähnlich, daß einer unsrer Offiziere ausrief, es sei der See, und die weiblichen Begleiter der Aegypter laut schrieen „Lulus", da sie ihren eignen See — den Albert-Njanza — wieder zu sehen glaubten. Mit dem bloßen Auge sah es wirklich aus wie ein See, aber ein Blick durch den Feldstecher ließ erkennen, daß es eine grasige Fläche sei, weiß von den reifenden Grasspitzen.

Wer Sir Samuel Bakers „Beschreibung des Albert-Njanza" gelesen hat, wird sich der Stelle erinnern, wo er sagt, nach Süd-Westen erstrecke sich der Njanza „unbegrenzt". Er konnte sich in so großer Entfernung wohl irren, wenn selbst unsre eigenen Leute, kaum vier Meilen entfernt, die Ebene für den Njanza hielten. Sowie die Ebene nach Süd-Westen abweicht, wird das Gebüsch dicker; schließlich erscheinen Akazien in den Wäldern, und hinter diesen fängt wieder die tiefschwarze Nacht eines undurchdringlichen tropischen Urwaldes an; aber so weit das Auge reichte, dehnte sich die Ebene zehn bis zwölf Meilen breit zwischen diesen Gebirgsgrenzen aus, und mitten hindurch, zuweilen dem südöstlichen Gebirge entgegen, manchmal dem südwestlichen zufließend, ergießt der Semliki-Fluß sein Wasser in den Albert-Njanza.

Nach zwei Tagereisen von Buhoho erreichten wir sein Ufer. Hätten Mason Bey und Gessi Pascha ihre Dampfer nur eine halbe Stunde aufgehalten, so hätten sie genug gefunden, was ihr geographisches Interesse erregen konnte; denn der Fluß ist ein mächtiger Strom, zwischen 80 und 100 Meter breit, durchschnittlich 9 Fuß tief, und hat von Ufer zu Ufer eine Strömung von $3\,^1/_2$ bis 4 Knoten die Stunde; an Größe kommt er etwa zwei Dritteln des Viktoria-Nil gleich.

Als wir über diesen Strom setzten, griffen uns die Waraſuras mit einer gut gezielten Salve aus dem Hinterhalte an; glücklicherweiſe war aber die Entfernung zu groß. Wir verfolgten ſie einige Meilen weit, aber, ſo flink wie Windſpiele, flohen ſie, ſo daß auf keiner Seite Verluſte zu berichten waren.

Wir betraten das Awambaland auf dem öſtlichen Ufer des Semliki, und während der folgenden Tage wanderten wir durch Piſang-Anpflanzungen, die in den Lichtungen dieſes afrikaniſchen Urwaldes herrlich gedeihen. Schließlich kamen wir direkt am Fuß des Ruwenzori wieder aus dem Walde heraus. Wenn wir geglaubt hatten, jetzt eine wunderbar ſchöne Gegend vor uns zu ſehen, ſo waren wir enttäuſcht; der Schneeberg ſelbſt iſt ſehr ſpröde, und läßt ſich nicht leicht ſehen. Meiſtens war er umnebelt und ſchien wie eine tropiſche Sturmwolke, die ſich jeden Augenblick in Regen und Verderben auf uns zu ſtürzen droht, über uns zu hängen. Um Sonnenuntergang blitzte wohl hier eine Spitze auf, dort ein Kamm, weiter drüben ein Rücken, alles weiß von Schnee und von zerriſſenen Wolken umwirbelt und umkreiſt, bis plötzlich wieder alles in finſtere Nacht verſank. Oft auch bei Sonnenaufgang hob ſich der Ruwenzori friſch, klar, rein und glänzend weiß von dem tiefblauen Himmel über und neben ſich ab; dann ſah man jede Linie und jeden Einſchnitt, die Felſenſpitzen und turmartigen Gipfel mit wunderbarer Deutlichkeit ſcharf markiert; aber nicht lange — und ungeheure Nebelmaſſen ſenkten ſich hernieder, alle Herrlichkeit begrabend, und man ſah von dem koloſſalen Berge nicht mehr, als wäre man tauſende von Meilen entfernt. Und je näher wir dem Fuß des Berges rückten, um ſo weniger ſahen wir von ſeiner Spitze, da der Schneeberg ziemlich tief in der Gebirgskette lag, und ſich immer andre Erhöhungen vorſchoben, die die Ausſicht auf den Ruwenzori verdeckten. Nichtsdeſtoweniger gewannen wir drei ſehr ſchöne Anſichten: eine von der Njanza-Ebene, eine andre von Kavalli, und eine dritte von dem Süd-Punkt.

Seine Höhe über dem Meeresſpiegel ſchätze ich auf etwa

18000 bis 19000 Fuß. Wir können unsern trigonometrischen Messungen nicht ganz trauen, da die Winkel zu klein sind. Außerdem, gerade wenn wir in bester Lage waren, ihn zu messen, hüllte sich der unbeständige Berg in seinen Nebelschleier, und wir sahen gar nichts mehr; aber von einem Platze aus, Karimi genannt, gelang es uns, einen klaren Blick von der höchsten Spitze bis herab zur niedrigsten Schneegrenze zu erhalten, und ich glaube sicher, daß die oben angegebene Höhe die richtige ist.

Wir hatten 19 Märsche zu machen, um die südwestliche Ecke dieser Kette zu erreichen; rechts unter uns lag das Semliki-Thal, deren kleinste Einzelheiten wir hätten beobachten können, wenn der langweilige Nebel es nicht verhindert hätte.

Der Teil des Thales, den wir durchwandert hatten, ist unter dem Namen Awamba bekannt, während der bewohnbare Teil des Gebirges gewöhnlich Ukonju genannt wird. Die Hütten dieser Eingebornen — der Bakonju — sieht man bis zu einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meer liegen.

Fast alle unsre Offiziere hatten zu einer Zeit das große Verlangen, sich als Besteiger dieser afrikanischen Alpen hervorzuthun; aber leider waren sie in einem sehr untauglichen Zustande zu solch einem Unternehmen. Der Pascha stieg nur 1000 Fuß höher, als unser Lagerplatz; während Lieutenant Stairs eine Höhe von 10677 Fuß über dem Meer erreichte, wo er zu seinem Verdruß bemerkte, daß er durch zwei tiefe Abgründe von dem eigentlichen Schneeberg getrennt war. Er sammelte jedoch viele Pflanzen, darunter Riesenheide, Brombeeren und Heidelbeeren; der Pascha, der unter diesen Pflanzen ganz in seinem Elemente war, klassifizierte sie alle.

Am ersten Tag, nachdem wir aus dem dichten Walde und seinen Ausläufern von wucherndem Buschwerk herausgekommen, sahen wir von der grasigen Fläche unterhalb der Ruwenzorikette herab eine Grasebene, anscheinend so flach wie eine Kegelbahn — ganz das Ebenbild derjenigen am Ende des Albert-Njanza — von den Wäldern des Semliki-Thals nach Süden sich erstrecken. Daraus schlossen wir, daß wir von dem

südlichen See, den ich im Jahre 1877 entdeckt hatte, nicht weit entfernt sein konnten.

Unter Führung des Wakonju sandte ich Lieutenant Stairs aus, um den Fluß zu untersuchen, der aus dem Süd-Njanza fließen sollte. Bei seiner Rückkehr am nächsten Tage berichtete er, es sei der Semliki-Fluß, der sich zu einem 42 Meter breiten und etwa 10 Fuß tiefen Strom verengert hatte und, wie die Bootsleute an seinen Ufern bestätigten, sich in den Njanza Utuku oder Njanza von Unyoro — in den Albert-Njanza ergoß. Außer den Berichten der Eingebornen hatte er noch andre bekräftigende Beweise, daß es der Semliki sei.

Der zweite Marsch von den Grenzen von Awavela brachte uns nach Usongora — einer grasigen Gegend; doch so ganz das Gegenteil von dem ewigen Frühling von Ukonju, wie es auf einem so trocknen Boden nur sein konnte. Dieses Land begrenzt den Süd-Njanza auf seiner nördlichen und nordwestlichen Seite.

Drei Tage später, während wir — oder vielmehr ihre eigenen Befürchtungen — die Warasuras vor uns hertrieben, betraten wir, bald nach ihrer Räumung, die wichtige Stadt Kative, das Hauptquartier der feindlichen Sklavenjäger. Sie liegt zwischen einem Arm des Süd-Njanza und einem zwei Meilen langen und $^3/_4$ Meilen breiten Salz-See, der aus rosafarbener Soole besteht und Salz in massiven Stücken in Krystallform absetzt. Dies war Eigentum der Wasongora; aber der Wert seines Besitzes hatte die Habsucht des Kaba Rega erregt, der nun ein bedeutendes Einkommen daraus zieht. Toro, Aukori, Mpororo, Ruanda, Ukonju und viele andre Länder brauchen das Salz als Nahrungsmittel, und der glückliche Besitzer dieses unerschöpflichen Salzschatzes tauscht alle begehrenswerten afrikanischen Güter dagegen ein, bloß für die Mühe, ihn zu beschützen und zu verteidigen.

Unser Weg von Kative führte östlich und nordöstlich um die buchtähnliche Ausdehnung des Njanza, zwischen Usongora und Unyampaka herum, und war zufällig der gleiche, den die

Haupttruppe der Warasuras bei ihrem plötzlichen Rückzug von dem Salzsee genommen hatte. Mit dem Eintritt in Uhaiyana, das nördlich von Toro im Hochland liegt, hatten wir die nördliche Spitze des Njanza, die Beatrice-Bucht, hinter uns, und der Weg nach dem Süden war uns offen — zwar nicht, ohne eine nochmalige Begegnung mit den Warasuras.

Einige Tage später betraten wir Unyampaka, welches ich schon im Januar 1876 besucht hatte. Ringi, der König, lehnte es ab, sich mit der Angelegenheit des Unyoro zu befassen, gestattete uns jedoch, so viele seiner Bananen zu essen, wie wir wollten. Nachdem wir eine Zeitlang das Seeufer verfolgt hatten, bis es uns zu weit nach Süd-Westen führte, wendeten wir uns der erhabenen Hochebene von Aukori zu, deren Bewohner uns freundlich aufnahmen, da die Gerüchte unsrer guten That, den Salzsee von den allgemein verrufenen Warasuras befreit zu haben, uns vorausgegangen waren.

Wenn Sie sich eine gerade Linie von dem Njanza nach den Uzinja-Ufern des Viktoria-Sees denken, so haben Sie die ziemlich korrekte Richtung unsres Zuges durch Aukori, Karague und Uhaiya nach Uzinja. Aukori stand uns offen, da wir die Wanyoros vom Salzsee vertrieben hatten. Diese That war ein reines „Sesam öffne dich“; außerdem hatte man eine wohlthätige Furcht vor einem Heere, das erreicht hatte, was die ganze Macht von Aukori nicht zu thun vermocht hatte. Karague war uns ebenfalls offen, weil die Wanyambu sich zur Politik des freien Handels bekennen, und auch weil die Waganda durch innere Kriege zu sehr in Anspruch genommen waren, um sich viel um unsern Durchmarsch zu kümmern. Uhaiya gestattete unsern Einzug aus Achtung vor unsrer Zahl, und weil wir durch die Wanyambu gut eingeführt waren, und die Wakwiya führten uns wiederum bei den Uzinja ein, so daß wir auch hier willkommen geheißen wurden. Nichts ereignete sich auf der langen Reise vom Albert-See bis hierher, das uns hätte bereuen lassen, diesen geraden Weg gewählt zu haben; aber wir litten in beispiellosem Maße an Fieberkrankheiten, deren Zahl an einem

Tage auf 150 stieg. Aukori ist den kalten Winden so sehr ausgesetzt, daß die Expedition förmlich hinwelkte. Erprobte Reise-Veteranen, wie der Pascha und Signor Casati, wurden einmal über das andre darniedergeworfen, und beide so geschwächt, wie wir selbst. Unsre Schwarzen, gleichviel welchem Stamme angehörend, fielen plötzlich ausgestreckt in das lange Gras, um ihre Fieberanfälle auszuschlafen. Einige starben nach kurzer Krankheit; die täglichen Anstrengungen des Marsches, ein Geschwür, ein Fieberanfall oder Bauchgrimmen waren aber genug Grund für die Aegypter, sich unterwegs irgendwo zu verstecken, und wenn sie von der Nachhut nicht bemerkt wurden, so waren sie der zweifelhaften Behandlung der Eingebornen, deren Sprache sie nicht einmal verstanden, preisgegeben. Im Monat Juli verloren wir auf diese Weise 141 Leute.

Aus Achtung vor dem ersten englischen Prinzen, der Interesse an der afrikanischen Geographie genommen hat, nannten wir den Südlichen Njanza — um ihn von den andern zwei Njanzas zu unterscheiden — den Albert-Edward-Njanza. Es ist kein sehr großer See; im Vergleich mit dem Viktoria, dem Tanganjika und dem Njassa ist er sogar klein; aber seine Wichtigkeit und sein Interesse für uns liegt in dem Umstande, daß er alle Ströme am Ende des südwestlichen oder linken Nil-Bassins in sich aufnimmt, die er dann alle durch einen Fluß, den Semliki, dem Albert-Njanza zuführt; in gleicher Weise, wie der Viktoria-See alle Ströme von dem südöstlichen oder rechten Nil-Bassin aufnimmt, und diese Gewässer durch den Viktoria-Nil in den Albert-Njanza ergießt. Diese zwei Nilarme, die sich im Albert-Njanza vereinigen, verlassen diesen See unter dem bekannten Namen des „Weißen Nil".

Ihr gehorsamster Diener

Henry M. Stanley."

Fünfzehntes Kapitel.

Fanatismus der Mahdisten.

Brief von Emin Pascha — Brief von Pater Schynse — Die Angst der Araber — Der König von Uganda verbrennt seine Brüder und Schwestern — Resultat von Major Wißmanns Siegen — Brief von Herrn Jephson — Brief vom General des Mahdi — Wünscht Emin zu treffen — Sein Bericht über den Krieg im Sudan — Gordons Tod — Briefe von Lupton Bey — Brief von Herrn Jephson.

Diesem letzten Briefe Stanleys folgt einer von Emin Pascha aus Malala an Sir William Mackinnon vom 23. August; andre von dem Missionar Pater Schynse, Herrn Jephson, Lupton Bey folgen nach, sowie einer von Omar Saley, der vielleicht mehr Interesse für die Leser haben wird, als manche der übrigen, da er uns einen Einblick in die Ursache des Fanatismus der Mahdisten gibt.

„Mein Herr,

Nachdem ich unter dem Schutze von Herrn Stanleys Expedition heute diesen Ort erreicht habe, beeile ich mich, Ihnen wenigstens mit ein paar Worten zu sagen, wie hoch wir alle die großmütige Hilfe, die Sie uns gesandt haben, zu würdigen wissen. Als ich im Drang der Not zuerst an die Welt um Hilfe für meine Leute zu appellieren wagte, war ich mir wohl bewußt, daß ein solcher Ruf nicht unerhört bleiben würde; aber ich glaubte nie an die Möglichkeit einer solchen Güte, wie Sie und die Unterzeichner des „Relief Fund“ sie uns erwiesen haben.

Es wäre unmöglich, Ihnen alles mitzuteilen, was seit Herrn Stanleys erstem Vorgehen sich hier ereignet hat; seine beredte Feder wird Ihnen das alles viel besser erzählen, als ich es kann. Ich hoffe auch (wenn die ägyptische Regierung es gestattet) in späteren Tagen einmal Gelegenheit zu haben, mich Ihnen vorzustellen und Ihnen mündlich meine Gefühle der Dankbarkeit auszudrücken, die ich Ihnen schriftlich zu schildern nicht imstande bin.

Bis zu solch einem glücklichen Augenblick möchte ich Sie bitten, den Unterzeichnern des Fond den innigsten Dank einer Handvoll verlorener Leute auszusprechen, die durch Ihre Vermittlung vom sichern Untergange gerettet worden sind und nun sich der Hoffnung hingeben, ihre Verwandten wieder umarmen zu können.

Die Verdienste des Herrn Stanley und seiner Offiziere hervorzuheben, wäre dieser Brief nicht der geeignete Ort; wenn ich aber meine Heimkehr noch erlebe, werde ich mich erkenntlich erweisen.

Ich verbleibe, mein Herr, mit vielem, vielem Dank

Ihr sehr verbundener

(gez.) Dr. Emin."

Um auch eine Idee von den Verhältnissen des Landes zur Zeit der Anwesenheit Stanleys zu geben, wird es vielleicht gut sein, einen Auszug aus dem Briefe mitzuteilen, den Pater Schynse von der römisch-katholischen Mission, der gezwungen war, seine Expedition zu verlassen und mit Stanley und Emin Pascha heimzukehren, im August geschrieben hat; er wurde von Bukumbi am Südufer des Viktoria-Njanza abgeschickt. Der Pater schreibt folgendes:

„Sechzehn von uns sind nun am südlichen Ufer des Njanza, außerdem vier englische Missionare und Herr Stokes. Drei Tagereisen von hier ist eine arabische Niederlassung und Karawanserai; diese Araber leben in großer Angst, daß wir für das, was sie uns in Uganda und Kipalapala zugefügt haben, Repressalien gegen sie ergreifen würden. Sie haben vier Nächte lang

nicht geschlafen, in der Befürchtung eines Angriffs, der sehr unheilvoll für sie gewesen wäre, da das ganze Land ihnen feindlich gesinnt ist. In ganz Uganda steht es schlecht um die Araber; von Usongo bis hierher hat niemand ein gutes Wort für sie übrig. Mwanga, der von den Christen unterstützte Thronprätendent, war drei Monate lang unser Gast, und dann luden ihn die Mwanganda ein, wieder zurückzukehren. Dies that er, begleitet von allen Christen, besiegte die Araber in verschiedenen Gefechten und belagerte sie in ihrer Hauptstadt. Das ganze Land ist ihm geneigt und der zweite, von den Arabern aufgestellte König ist gestorben. Karema, der dritte König, verbrannte alle seine andern Brüder und Schwestern und die Kinder von Mtesa, und ist so grausam, daß sich alle seine Unterthanen von ihm abwenden. Der Aufenthalt bei uns hat sehr wohlthätig auf Mwanga gewirkt. Er erklärte, in Zukunft solle sein Land den Weißen offen stehen. Vor einigen Tagen lief hier die Nachricht ein, daß Karema nach dem Norden geflohen sei und seinen Staat seinem Bruder überlassen habe. Von Emin Pascha sagt man, daß er einen siegreichen Einfall in Unyoro gemacht habe und nahe bei der Grenze von Uganda sei. Es hieß, Mwanga habe ihm Boten gesandt mit der Nachricht, daß sein Land ihm offen stehe; aber dies war nur ein unbestimmtes Gerücht. Ein Araber aus Tripoli, in den Diensten Emins, wurde in Unyoro ermordet und Signor Casati soll geflohen sein. Von Herrn Stanley habe ich keine Nachrichten. Dieses Jahr haben sich die Verhältnisse sehr geändert, wie man sieht. Uganda löst sich vom Islam los und öffnet seine Thore den Europäern; dadurch wird der direkte Weg von der Küste zum Njanza den Europäern zugänglich sein."

Dann berichtet Pater Schynse den Eindruck, den die unbestimmten Gerüchte über die Siege des Majors (damals Hauptmanns) Wißmann tief im Innern gemacht haben. „Man spricht hier," sagt er u. a., „von schrecklichen Niederlagen der Araber an der Küste; Wißmann soll Buschiri in einen Hinterhalt gelockt und ihn vollständig geschlagen haben."

Dieser Brief fährt nun fort, den Angriff auf Mpwa und die Niederlage der Araber zu beschreiben und sagt:

„Wenn diese Berichte wahr sind — was man in Deutschland sicher wissen wird — dann muß der Weg bald offen sein. Die Araber von Tabora sind hierbei mehr interessiert als wir. Sie haben wohl Elfenbein in ihren Vorratsmagazinen, aber nur wenige andre Handelsartikel; sogar schlechte Stoffe sind doppelt so teuer, wie gewöhnlich. Es verbreitet sich das Gerücht, daß Bwana Makonga (der bekannte Reisende Herr Richard) mit einigen hundert Leuten im Anzuge sei, um Unianyembe zu unterwerfen. Wenn dort eine deutsche Station wäre, so würde dieselbe sicher einen großen Einfluß auf die Araber im Innern haben; und die Errichtung einer solchen wäre im Interesse der Civilisation und der Sicherheit der Europäer sehr wünschenswert. Wir brauchten uns nur dort festzusetzen und keine Armee von Negern würde imstande sein, auch nur fünfzig gutbewaffnete Leute herauszutreiben."

Der nächste Brief kommt von Herrn Jephson und enthält einen Brief von Omar Saleh, einem Offizier des Mahdi, sowie eine Anzahl rührender Briefe von Lupton Bey, dem tapferen Verteidiger der Behr-el-Ghazal-Provinz, die von großem Interesse sein werden. Der Tod von Lupton Bey wurde zu Anfang dieses Monats durch einen Brief seines überlebenden Mitgefangenen zu Chartum, Slatin Bey, bekannt. Emin Pascha schrieb im Jahre 1884 an Dr. Schweinfurth, er habe von Lupton Bey gehört, der ihm zuerst geschrieben habe, daß der Mahdi sechs Stunden von seiner Station entfernt und Lupton Bey entschlossen sei, zu kämpfen oder zu sterben; und nachher, daß er von allen seinen Leuten verlassen und gezwungen worden sei, sich zu ergeben. Zu gleicher Zeit, als Emin dem Dr. Schweinfurth von Luptons Brief erzählte, schrieb er auch, daß er eine dringende Aufforderung erhalten habe, sich dem Mahdi anzuschließen. Aber, glücklicher als Lupton Bey, hat Emin lange genug gelebt, um eine zweite derartige Aufforderung von einem der Offiziere des Mahdi zu erhalten, die er zur Ergötzung Europas nach Hause schicken konnte.

Ein Dorf in Huri.

Mr. Jephson schreibt wie folgt:

„Herrn H. M. Stanley, Kommandeur der Expedition.

Lieber Herr,

Folgendes ist die Uebersetzung einer Kopie des Original-Briefes von Omar Saleh, General der Armee des Mahdi, an Emin Pascha, den ihm jener durch drei Pfauen-Derwische zustellen ließ. Der Brief kam am 17. Oktober 1888 an, während der Pascha und ich zu Dufile gefangen waren, und wurde von den aufständischen Offizieren aufgefangen und gelesen. Die drei Boten des Mahdi wurden erst gemartert, um Nachricht aus ihnen zu erpressen, und dann mit Keulen totgeschlagen. Ich bin Osman Effendi Latif, Beamten der Provinz, für die Kopie des Briefes verpflichtet. Sein Sohn drang mit großer Gefahr bei Nacht in den Ratsversammlungsort der Rebellen ein und schrieb den Brief für mich ab. Emin Pascha hat ihn selbst übersetzt; das Original wurde zugleich mit Büchern und Papieren der Regierung beim Brande von Dufile vernichtet.

Ich verbleibe

Ihr ganz ergebener

A. J. M. Jephson."

„Von dem Diener Gottes, Omar Saleh, Offizier des Mahdi, vor dem wir uns ehrerbietigst verbeugen, zur Leitung der Geschäfte in der Provinz Hatalastiva angestellt, an

Den verehrten Mohammed Emin, Mudir von Hatalastiva.

Möge Gott ihn auf den Pfad seiner Gaben führen. Amen.

Nachdem ich Sie begrüßt habe, möchte ich Sie daran erinnern, daß die Welt ein Haus des Wechsels und des Verfalls ist, und daß alles in derselben eines Tages untergehen muß: nichts ist darin von Wert für einen wahren Diener Gottes, als was zu seinem Heil im zukünftigen Leben dient. Wenn Gott sich Seinem Diener freundlich erweisen will, so demütigt Er ihn und segnet all sein Thun; und Gott ist der Segen von allem und kein Wort und keine Handlung geht von Ihm aus, die

nicht Seine unendliche Gnade zeigte. Gott ist der Herr aller seiner Kreaturen; in Seiner Hand ruhen die Schlüssel zu allen Dingen; es geht nichts über Seine Macht im Himmel und auf Erden; Er sieht alle Dinge von innen und von außen und alles, das Gute sowie das Böse, liegt in Seinen Händen. Der König giebt Seine Gaben, wem er will. Er sagt: „Es sei!“ und es ist so.

Da Sie klug sind und Verständnis für guten Rat haben, so gedenken wir Ihrer in aller Liebe, denn wir haben von Ihnen durch viele von Ihren Freunden über Ihr Leben und Ihre Thaten erzählen hören; unter andern auch von unserm Freunde, Osman Erlab, Ihrem Boten, der mit uns gekommen ist, sowie auch von andern. Da wir gehört haben, daß Sie gütig gegen Ihre Leute sind und die Gerechtigkeit lieben, haben wir uns entschlossen, Ihnen unser Thun und unsre Lage zu schildern, weil wir viele Gegner haben, die nicht immer die Wahrheit über uns sagen und die Wahrheit vielleicht auch leugnen. Wir gehören dem Heere Gottes an und folgen nur Seinem Wort; mit unsrem Heer ist der Sieg und wir folgen dem Imam, Mohammed el Mahdi, dem Sohne Abdullahs, vor dem wir uns verneigen, dem Khalifa und Propheten Gottes, dem wir unsre Grüße entbieten, und von dem der Herr des Alls gesagt hat: „Und in jenen Tagen soll erstehen von meinem Sitz ein Mann, der die Erde erfüllen soll mit Gerechtigkeit und Licht, wie es vordem erfüllt war mit Ungerechtigkeit und Finsternis.“ Wir sind infolge seines Befehls gekommen, und es kann nichts andres als Gutes aus seinen Befehlen in dieser veränderlichen Welt entstehen. Wir haben uns, unsre Kinder und unsre Habe ihm gegeben, als ein Opfer für Gott, und er hat es von uns angenommen. Seinen wahren Anhängern hat er mit seinem Wort ihre Seelen und ihre Güter erkauft, und das Paradies gehört ihnen. Wenn sie getötet werden, sterben sie als ein Opfer für Gott, und wenn sie töten, so töten sie für Ihn, wie geschrieben steht im alten Testament und im Koran. Wer nur immer seine Pflicht gegen Gott erfüllt, ist durch Seinen Segen

von Ihm gekauft, wie auch er Ihn kauft, und Er ist der Herr der Welt.

In dem Monat Ramadan des Jahres 1298 offenbarte Gott den erwarteten Mahdi und hieß ihn auf seinem Fußschemel sitzen und umgürtete ihn mit dem Schwerte des Sieges. Er sagte ihm, daß, wer sein Feind sei, der sei Gott und Seinem Propheten untreu, der solle leiden in dieser Welt und in der nächsten, und seine Kinder und Güter sollen die Beute der wahren Muselmänner werden. Er, der Mahdi, solle siegen über alle seine Feinde, seien sie auch so zahllos wie der Sand der Wüste, und wer ihm nicht gehorche, werde von Gott gestraft. Und Gott zeigte ihm Seine Engel und Heiligen von Adams Zeiten bis auf den heutigen Tag, und alle Geister und Teufel. Vor sich hat Er ein Heer, geführt von Israel — den wir begrüßen —, und Der geht dem siegreichen Heer stets vierzig Meilen voraus. Außerdem offenbarte ihm Gott viele Wunder — es wäre unmöglich, sie alle zu zählen; aber sie waren so klar, wie die Sonne am Mittag, deren Licht von allen gesehen wird. Und das Volk scharte sich um ihn, auf Befehl Gottes und Seines Propheten.

Er befahl den Leuten sich zu sammeln und ihm beizustehen gegen seine Feinde aus allen Teilen des Landes, und er schrieb an den Generalgouverneur von Chartum und an alle die andern Gouverneure im Sudan und seinen Befehlen wurde gehorcht. Er schrieb an jeden König, besonders an den Sultan von Stambul, Abdul Hamid, an Mohammed Tewfik, Vali von Aegypten, und an Viktoria, Königin von Großbritannien, als Verbündete der ägyptischen Regierung. Dann kamen die Leute von allen Seiten und unterwarfen sich seiner Herrschaft und sagten ihm, sie wollten Gott und Seinem Propheten und ihm unterthan sein, denn es sei nur Ein Gott und Er sei der höchste; und sie versprachen, von allem Uebel abzulassen, weder zu stehlen, noch Ehebruch zu begehen, noch irgendetwas zu thun, was von Gott verboten sei; sie versprachen der Welt zu entsagen und nur nach Gottes Wort zu streben und Krieg zu führen für ihren heiligen Glauben bis in alle Ewigkeit.

Und wir haben ihn, den Mahdi, mitleidsvoller mit uns gefunden, als eine zärtliche Mutter. Er lebt mit den Großen, aber er hat Erbarmen mit den Armen. Er sammelt die Vornehmen um sich und beherbergt die Edelmütigen; er spricht nur die Wahrheit und bringt die Menschen zu Gott; er hilft ihnen in dieser Welt und zeigt ihnen den Weg zu der nächsten. Er regiert über uns nach dem Worte Gottes und richtet sich nach den Worten der Priester; und alle Religionen samt den Muselmännern sind Brüder geworden, und stehen einander bei zum Guten und sind Sklaven des Propheten, der da sagte: „Alle Menschen sind vor Gott gleich.“ Von Gott wurde ihm gesagt, seine Zeit sei gekommen, und seine Freunde seien Gottes Freunde; und das Volk glaubte an ihn, sowie Abd-el-Kader el Geli ihm und seiner Sendung glaubte, und sagte: „Wer ihm folgt, geht ein in die ewige Seligkeit, und wer ihn verleugnet, verleugnet Gott und Seinen Propheten.“ Aber sämtliche Türken im Sudan, welche die Wunder und Zeichen sahen, die zu dieser Zeit geschahen, und ihnen nicht glaubten, sind vernichtet worden durch Gott, und einer nach dem andern getötet.

Das erste Heer, das gegen den Mahdi focht, hatte Abu Soud Bey zum Führer, der zur Zeit, als der Mahdi zu Abba war, mit einem Dampfer ankam; aber obgleich er hart bedrängt war, tötete Gott alle seine Feinde. Dann befahl ihm der Prophet nach Gedir zu gehen und er ging; aber Raschid Imem, Mudir von Faschoda, verfolgte ihn und mit ihm viele Leute. Dann folgten ihm Yuseph Pascha el Shilali, Mohammed Bey Sulieman el Shaiki, und Abdullah Wad el Deffallah, einer der Kaufleute von Kordufan, und mit ihnen ein andres Heer von großer Macht, und Gott tötete sie alle. Dann kam die Armee des Hicks, eines berühmten Mannes, und mit ihm Al-ed-din Pascha, Generalgouverneur des Sudan, samt vielen Offizieren mit einer sehr großen Armee, aus Leuten der verschiedensten Länder zusammengesetzt, deren Zahl niemand außer Gott kennt, und vielen Kruppschen Geschützen, und sie wurden alle in weniger als einer Stunde getötet und ihre Festungen

genommen bis hinauf nach Chartum, der Residenz des Generalgouverneurs, einem sehr festen Platze zwischen den beiden Flüssen.

In Chartum wurden getötet: Gordon Pascha, der Gouverneur, die Konsuln Hansal und Nicola, Leontidos, der Grieche, und Azor, der Kopte, samt vielen andern Christen; auch viele der rebellischen Mohammedaner: Farratsch Pascha Ezzeim, Mohammed Pascha Hassan, Bachit, Butraki und Achmet Bey el Dgelab. Und wer immer durch die Anhänger des Mahdi getötet war, wurde sofort vom Feuer verzehrt; dies ist eines der größten Wunder, welche geschehen sind, um zu bestätigen, was da geschrieben steht: solches würde sich vor dem Ende der Welt ereignen. Noch ein zweites Wunder ereignete sich: die Speere, welche die Anhänger des Mahdi trugen, hatten eine Flamme auf ihrer Spitze; dies wissen wir nicht nur vom Hörensagen, sondern haben es mit eignen Augen gesehen.

So folgte ein Ereignis dem andern in der Nähe von Suakim und Tongola, bis General Stewart Pascha, der Höchstkommandierende nach Gordon, starb und mit ihm einige Konsuln, und dies geschah zu Wady Kama. Dann starb der andre Stewart in Abu Teleah. Er war mit einer englischen Armee gekommen, um Gordon Pascha zu befreien, aber alle wurden getötet, und Gott jagte sie zurück mit Schande. Und dann stellte sich der ganze Sudan und was von ihm abhing, unter die Herrschaft des Mahdi, und alle Völker unterwarfen sich dem Imam Mahdi und ergaben sich ihm mit ihren Kindern und Gütern, und wurden seine Nachfolger. Und wer sich ihm widersetzte, wurde von Gott getötet, und seine Kinder mit ihrem Besitz wurden eine Beute der Muselmänner.

Die Heere des Mahdi, unter dem Befehl unsres Freundes Wad el Nedgumi, belagern Aegypten in der Nähe von Wady Halfa und Abu Hamed. Bei Aksar Abu el Hudjadg steht unser Freund Osman Digma. Abessinien ist in den Händen unsres Freundes Hamdan Abu Gaudja. In einem Gefecht mit den Abessiniern hat Gott ihm geholfen und sie getötet; unter den Getöteten war auch der Befehlshaber der Armee, Namens Ras

Adrangi; einige seiner Kinder wurden ebenfalls getötet, und einige zu Sklaven gemacht. Unsre Leute erreichten die große Kirche in der Stadt Gondar, eine der bemerkenswertesten Sachen der Christen. In Dar-For, Shakka und Bahr el Ghazal ist unser Freund Osman Aden, zusammen mit Keremallah und Zebehr el Fahal. Das ganze Land ist in den Händen der Soldaten Gottes, die gegen die Feinde Gottes kämpfen, welche den Imam, den Mahdi verleugnen. Sie sind immer siegreich durch Gottes Kraft und Macht, da er versprochen hat in seinem Wort: „Wenn ihr, die ihr glaubt, kämpft, wird Gott euch den Sieg verleihen," und wiederum: „Gott ist mit uns, und der Sieg ist der Gläubigen," und abermals: „Gott freuet sich über die, so in Seinem Dienste fallen; sie sind wie aufgerichtete Festungen."

Und jetzt sind wir gekommen in drei Dampfern und vielen andern Booten, mit den Soldaten der Armee Gottes, die unter unsrem Oberbefehl zu Ihnen gesandt sind von Seiner Hoheit, dem großen Oberhaupte aller Muselmänner, dem ewig Siegreichen, der auf Gott, den Herrn der Welt, vertraut, dem Kalifa, dem Mahdi — möge Gott ihm gnädig sein! — mit seinen heiligen Befehlen, welches die Befehle Gottes und seines Propheten sind; es ist Ihre Pflicht ihnen zu gehorchen, auf Grund ihrer religiösen Lehren, Ihre Pflicht und aller, die bei Ihnen sind, mögen es Muselmänner, Christen oder andre sein. Wir kommen, um Ihnen solche Botschaft zu bringen, wie sie Ihr Heil in dieser Welt und in der nächsten sichern wird, und um Ihnen zu sagen, was Gott wünscht — Er und sein Prophet, und um Ihnen und allen, die bei Ihnen sein mögen, Vergebung zu versichern, und Schutz für Ihre Kinder und Habe von Gott und seinem Propheten, unter der Bedingung, daß Sie sich Gott unterwerfen.

Wir haben Briefe bei uns, die von einigen Ihrer Brüder, welche Ihnen wohlwollen, mit unsres Herrn Erlaubnis geschrieben sind; sie sind von Abdul Kader Slatin, dem früheren Mudir von Dar-For; Mohammed Said, der früher Georgi Islamboulia hieß; Ismail Abdullah, ein Kopte, vormals Bolos Salib genannt;

und vielen andern, die teil an Ihnen nehmen, und nun mit des Mahdis Gnade beehrt werden. Es sind auch Briefe von Ihren Begleitern — Abdullah Lupton, dem Mudir von Bahr el Ghazal, Ibrahim Pascha Fanzi, Nur Bey Ibrahim, Mudir von Senaar, Leyd Bey Inmah, Mudir von Faschor und Eskender Bey, Kommandeur von Kordufan. Gott hat ihnen allen geholfen mit seinem Segen, und sie sind jetzt wohlhabend und sorgenfrei, und Gott hat ihnen mehr gegeben an irdischen Gütern und himmlischer Gnade, als sie je früher besaßen. Als sie Freunde des Mahdi wurden, belohnte sie Gott.

Nun hat der Khalifa, der Mahdi, aus Mitleid für Ihre verlassene Lage, einsam im Lande der Neger — denn seit langer, langer Zeit hat man nichts von Ihnen gehört, und Sie müssen alle Hoffnung aufgegeben haben — uns mit einem Heer zu Ihnen geschickt, um Sie aus dem Lande der Abtrünnigen wegzuführen zu Ihren Brüdern, den Muselmännern. Ergeben Sie sich daher freudig in den Wunsch Gottes und kommen Sie sogleich zu mir, wo ich auch sein möge, denn ich bin Ihnen jetzt so nahe, daß ich Sie mit den heiligen Weihen beehren kann. Sie werden viel Wunderbares in ihnen finden, worauf Ihr Heil in dieser und der nächsten Welt beruht, und Sie werden in ihnen die Befriedigung Gottes, des Lenkers der Welt, finden.

Ich habe noch hinzuzufügen, daß ich von Seiner Hoheit — den niemand verleugnen kann — den Befehl erhalten habe, Sie zu ehren und zu schützen, und wenn wir uns treffen, werden Sie alle Ihre Wünsche erfüllt sehen, und ein wahrer Gläubiger werden, wie unser Herr es wünscht.

Und nun seien Sie guten Mutes und zögern Sie nicht. Ich habe genug gesagt für jemand mit klarem Verstande, und nun beten wir zu Gott, daß Er Sie unsrem Herrn zuführen möge, denn wir glauben, Sie sind einer von denen, die auf guten Rat hören und ihn befolgen — in Wahrheit ist er Gottes Gabe. Was bei dem Khalifa, dem Mahdi, zu Ihren Gunsten gesprochen hat, war unter andrem Ihr Brief mit der Mitteilung Ihrer Unterwerfung, den unser Freund Osman Erbal uns überbrachte.

Er erhielt diesen Brief und war wohl zufrieden damit; deshalb und wegen des Khalifa, des Mahdi, Mitleid mit Ihnen sind wir hierhergekommen, wie ich Ihnen schon vorher gesagt habe.

Gott segne Sie und helfe Ihnen bei allem, was Sie thun.

Salaam.

P. S. Die folgenden Briefe sind Kopien der letzten drei Briefe von Lupton Bey, dem Gouverneur der Provinz Bahr-el-Ghazal an Emin Pascha, der mir gütigst gestattet hat, sie abzuschreiben.

A. J. M. Jephson."

„Den 12. April 1884.

Lieber Emin,

Das Heer des Mahdi lagert jetzt sechs Stunden von hier. Zwei Derwische sind hier angekommen und wünschen, daß ich ihnen die Mudireh übergebe. Ich werde bis zum letzten Augenblicke kämpfen. Ich habe meine Geschütze in ein starkes Fort gelegt, und wenn es ihnen gelingt, den Mudireh einzunehmen, so hoffe ich, sie von meinem Fort aus wieder herauszutreiben. Wenn ich besiegt werde, so werden sie sofort zu Ihnen kommen, seien Sie also auf Ihrer Hut. Vielleicht ist dies mein letzter Brief an Sie; meine Lage ist verzweifelt, da meine eignen Leute scharenweis zu ihnen übergegangen sind. Ich bin jetzt unter dem Namen Abdullah bekannt. Ich werde siegen oder sterben, also adieu. Bitte, empfehlen Sie mich Dr. Junker.

Wenn der Dampfer zu Ihnen kommt, schreiben Sie an meine Freunde und lassen Sie sie wissen, daß ich kämpfend sterbe.

F. Lupton.

Ihre Adresse ist 38, Leadenhall Street London; oder High House, Blackheath, London."

„Den 20. April 1884.

Lieber Emin Bey,

Die meisten meiner Leute haben sich dem Mahdi angeschlossen. Nazir Bucho und Nazir Liffe mit allen ihren Truppen

sind übergegangen; ebenso auch die Leute von Gudju mit dem Getreide der Regierung.

Ich weiß nicht, wie es ausgehen wird. Ich habe Wazy Uller Effendi in das Lager des Mahdi geschickt. Kaum weiß ich, ob ich Lupton Bey oder der Emir Abdullah bin. Ich werde Ihnen schreiben, sobald Wazy Uller zurückkehrt. Der Feind ist mit Remington-Gewehren bewaffnet und hat vier oder fünf Compagnien regulärer Truppen, und etwa 8000 oder 10 000 Orban und Gilliban (Wüstenaraber und Händler); ich werde Ihnen ihre genaue Zahl angeben, sobald ich sie selbst gewiß weiß; es werden schwerlich weniger sein, als eben angegeben. Slatin schrieb mir zwei Zeilen; er sagte nur: „Ich schicke Ihnen diesen Mann, Hadji Mustapha Kismullah.“ Er ist jetzt der Emir Abd-el-Kada.

Ihr ergebener

F. Lupton.“

„Den 26. April 1884.

Lieber Emin,

Es ist jetzt aus mit mir hier. Alles hat sich dem Mahdi angeschlossen und sein Heer nimmt die Mudireh übermorgen in Besitz. Was ich in den letzten Tagen durchgemacht habe, weiß kein Mensch. Ich bin ganz allein. Der Mann, der Ihnen diesen Brief bringt, wird Ihnen alle Einzelheiten berichten. Man sagt, nie sei ein Heer so vollständig vernichtet worden, wie das von General Hicks. Von 16000 Männern leben nur noch 52 und die sind beinahe alle verwundet.

Sehen Sie sich vor — acht- bis zehntausend gut bewaffnete Leute rücken gegen Sie vor.

Ich hoffe, wir treffen uns.

Ihr ergebener

F. Lupton.“

Die folgenden Auszüge aus einem Brief von Herrn Jephson geben weitere Einzelheiten der Vorfälle während seines längeren Aufenthaltes in Emin Paschas Provinz vor Stanleys Rückkehr.

„Rajunas Dorf, Albert-Njanza.

Aus Stanleys Briefen von Bunalja werden Sie ersehen haben, daß er auf die dringenden Bitten Emin Paschas hin einen seiner Offiziere bei ihm ließ, um ihm bei der Zurüstung seiner Leute behilflich zu sein, und daß Stanley mich zu seinem Stellvertreter dort ernannte.... Ich mußte also durch die Provinz ziehen und dem Volke den Brief des Khedive, sowie Stanleys Proklamation an die Soldaten in jeder Station vorlesen, die Antworten des Volkes berichten und dem Pascha helfen, wie ich nur konnte. Er begleitete mich auf meiner Reise durch die Provinz und mit dem größten Erstaunen erfuhr ich, in welch unbefriedigendem Zustande sich die Verhältnisse des Landes seit einiger Zeit befunden hatten. Ich hatte schon den größten Teil des Landes durchreist, meinen Auftrag ausgeführt und kehrte eben nach Wadelai zurück, als in Labore, wo ich gleichfalls den Brief des Khedive vorlas, ein Soldat aus Reih und Glied vortrat und, zum Pascha gewendet, ausrief: „Alles, was Sie uns sagen, ist eine Lüge — Chartum ist nicht gefallen — das ist der Weg nach Aegypten, und wir werden nur den Weg gehen oder in diesem Lande leben und sterben!“ Darauf entstand ein fürchterlicher Lärm, die Soldaten richteten ihre Gewehre auf uns und während fünf Minuten herrschte die größte Verwirrung. Endlich wurde der Aufruhr gedämpft und die Soldaten versprachen, sich vernünftiger zu benehmen, doch nur unter der Bedingung, daß der Pascha die Station augenblicklich verlasse. Dies war etwa am 14. August; am 15. hörten wir, in Dufile sei eine Empörung ausgebrochen, und als wir am 18. dort ankamen, wurden der Pascha und ich gefangen genommen und während drei Monaten festgehalten. Von allen Teilen der Provinz versammelten sich dann die Rebellen und luden alle, die sich seit vier Jahren an der Em-

pörung beteiligt hatten, ein, gemeinsam mit ihnen zu handeln. Ein großer Rat wurde von allen aufständischen Offizieren abgehalten, um über die nächsten Schritte zu verhandeln. Sie entschlossen sich, den Pascha abzusetzen, Stanley festzunehmen und sich der Geschütze zu bemächtigen. Das Ganze war eine entsetzliche Scene von Trunkenheit; Offiziere und Beamte betranken sich wie toll nachmittags und abends, und am nächsten Morgen wurde dann im Rat beschlossen, was geschehen solle. Infolgedessen wußten wir von Stunde zu Stunde nicht, was uns passieren werde. Dies ging so fort bis Mitte Oktober; da kam auf einmal die überraschende Nachricht, daß die Truppen des Mahdi bei Regaf angekommen seien. Ihr General, Omar Saleh, sandte drei Pfauen-Derwische mit einem Briefe, der sofortige Unterwerfung verlangte; die aufständischen Offiziere fingen aber den Brief auf und ließen die Boten, nachdem sie dieselben gemartert, mit Keulen zu Tode schlagen. Einige Tage hernach stiegen die Leute des Mahdi auf Regaf herunter und die Soldaten flohen, wobei viele getötet wurden, während die Station und alle Weiber und Kinder in die Hände der Donagla fielen. Von einem panischen Schrecken ergriffen, flohen nun die Leute aus den nördlichen Stationen in großer Unordnung nach Dufile. Die dortigen Rebellen sammelten darauf schleunigst ein Heer aus allen südlichen Stationen und schickten dieses nach Regaf. Als die Leute des Pascha erschienen, machten die Donagla einen Ausfall, und eine schmachvolle Flucht war die Folge. Die Leute des Pascha flohen, ohne einen Schuß abzugeben, und viele wurden auf der Flucht niedergemacht, worunter sich einige der schlimmsten Feinde des Pascha befanden. Als die Nachricht von diesem Unglück nach Dufile kam, sahen die Soldaten ein, daß der Aufstand schuld daran war, und die Offiziere, denen nun bange wurde, schickten den Pascha und mich nach Wadelai, gerade drei Tage, ehe die Mahdisten vor Dufile ankamen. Die letzten drei Wochen unserer Gefangenschaft in Dufile waren sehr unangenehm gewesen; man ließ uns weder kämpfen, noch uns zurückziehen, und täglich mußten wir er-

warten, daß die Donagla uns überfallen würden. Ich hatte mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, jahrelang barfuß als Derwisch durch die Straßen von Chartum herumziehen zu müssen! Dufile wurde auch genommen und viele Leute getötet. Als wir hörten, daß es gefallen sei, flohen der Pascha und ich südlich nach Tunguru und richteten uns dort ein; hierfür wurden wir zum Tode durch den Strang verurteilt. Nachdem wir dort ein paar Monate gewesen waren, erhielten wir Briefe von Stanley, welche seine Ankunft bei Kavalli meldeten. Ich hatte durch einige befreundete Eingeborne Briefe an Stanley geschickt, worin ich ihm die Lage der Dinge mitteilte. Stanley befahl mir, augenblicklich zu ihm zu kommen.

Sogleich machte ich mich auf den Weg, trotz des Widerstrebens des Kommandeurs von Tunguru, mich ziehen zu lassen. Ich erhielt keine Unterstützung von ihm (als ich ihn endlich so eingeschüchtert hatte, daß er mich gehen ließ), und der Pascha hatte keine Macht, mir zu helfen. So schlug ich mich mit einem Knaben und drei Ordonnanzen bis zur nächsten Station durch; hier ging es besser, es war die letzte Station am See, 60 Meilen von Kavalli entfernt. Einige befreundete Eingeborne fuhren mich in einem Kanoe den See hinunter, und ich erhielt auch sieben Leute von dem befreundeten Häuptling von Mswa. Wir mußten vier Nächte in dem Gebiet von Melindwa, unsrem und des Paschas tödlichstem Feinde, zubringen, und es ist ein Wunder, daß es uns gelang, durch sein Land zu kommen. Der See war sehr stürmisch, wir konnten nur bei Nacht kurze Strecken zurücklegen, und so wurde ich sehr aufgehalten; selbst als ich den Platz erreichte, wo ich den See verlassen sollte, fand ich neue Schwierigkeiten: der Häuptling, auf den ich mich in Katonga verlassen hatte, war nach den Bergen geflohen, aus Furcht vor Kaba Rega, dem König von Ungoro, der das Land plündernd durchzog. Endlich veranlaßte ich einen Eingebornen, ihm meine Ankunft zu melden, und nachdem ich zwei Tage in seinem verlassenen Dorfe gelagert hatte, kam er mit einigen seiner Leute, um mich nach Kavalli zu geleiten, wo mich Stanley sehr freundlich

empfing. Sie werden aus Stanleys Brief ersehen, welche Schwierigkeiten wir mit den Leuten des Pascha hatten . . . und wie schrecklich wir unter dem Fieber litten. Einige Tage nachdem wir Mazamboni verlassen hatten, bekam ich ebenfalls einen Fieberanfall, der siebzehn Tage dauerte, währenddem ich von Lager zu Lager getragen werden mußte. Ich sank zu einem traurigen Geschöpf herunter, aber ich habe mich jetzt erholt, und bin wieder ziemlich kräftig.

Wir haben die Mission zu Usambiro erreicht und fanden, daß unsre Briefe — es waren ihrer vier Kisten voll — nach Uganda geschickt und von den Aufständischen verbrannt worden sind. Es war eine schreckliche Enttäuschung."

Sechzehntes Kapitel.

Stanley und seine Verleumder.

Herr A. M. Mackay — Stanleys Erwiderung an seine Verleumder — Der weiße Pascha — Bedürfnisse der ägyptischen Regierung — Major Barttelot und Tibbu-Tibb — Kühnheit — Instruktionen für Major Barttelot — Gerüchte über Grausamkeiten auf dem Congo — Stanley widerlegt sie.

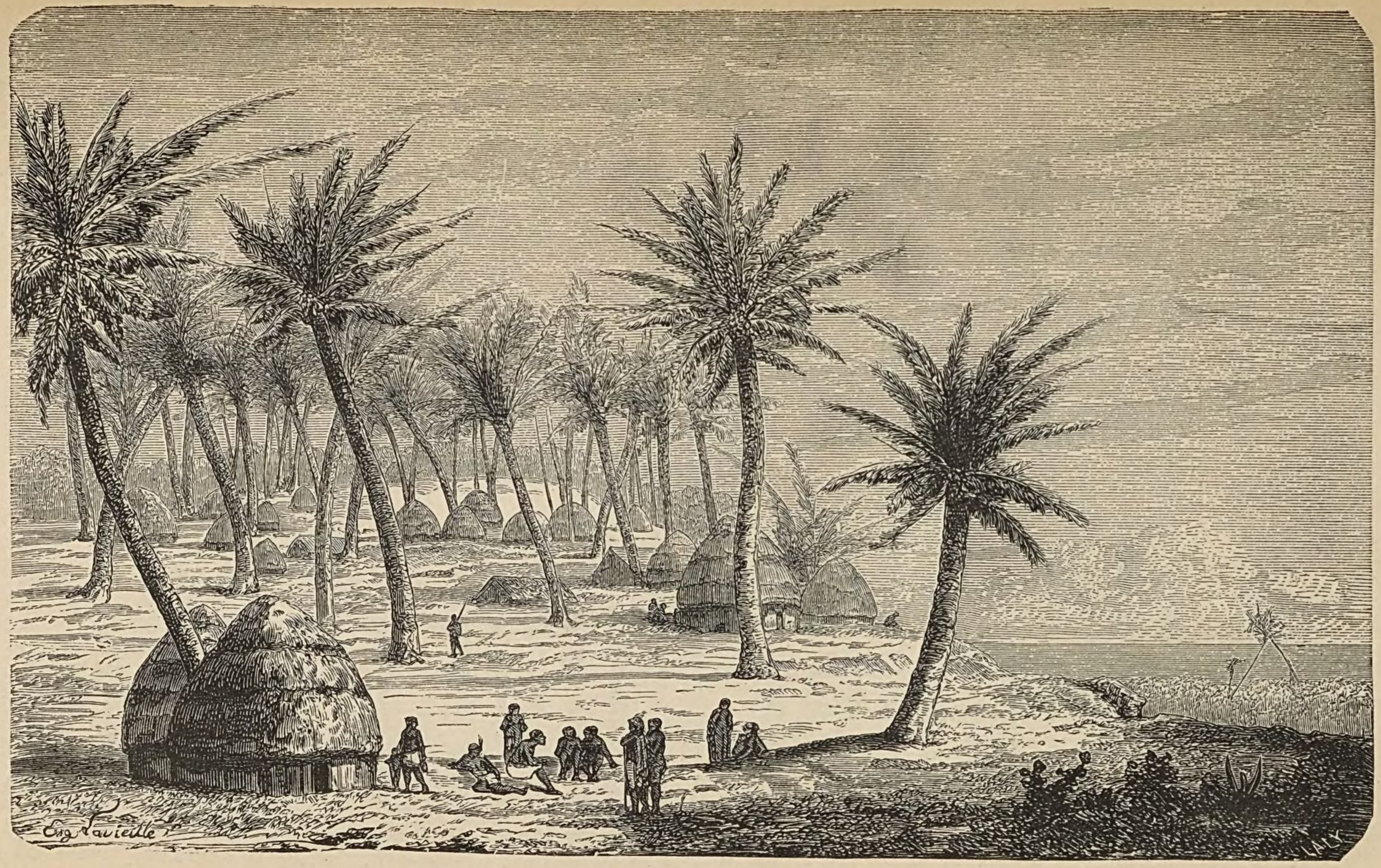
Der folgende Brief, den das „Emin-Relief-Committee“ von Stanley erhielt, widerlegt die vielen Gerüchte, die zu Ungunsten seiner selbst und der Mitglieder seiner Expedition verbreitet worden sind: —

„C. M. S. Station zu Msalala am Süd-Ende des Victoria-Sees, Ost-Central-Afrika.

Den 31. August 1889.

Mein lieber De Winton,

Wir kamen hier am 28. d. M. an, und fanden den modernen Livingstone, Herrn A. M. Mackay, wohlbehalten und bequem eingerichtet an dieser Missionsstation. Ich hatte Mackay immer verehrt. Er hatte sich nie den Angriffen der Missionare gegen mich angeschlossen, und alles, was ich über ihn gehört hatte, deutete darauf hin, daß ich einen tüchtigen und zuverlässigen Mann in ihm finden würde. Als ich ihn und etwas von seiner



Ein Dorf auf dem „Mrima“ oder Hügelland bei Banzibar.

Thätigkeit hier herum sah, erkannte ich in ihm solch einen Mann, wie ich im Jahre 1875 gewünscht hatte, zu Mtesa zu senden; gerade den Typus eines Menschen, wie ich ihn als nötig geschildert hatte, um Mtesas wachsende Liebe für den Glauben der Weißen zu bestärken.

Ein Paket mit Zeitungsausschnitten wurde mir bei meiner Ankunft übergeben. Der Inhalt der meisten derselben hat mich vollständig verwirrt. Zwei Dinge fallen mir besonders auf — nämlich, der Mangel an gesundem Menschenverstand, den die Schriftsteller bekunden, und die absolute Vernachlässigung von Genauigkeit in ihren Darstellungen. Nicht einer scheint meine eignen Briefe an das Comité, noch meine Rede beim Mackinnon-Essen vor meiner Abreise der Beachtung wert gefunden zu haben. Sie kümmern sich nicht um das Glaubensbekenntnis, das ich immer dargelegt habe — den einen großen Glaubensartikel der Arbeitszeit meines Lebens: — „Versprich nie, was du nicht halten willst", und meinen zweiten Glaubensartikel, der ebenso bekannt sein sollte, wenn man nach Worten und entsprechenden Thaten urteilte: „Gehorche Befehlen, um jeden Preis" (Vergl. mein Werk, über den Congo und seinen Freistaat). „Alles um das ich gebeten habe," sagte ich in meiner Rede beim Mackinnon-Essen, „ist, daß dieselbe Triebkraft, die mich bis jetzt in Afrika geleitet und angetrieben hat, mich auch auf meiner Reise zur Befreiung von Gordons treuem Lieutenant begleiten möge."

Nun sagen Sie mir, warum ich in dieser Angelegenheit des Weißen Pascha auch nur einen Fuß breit nach rechts oder links von der geraden Linie, die ich Ihnen in meinen Briefen beschrieben habe, abweichen sollte. Kavalli, am Albert-Njanza, beinahe gerade östlich von Yambuja — das ist der Ziel-Punkt, wenn die natürlichen Hindernisse es gestatten. Ich bin noch nie von dem Grundsatz abgewichen, mein Versprechen bis auf den letzten Buchstaben zu erfüllen, wenn irgend welche Verantwortlichkeit damit verknüpft ist. Hat man jemals gefunden, daß ich Worte verdrehe? Warum sollten sie dann meinen, daß

ich, der ich meine Ansicht über Gordon dahin äußerte, er habe Befehlen nicht gehorcht — „Gordons Eigenmächtigkeit" war, wie Sie sich erinnern werden, mein Ausdruck in der Mansion-Haus Rede — daß ich noch zehnmal ungehorsamer und hundertmal treuloser sein würde, und Anklagen verdiente, wie „Treubruch", „Unehrenhaftigkeit" und „Heuchelei", wenn ich in der Richtung nach Bahr-Ghazal und Chartum marschiert wäre? Ich wäre nicht hingegangen, selbst wenn ich eine Kaiserkrone hätte gewinnen können, wenn dies nicht in dem mündlichen Vertrag zwischen dem Comité und mir ausgemacht gewesen wäre. Der Zweck der Expedition, wie ich ihn verstand, war einfach die Befreiung Emin Paschas, soweit das Comité bei dem Unternehmen beteiligt war; aber die ägyptische Regierung fügte noch hinzu: „und die Begleitung Emin Paschas und seiner Leute bis zum Meere, sollte Emin Pascha dies nötig haben".

Nun enthielt das letzte Blaubuch, das Lord Iddesleigh mir übergab, in dieser Emin-Pascha-Angelegenheit viele Ausdrücke aus den Briefen Emin Paschas, die zu beweisen schienen, daß er seinen Posten getreulich versehen habe, bis er die Absichten seiner Regierung erfahren konnte, und daß er genug Streitkräfte bei sich habe, um fast in jeder Richtung gegen das Meer marschieren zu können, falls die Regierung dies wünschen solle: über den Congo, über Monbuttu, oder durch das Langgo-Land und Masai; ihm sei dies einerlei. Aber am 2. November 1887, 42 Tage ehe ich den Albert-Njanza erreichte, schreibt Emin an seinen Freund Dr. Felkin: „Haben Sie nur keine Zweifel über meine Absichten; ich will keine Befreiungsexpedition. Fürchten Sie nichts für mich. Ich habe mich schon lange entschlossen zu bleiben."

Alles dies ist sehr unbefriedigend und unerklärlich. Er sagte auch, er habe Abteilungen nach der Richtung ausgesandt, woher ich vermutlich kommen würde, um mich zu suchen. Am 15., 16. und 17. Dezember erkundigte ich mich bei den Leuten am Südende des Albert-Sees, doch sie hatten weder Dampfer noch sonst ein fremdes Schiff seit dem Besuche Mason Beys im

Jahre 1877 gesehen. Folglich kostete uns dieser Mangel an Nachrichten von ihm eine Reise von 300 Meilen, um unser Boot zu holen und es zum Njanza zu tragen. Mit diesem Boot fanden wir ihn innerhalb drei Tagen, und schließlich fuhr er in seinem Dampfer zu unsrem Lager herauf. Aber anstatt jetzt einen Mann zu treffen, der schon lange einen festen Entschluß gefaßt hatte, was zu thun, hatte Emin Pascha noch gar nicht angefangen sich zu entschließen, ob er bleiben oder fortgehen solle. Er müßte sich zuerst mit seinen Leuten beraten, die über fünfzehn Stationen auf einem weit ausgedehnten Ländergebiet zerstreut waren. Ich sah einen langen Aufenthalt voraus; aber um dies zu vermeiden und dem Pascha hinreichend Zeit zu lassen, seine Antwort zu überlegen und die Wünsche seiner Leute kennen zu lernen, entschloß ich mich, wiederum und diesmal sogar bis Yambuja zurückzukehren, um das Schicksal der Nachhut unsrer Expedition unter Major Barttelot festzustellen. Diese Schlaffheit seitens des Pascha kostete mich eine zweite beschwerliche Reise von 1300 Meilen. Als ich dann nach achtmonatlicher Abwesenheit wieder zum Njanza zurückkehrte, mußte ich finden, daß Emin Pascha und Herr Jephson, einer unsrer Offiziere, der als Augenzeuge bei ihm geblieben war, vier Monate vor dieser, unsrer dritten Ankunft am Njanza, gefangen genommen waren, und daß der Einfall der Mahdisten in die Provinz des Pascha alles vollständig umgestürzt hatte.

Als Herr Jephson, meinem Befehle zufolge, sich vom Pascha trennte und zu mir kam, erfuhr ich zum erstenmale, daß der Pascha seit fast drei Jahren weder Provinz, noch Herrschaft, noch Soldaten gehabt hatte; daß er ungestört lebe, und daß einzelne Leute zuweilen sich seinen Wünschen fügten, aber anscheinend aus bloßer Toleranz und aus Mangel an einer gesetzmäßigen Ausrede, ihn ganz abzuschütteln. Als er sich aber durch eine Wallung von neuerwachtem Optimismus verleiten ließ, sich nochmals in die Mitte seiner Soldaten zu wagen, wurde er sofort verhaftet, beleidigt, bedroht und ins Gefängnis gesteckt.

In Sachen des Major Barttelot und Tibbu-Tibb habe

ich mehr Unsinn gelesen, als über irgend etwas andres. Sie werden sich des Versprechens, das ich gab, erinnern, „so viel Gutes zu thun, als ich könnte; aber so wenig Unheil als möglich anzurichten". Wir wollen einmal sehen, wie sich dies auf das Verhältnis zu Tibbu-Tibb anwenden läßt. Dieser Mann war durch seine Raubzüge reich geworden, welche die kühnsten und beutereichsten gewesen waren, die jemals unternommen wurden. Jene irrige Ansicht, die Hauptmann Deane verleitete, den Arabern, wegen eines lügnerischen, aus Furcht vor Strafe ihrem Herrn entlaufenen Weibes, Trotz zu bieten, hatte alle Araber an den Stanley-Fällen gereizt, besonders den Tibbu-Tibb und alle seine Verwandte, Freunde, Unterthanen und bewaffnete Sklaven. Tibbu-Tibb war entschlossen, dies dem Congo-Freistaat zu vergelten; er war in Zanzibar und sammelte Material für den allerwichtigsten Raubzug von allen, nämlich den oberen Congo hinab. Wer hätte seinen Einfall verhindern können, ehe er Stanley Pool erreichte? Wer kannte die Verteidigungsmittel des Staates besser als ich? Die Alternative war also ein vernichtender Krieg — oder ein Vertrag und Friede, solange ehrlich Treue gehalten wurde. Wenn beide Teile ehrlich sind, so wird der Friede unbestimmte Zeit fortdauern. Um nun Tibbu-Tibbs Ehrlichkeit zu sichern, wird ihm ein Gehalt von dreißig Pfund Sterling monatlich gegeben. Gegen diese geringe Vergütung sind Tausende von Menschenleben gerettet und ihre Besitztümer ihnen gesichert. Dem Congo-Staat ist es vergönnt, sich zu befestigen, bis er mit Offensivmitteln besser vorbereitet ist, als zu dieser Zeit.

Ich bin Gott sei Dank längst über jene unreifen Jahre hinaus, in denen man das Opfer jedes listigen Spitzbuben wird, den man trifft. Ich bin kein schwärmerischer Jüngling mehr, und wir können annehmen, daß Tibbu-Tibbs Mannesjahre noch weit vom kindischen Greisenalter entfernt waren. Wir beide thaten unser möglichstes, um einen Vorteil zu gewinnen. Ich war mit dem zufrieden, was ich erreicht hatte, und Tibbu-Tibb erhielt so viel Geld, als er verlangte. Zur Zeit, da er mit mir

den Vertrag abschloß, meinte er es ehrlich. Sie erinnern sich der Worte in der Heiligen Schrift: „Es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ Wer war ein größerer Sünder, als Tibbu-Tibb gewesen, wenigstens nach unsrer Ansicht? Aber er konnte den Congo herab nichts Schlechtes thun, teils aus pekuniären, teils aus noch schwerwiegenderen Gründen, die ich aber nicht angeben kann, damit nicht andre verschlagene Spitzbuben aus den Enthüllungen Vorteil ziehen. Nach Erledigung der Sache Tibbu-Tibbs, des „Seeräubers, Freibeuters, Piraten und berüchtigten Marodeurs“, muß ich noch ein Wort über den armen Barttelot sagen. Er war Major in der englischen Armee. Sein ganzes Wesen kennzeichnete ihn als eine offene, tapfere, kühne und vielleicht, wenn gereizt, etwas gefährliche Natur. Seine Freunde, die ihn mir in London vorstellten, sprachen in ähnlichen Ausdrücken von ihm. Sie nannten die Feldzüge, die er mitgemacht und was er persönlich geleistet hatte. Als ich das Gesicht des Majors ansah, las ich Mut, Offenherzigkeit und Kampfeslust in großem Maße darin, und ich sagte diesen Freunden: „Mut und Tapferkeit sind die gewöhnlichen Merkmale der englischen Offiziere; aber von der wertvollsten Eigenschaft für eine solche Expedition habe ich noch nichts gehört; ich hoffe, sie können ‚Mäßigung‘ hinzufügen.“

Vielleicht die einzige Eigenschaft, die ihm abging, war Mäßigung, jedoch nahm ich mir vor, daß ich ihm wenig Gelegenheit geben wollte, seine Streitlust auszuüben. Sie müssen nicht glauben, daß dies ein Mangel an ihm war. Es war bloß das Ergebnis seines hohen Muts, seiner Jugend und seiner guten Konstitution. Er schmachtete geradezu nach Thätigkeit. Ich versprach ihm so viel Arbeit, daß er um Ruhe flehen würde. Aber unglücklicherweise verhinderte mich der Mangel an Schiffen, die Expedition auf einmal den oberen Congo hinaufzuführen, wodurch ich gezwungen wurde, ungefähr die Hälfte meiner Vorräte unter Herrn Troup bei Stanley Pool und 126 Mann unter den Herren Ward und Bonny in Bolobo zurückzulassen,

und da der Major der älteste Offizier und Herr Jamieson ein erfahrener Afrikareisender war, kam man nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung, daß keine andern zwei Männer geeigneter sein könnten, das Lager bei Yambuja zu bewachen als diese. Mit mir bei der Vorhut waren Lieutenant Stairs, R. E., ein sehr intelligenter und tüchtiger Mann, Hauptmann Nelson, von der Kolonialtruppe, Mounteney Jephson, ein Civilist, dem Arbeit ein ebensolches Lebensbedürfnis wie Brot war, und Surgeon T. H. Parke, A. M. D., ein ausgezeichneter Operateur und Arzt. Alle waren des Kiswahili, der Sprache der Zanzibariten, gleich unkundig, wie auch Major Barttelot und Herr Jamieson. Die einzigen zwei, welche die Sprache kannten, waren die Herren Ward und Troup, und sie konnten nicht vor Mitte August in Yambuja eintreffen. Wäre es nun klug gewesen, entweder Stairs, Nelson oder Jephson, anstatt Major Barttelot, dem ältesten Offizier, mit Herrn Jamieson das Kommando in Yambuja zu übergeben? Ich glaube sicher, Sie werden mit mir übereinstimmen, daß ich die möglichst beste Wahl getroffen hatte.

Wenn junge Offiziere, seien es englische, deutsche oder belgische, auf viele Monate nach Afrika kommen, so tritt durchaus keine Abnahme jenes Thatendurstes, jener Bereitfertigkeit zur Arbeit, jener Ungeduld, vorwärts zu kommen, die sie zu Hause charakterisiert, ein. Die Anämie hat noch nicht ihre Energie untergraben und ihr Blut verdünnt. Zu dieser Zeit sind sie kampflustiger, als zu irgend einer andern. Wenn je Streitigkeiten oder Raufereien entstehen, so ist es zu dieser Zeit. Ehe wir Yambuja erreichten, mußte ich zweimal zwischen feuerfressende junge Araber und unsere kräftigen, mutigen, jungen Engländer treten, die den dunkelfarbigen Araber nicht vom „Neger" unterscheiden konnten. Nun traf es sich gerade, daß der Major, meine Ermahnungen in Bezug auf Mäßigung vergessend, diesen arabischen Feuerfressern begegnete und die Folge davon war, daß der Major den Syrer Assad Ferran als Dolmetscher benutzen mußte. Ob dieser nun falsch übersetzte oder nicht, weiß ich nicht, genug, eine Spannung entstand zwischen dem hitzigen Neffen Tibbu-Tibbs und

dem ebenso hitzigen jungen Major, die nie befriedigend beigelegt wurde und schließlich zum ewig bedauernswerten Tode des armen Barttelot führte.

In den aus dem verschanzten Lager bei Yambuja geschriebenen Instruktionen für Major Barttelot vom 24. Juni heißt es in § 3 folgendermaßen:

„Die Nichtankunft der Waren von Stanley Pool und der Leute von Bolobo zwingen mich dazu, Sie zum Kommandanten dieses Postens zu bestimmen. Aber da ich in kurzem die Ankunft einer bedeutenden Verstärkung (nämlich Tibbu-Tibbs Leute) erwarte, welche an Zahl die der Vorhut bedeutend übersteigt, letztere jedoch unter allen Umständen ohne Aufenthalt vordringen muß, um Emin Pascha zu befreien, so hoffe ich, daß Sie nicht länger als einige Tage nach der Abfahrt des „Stanley" auf seiner letzten Rückkehr nach Stanley Pool im August aufgehalten werden, (sagen wir am 13. August 1887, da der Dampfer am 14. August zeitig genug angekommen ist)."

§ 5. „Die Interessen, die Ihnen jetzt anvertraut werden, sind von höchster Wichtigkeit für diese Expedition. Alle Leute (Zanzibariten), die bald unter Ihrem Kommando stehen werden, sind mehr als ein Drittel der ganzen Expedition. Die Waren brauchen wir als Zahlungsmittel durch die Gebiete jenseits der Seeen; der Verlust dieser Leute und Waren würde gleichbedeutend mit sicherem Ruin für uns sein, und die Vorhut selbst würde in die Lage versetzt werden, um Hilfe bitten zu müssen."

§ 6. „Unser Weg geht von hier ab direkt östlich oder nach dem Kompaß Ost-Süd-Ost. Die Wege mögen nicht immer genau in dieser Richtung laufen, aber unser Ziel ist die Südwest-Ecke des Albert-Sees, in der Nähe von oder zu Kavalli. Unser späteres Verhalten muß sich nach dem richten, was wir von den Absichten Emin Paschas erfahren."

§ 7. „Wir werden durch Zeichnen von Bäumen und Abschneiden junger Bäume bestrebt sein, genügende Spuren des von uns eingeschlagenen Weges zu hinterlassen."

§ 8. „Es kann sein, falls Tibbu-Tibb die volle Zahl der

versprochenen Leute (800 Mann) schicken sollte, und wenn die 126 Mann auf dem „Stanley“ angekommen sind, daß Sie sich für fähig halten werden, mit Ihrer Abteilung den Marsch auf dem von mir eingeschlagenen Wege zu unternehmen. In diesem Falle, der sehr wünschenswert wäre, würden wir in nicht langer Zeit wieder zusammentreffen. Unsere „Bomas“ oder „Zaribas“ (Lagerstätten) werden Ihnen sehr gute Führer sein.“

§ 9. „Vielleicht auch wird Tibbu-Tibb einige Leute schicken, aber nicht genug. In diesem Falle werden Sie natürlich nach Ihrem besten Ermessen erwägen, welche Waren am entbehrlichsten sind, um Ihren Marsch zu ermöglichen.“

(Eine Liste der Warenklassen, nach ihrer Wichtigkeit numeriert, fügte ich hier bei, Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, die höchsten Nummern seien zuerst zurückzulassen.)

„Wenn Sie dennoch nicht marschieren können, so würde es besser sein, doppelte Märsche zu machen, als zu viel wegzuwerfen, vorausgesetzt, Sie würden lieber vorwärts marschieren, als auf unsere Rückkehr warten.“

Dies wurde noch durch mündliche Auseinandersetzungen ergänzt, mit der Erlaubnis, schon den allernächsten Tag nach Ankunft der Abteilung von Bolobo, abzumarschieren — wenn er seine Waren zeitig in Ordnung bringen könne — und der dringenden Ermahnung, den Versprechungen Tibbu-Tibbs kein Gewicht beizulegen, wenn er nicht in angemessener Zeit nach dem versprochenen Datum eintreffen sollte. Seine Träger seien nicht absolut notwendig, sie würden aber dazu dienen, unsere Leute für andre Reisen frisch zu erhalten. Wenn Tibbu-Tibb käme, nun, dann sei es gut; käme er nicht, dann solle es ihm einerlei sein, dann solle er eben seine Waren seinen Trägern anpassen und uns nachmarschieren. Je früher er marschierte, desto früher würden wir uns treffen. Wenn Tibbu-Tibb seinen vor dem Konsul schriftlich aufgesetzten Vertrag mit mir bräche, so würde man sich auf seine bloßen Versprechungen ihm, Barttelot, gegenüber noch viel weniger verlassen können. Als er Tibbu-Tibb zum letztenmal sah, versprach dieser in neun Tagen

zu kommen; dieser Termin würde in zwei Tagen abgelaufen sein. Wenn er zu irgend einer Zeit vor Ankunft des „Stanley" erschiene, dann wäre alles gut; käme er aber nicht bis dahin, so würde das ein Beweis sein, daß er niemals vorgehabt habe, zu kommen. Er solle sich gar nicht um ihn kümmern, sondern mit so viel als eben möglich nachkommen — Munition, Glasperlen und Tuch, Privatgepäck und europäischen Vorräten. Wenn er dann doppelte Märsche von vier bis sechs Meilen per Tag machte, so würde es ganz gut gehen, und dergl. mehr.

Der Major stand in seiner freien, ungestümen Art auf und sagte: „Beim heiligen Georg, so ist es recht. Wahrlich, nur wenige Tage werde ich hier bleiben, wenn die Leute von Bololo erst angekommen sind. Um keinen Preis möchte ich länger hier bleiben."

Unglücklicherweise verhinderten ärgerliche Verzögerungen, von fortwährend schönen Versprechungen der Araber begleitet, das Vorwärtskommen; mit welchen unglückseligen Folgen für die Expedition und Nachhut ist zu gut bekannt, als daß es nochmals erzählt zu werden brauchte.

Was die „Scheußlichkeiten" am Congo betrifft, so weiß ich nicht, wer jene schauderhafte Behauptung aufgestellt hat, die ich in Verbindung mit dem Namen von Major Barttelot und Jamieson gelesen habe. Es ist einfach unbegreiflicher Unsinn — eine sensationelle „Ente". Der Rev. Wilmot Brooke hat einen Brief an die „Times" geschrieben über „die Scheußlichkeiten auf dem Aruwimi". Ein Teil eines Satzes lautet folgendermaßen: „Augenzeugen, sowohl Engländer wie Araber, haben mich versichert, daß es etwas Gewöhnliches sei, Hände und Füße von Menschen aus den Kochtöpfen herausstecken zu sehen, wie sie selbst beim Durchschreiten des Manyema-Lagers wahrgenommen hätten."

Die Frage, die ich hier stellen möchte, ist die: „Wer sind jene Engländer, die diesen merkwürdigen Anblick genossen haben — Hände und Füße aus Kochtöpfen herausstecken?" Herr Wilmot Brooke ist ein unabhängiger Missionär, welcher sich ein Nest sucht. Er muß etwas sehr „ungereift" aussehen, daß

man ihn zum Empfänger dieses interessanten „Polizei-Zeitungs-Artikels“ ausgewählt hat. Ich wäre wohl bereit, zu garantieren, daß „diese Engländer“ so wenig entdeckt werden können, wie Prester Johns' mythische Krone. Ich habe 150 sogenannte Manyema, oder besser Wasongora, und Wakusu-Sklaven von Manyema-Häuptlingen bei mir gehabt — Tibbu-Tibbs Leute seit ungefähr 12 Monaten — und kein einziger Engländer hat je etwas derartiges gesehen.

Ist Herr Wilmot Brooke oder etwa Assad Ferran der Urheber jener Geschichte, daß Jamieson oder Barttelot die Hinrichtung eines Weibes hingehalten hätte, damit ein Photograph seinen Apparat richten könne? Würde es Sie in Erstaunen setzen, zu erfahren, daß zu jener Zeit überhaupt kein photographischer Apparat, selbst der kleinsten Art, innerhalb 500 Meilen von den Stanley-Fällen oder des Lagers von Yambuja, weder nach Norden, Süden, Osten oder Westen hin, weder damals noch annähernd zu jener Zeit existierte?

Die Geschichte wird zuweilen dahin abgeändert, daß man nicht eine Photographie, sondern eine Skizze habe machen wollen. War dies Jamieson oder Ward? Denn beide sind, oder vielmehr waren, sehr geschickte Zeichner. Aber warum sollte ein Zeichner wünschen, die Hinrichtung zu verzögern — konnte er eine Moment-Skizze machen? Konnte er nicht jederzeit die Zeichnung einer zum Schlag erhobenen Waffe — die Stellung des Opfers und des Henkers machen? Melton Prior war einer der schnellsten Künstler, die ich je gekannt habe; aber er selbst würde es für unmöglich halten, den blitzschnellen Hieb eines Säbels zu skizzieren. Aber ich könnte ewig so weitergehen mit dem „unendlich-endlichen“ Unsinn, den ich in diesen Zeitungsausschnitten gedruckt finde. Major Barttelot hat zweimal Leute hart bestraft; aber, so sonderbar es auch scheinen möge — der Weiße, der ihn angeklagt hat, war beidemal während der Geißelung zugegen — hat aber nicht einmal protestiert; das zweite Mal gab er sein Urteil bei einer rechtlichen Untersuchung auf „Todesstrafe“ und unterzeichnete das Dokument, welches

die sofortige Vollziehung des Urteils über den Schuldigen verhängte.

Ich habe vier Leute während unsrer Expedition hinrichten lassen müssen; zwei wegen Stehlens von Gewehren, Patronen und zerbrochnen Kisten Munition; einen der Leute des Pascha wegen Verschwörung, Diebstahls und Betrugs an dreißig den Aegyptern gehörigen Frauen, außerdem wegen aufrührerischer Komplotte — von allen Offizieren kriegsgerichtlich zum Tode durch den Strang verurteilt; und endlich einen sudanesischen Soldaten, der sich zu einem befreundeten Stamme begab und willkürlich auf die Eingebornen zu schießen anfing; einen schoß er auf der Stelle tot, den andern verwundete er schwer. Die Häuptlinge kamen und verlangten Genugthuung; darauf wurden die Leute gemustert, der Mörder und seine Genossen festgestellt, die Identität ward durch seine Genossen bestätigt, und der Mörder wurde seinen Anklägern ausgeliefert nach dem Gesetz „Blut um Blut".

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

Siebzehntes Kapitel.

Uebersicht.

Ein Ueberblick über die Reisen Stanleys — Die finstern Waldgefechte — Emin gefangen — Seine Befreiung — Erlebnisse auf dem Heimwege.

Die kurze Uebersicht über seine Reisen, die Stanley an Herrn E. Marston geschickt hat, lautet folgendermaßen:

„Victoria-Njanza.
Den 3. September 1889.

Mein lieber Marston,

Gerade jetzt scheint es mir solch eine Ewigkeit her zu sein, seitdem ich England verließ; sicher sind Jahrzehnte vergangen, seitdem ich Sie gesehen! Wissen Sie warum? Weil eine täglich dicker werdende Scheidewand von Stillschweigen sich zwischen jene Zeit und die jetzige gedrängt hat — ein Schweigen so tief, so dicht, daß wir uns vergeblich danach sehnen, es zu durchbrechen. Meinerseits frage ich: „Was haben Sie gemacht?" Und Sie fragen weiter: „Und was haben Sie gethan?" Nun ich weiß, daß Sie am Leben sind, kann ich versichert sein, daß wenige Tage verflossen sein werden, ohne daß die besonderen Aufgaben eines unternehmenden Verlegers so weise und gut wie möglich ausgeführt wurden; und von mir können Sie fürs erste glauben, daß ein Tag dem andern im angestrengten Kampfe

gegen alle Arten von Hinderniſſen, natürlichen und andren, gefolgt iſt, von dem Tage an, da ich Yambuja verließ, bis zum 28. Auguſt 1889, wo ich hier ankam. Das bloße Verzeichnis der Ereigniſſe würde verſchiedene Buch Papier ausfüllen; das Verzeichnis von Scharmützeln würde von anſehnlicher Länge ſein; das Verzeichnis von Abenteuern, Unfällen, Todesfällen, Leiden von Fieber, krankhaften Betrachtungen über täglich vorkommende Unglücksfälle, würde eine fürchterliche Liſte bilden. Sie wiſſen, daß der ganze Landſtrich zwiſchen Yambuja und dieſem Orte, außer einer Strecke von vielleicht fünf gewöhnlichen Tagemärſchen, für uns abſolut neues Land war. Da iſt zuerſt jenes tote Weiß auf der Landkarte, nun in ein totes Schwarz verwandelt, — ich meine die dunkelſte Gegend der Erde zwiſchen 25° ö. L. und 29° 45′ ö. L. — ein großer, maſſiger, unbarmherzig düſterer Wald, das Produkt von unzähligen Jahrhunderten, in beſtimmten Zwiſchenräumen von einer großen Anzahl böſer, wilder Menſchenfreſſer und liſtiger, zwerghafter, unaufhörlich beläſtigender Menſchen bewohnt. Dann iſt da jener Gürtel von Wieſenland, der zwiſchen dem Wald und dem Albert-Njanza liegt, deſſen Bewohner uns jede Meile Fortſchreitens mit großem Mut ſtreitig und uns glauben machten, daß ſie die Wächter irgendwelcher unbezahlbarer Schätze, am Njanza verſteckt, oder daß ſie im Kriege mit Emin Paſcha und ſeinen Tauſenden ſeien. Ein Ritter Parzival auf ſeiner Suche nach dem Heiligen Gral hätte nicht auf heftigeren Widerſtand ſtoßen können. Zu drei verſchiedenen Malen zwang uns die Notwendigkeit, dieſe unſeligen Gebiete mit wechſelndem Glück zu durchſchreiten. Dann häufte ſich Ereignis auf Ereignis. Emin Paſcha war Gefangener; einer unſrer Offiziere gezwungen, ſein unfreiwilliger Gefährte zu ſein, und faſt ſchien es, als ob auch wir noch daran teilnehmen ſollten; aber, glauben Sie mir, es liegt eine Stärke ſelbſt im unnachgiebigen Streben, im Stählen der Nerven, im Trotzbieten des ſich unabläſſig anklammernden Unglücks, ohne ſich allzuſehr um die vermeintliche Gefahr zu kümmern. Es hilft einem viel, zu wiſſen, daß es durchaus nicht

anders geht, und in neun Fällen aus zehn verringert sich die Gefahr irgendwie.

Die Rebellen gegen die Regierung Emin Paschas vertrauten auf ihre Verschlagenheit und auf die Ränke des heidnischen „Chinee“; es ist ganz amüsant, jetzt zurückzublicken und zu beobachten, wie die Strafe sie verfolgt hat. War es Vorsehung oder Glück? Diejenigen, welche solche Sachen gern untersuchen, mögen sich hierüber den Kopf zerbrechen. Verräter innerhalb des Lagers und Verräter außerhalb desselben wurden beobachtet, und der schlimmste Aufrührer wurde entdeckt, vor Gericht gestellt und gehängt; die Verräter außen fielen übereinander her und richteten sich selbst zu Grunde. War dies nicht Glück, so war es jedenfalls die Vorsehung, die guter Menschen Gebet in weiter Ferne erhörte. Unsre eignen Leute, verführt durch die schreckliche Not und das gräßliche Elend, verkauften unsre Gewehre und Munition an unsre natürlichen Feinde, die Manyema — Sklavenhändler und wahre Teufel ohne Gnade an Leib und Seele. Welcher glückliche Einfluß war es, der mich davon abhielt, alle Beteiligten zu vernichten? Jedesmal, wenn ich die Geschichte von Hauptmann Nelsons und Surgeon Parkes Leiden lese, ärgere ich mich über meine Nachsicht, und doch bin ich dankbar, daß eine höhere Macht, als die menschliche die kaltblütigen Mörder gerichtet hat, indem sie es zuließ, daß einige Wochen nach der Rettung und Befreiung Nelsons und Parkes die blutgierigen Hunde einander auffraßen. Die Erinnerung an jene Tage macht mich abwechselnd hart und weich. Nach der Befreiung des Pascha, des armen alten Casati, und aller derer, welche die Fleischtöpfe Aegyptens dem groben Ueberfluß der Provinz am Njanza vorzogen, kehrten wir zurück, und während wir geduldig warteten, vollzog sich das Geschick der Rebellen.

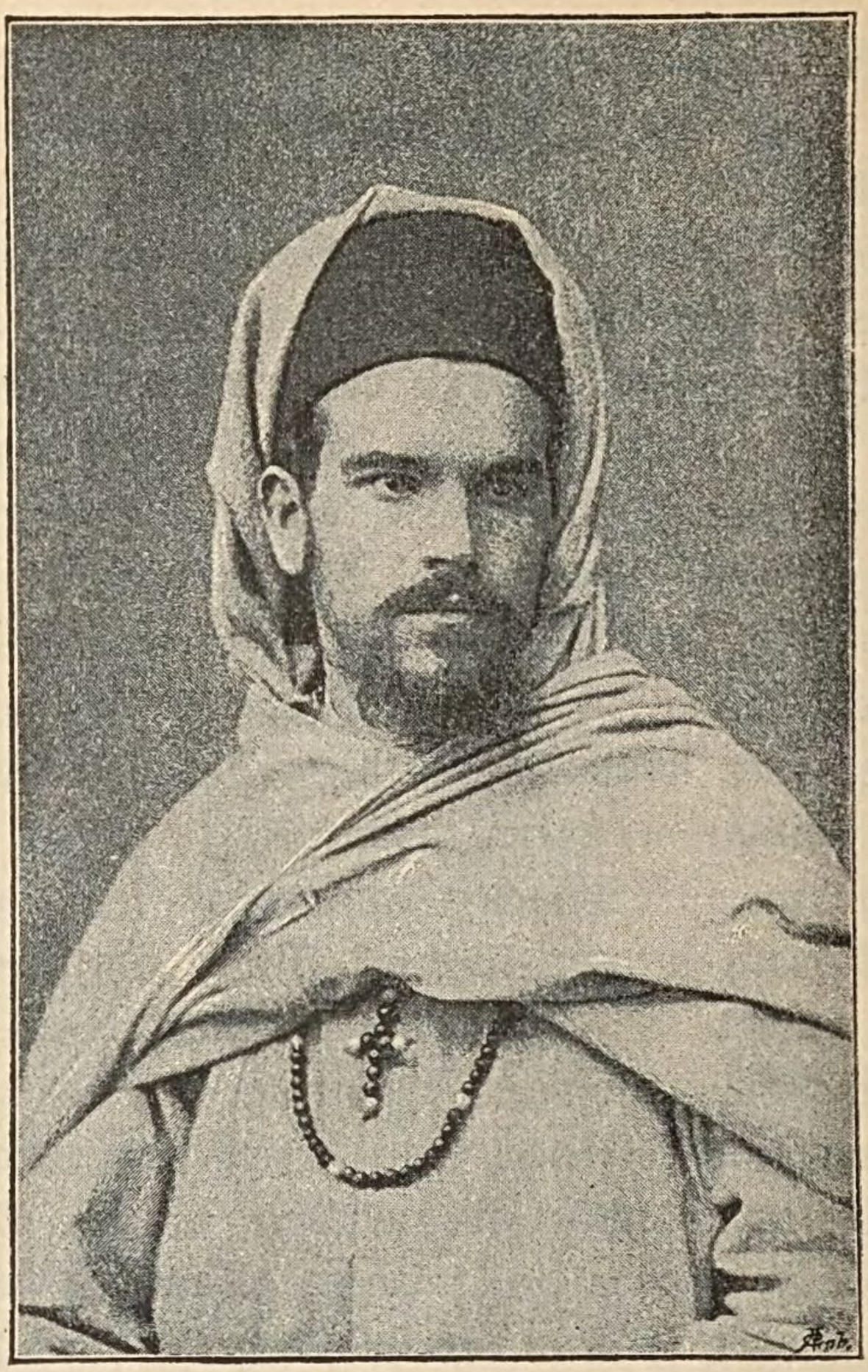
Seit jener Zeit der Sorge und der schlimmen Aussichten bin ich infolge einer schrecklichen Krankheit am Rande des Grabes gestanden. Die Anspannung war zu groß gewesen; 28 Tage lang lag ich hilflos da, gepflegt von der liebevollen und geschickten Hand des Surgeon Parke. Dann gewann ich allmählich meine

Sanzibar von der Landseite aus.

Kräfte wieder und befahl den Heimmarſch. Entdeckung auf Entdeckung wurde in dieſer wunderbaren Gegend gemacht: die ſchneeige Gebirgs-Kette des Ruwenzori, auch „Wolkenkönig“ oder „Regenſchöpfer“ genannt, der Semliki-Fluß, der Albert-Eduard-Njanza, die Ebenen von Uſongora, die Salzſeen von Kative, die neuen Völker, Wakonju von den großen Bergen, die Bewohner des reichen Waldgebietes, die Wanyoro-Banditen, die Stämme vom Albert-Eduard-See und die Hirtenſtämme der öſtlichen Hochlande. Dann die Wanyankori, außerdem die Wamyaruwamba und die Wazinja, bis wir endlich an eine Kirche kamen, deren Kreuz eine Niederlaſſung von Chriſten kennzeichnete, und ſomit wußten wir, daß die Ausläufer der geſegneten Civiliſation erreicht waren.

Wir haben alle Urſache, dankbar zu ſein; möge dieſes Gefühl ſtets wach in mir bleiben! Unſre Verſprechungen als Freiwillige wurden gerade ſo gut ausgeführt, als wenn wir von einer Regierung beſonders beauftragt geweſen wären. Wir ſind alle Freiwillige geweſen, von denen jeder ſeine einzelnen Gaben, Fähigkeiten und Kräfte ausnützte, um dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu ſichern. Wenn je etwas unſre Erinnerungen trübt, ſo iſt es das eine, daß wir durch den Zuſtand Emin Paſchas und ſeiner eigenen Leute gezwungen wurden, unſern Leuten wegen ernſtlicher Verzögerungen Sorge zu bereiten. Bei jeder Gelegenheit bin ich beſtrebt geweſen, dieſe zu vermindern, indem ich dem Comité genaue Berichte über unſre Fortſchritte überſandte — damit alle, die es intereſſierte, durch ſie erfahren könnten, was wir trieben. Einige meiner Offiziere ſind auch durch den Gedanken beunruhigt worden, daß ihre Regierung das Ueberſchreiten ihres Urlaubs nicht nachſehen würde; aber in Wahrheit wäre der Reichtum des britiſchen Staats-Schatzes nicht imſtande geweſen, unſern Marſch zu beſchleunigen, ohne daß wir uns der Anklage des Wortbruchs ausgeſetzt hätten, und die Offiziere waren ebenſo wie ich intereſſiert, ihre Aufgabe ehrenvoll und gut auszurichten.

Ich höre, daß Zwieſpalt, Krieg ꝛc. zwiſchen den Deutſchen



P. Aug. Schynse,

geb. 21. Juni 1857 zu Wallhausen (Rheinpr.), seit 1882 in der algerischen Mission des Kardinals Lavigerie.

und Arabern in Zanzibar besteht. Welchen Einfluß dies auf unser Schicksal haben wird, weiß ich nicht; aber wir hoffen, daß nichts unsern Marsch zum Meere, der in wenigen Tagen angetreten werden muß, hindern wird.

Inzwischen bitte ich Ihre Compagnons, Herrn Searle, Herrn Rivington und Herrn Marston jun., die Wünsche, die die besten und unzertrennlichsten Freunde für einander hegen, von mir anzunehmen, und Sie, überzeugt zu sein, daß ich stets verbleibe

Ihr treu ergebener

Henry M. Stanley."

„An E. Marston, Esq."

Achtzehntes Kapitel.

Reise nach der Küste.

Geographische Entdeckungen — Albert-See — Die Blauen Berge — Ein Tafel-Berg — Gordon und der Victoria-Njanza — Ruwenzori — Schnee — Quelle des Lowwa — Signor Casati und Kaba Rega — Die Stämme der Eingebornen — Treue Emins gegen seine Leute — Stanleys Politik den Eingebornen gegenüber — Genügend Geschosse — Ankunft der Expedition zu Mpwapwa.

Folgender, an Oberst Grant gerichteter Brief gibt ein sehr gutes Bild von Stanleys geographischen Entdeckungen in Central-Afrika, obgleich wir ohne Zweifel mehr von ihm hören werden, wenn er nach Europa zurückkehrt.

„Dörfer von Batundu, Ituri-Fluß, Central-Afrika.
Den 8. September 1888.

Mein lieber Grant,

Es ist mir bis jetzt immer nur möglich gewesen, ganz knappe, kurze Briefe zu schreiben, obwohl ich sie stets mit der Absicht beginne, unsern Freunden einen vollständigen Bericht unsrer verschiedenen Märsche und der Erlebnisse auf denselben zu geben; aber ich war seither immer genötigt, sie eilig zu schließen, wenn ich nicht die Gelegenheit, sie abzuschicken, verpassen wollte. Bei diesem, zum Beispiel, weiß ich zur Zeit nicht, wie ich ihn werde schicken können; aber der Zufall kann eine

Karawane vorüberführen oder die Expedition irgendwo aufhalten, und so die Mittel zur Beförderung bieten. Ich will dem Zufall vertrauen und nichtsdestoweniger schreiben.

Sie haben mehr Interesse für den Albert-See, als irgend einer im Comité; wir wollen also hiervon zuerst sprechen. Als wir am 13. Dezember 1887 den See zuerst erblickten, lag er fast wie eine ungeheure Landkarte zu unsern Füßen. Wir warfen einen raschen Blick über die allgemeineren Einzelheiten — die erhabenen Plateau-Wände von Unjoro im Osten und die von Baregga im Westen, beinahe 3000 Fuß über dem silberglänzenden Wasserspiegel emporsteigend, und zwischen den Wänden erstreckte sich eine anscheinend sehr flache, grasreiche Ebene, hier und dort durch dunkle Gruppen von Buschwerk unterbrochen, welches sich da, wo sich die Ebene nach Süd-Westen ausdehnt, zu einem dünnen Walde entwickelte. Der Süd-West-Rand des Sees schien nicht weiter als sechs Meilen von unsrem Standorte entfernt zu sein; — auf meiner zweiten Reise stellte ich durch Berechnungen fest, daß er ungefähr neun Meilen direkt südöstlich von dem Punkte entfernt war. Dies würde für die Grenze der Süd-Ost-Ecke 1° 17′ n. Br. ergeben. Auf dem prismatischen Kompaß war die magnetische Messung der Süd-Ost-Ecke genau südlich der Numba-Fälle 137°; dies würde ungefähr 1° 11′ 30″ n. Br. ergeben. Eine magnetische Messung von 148° von 1° 25′ 30″ n. Br. genommen, beschreibt fast genau die Linie der Küste, die von der Süd-West-Ecke zur Süd-Ost-Ecke des Albert-Sees sich erstreckt. Baker bestimmte diese Lage auf 1° 15″ n. Br., wenn ich mich recht erinnere. Die Mitte von Mbakovia Terrasse liegt 121° 30′ magnetisch von meinem ersten Beobachtungspunkte aus; dies ergiebt für seine Lage von Vacovia ungefähr 1° 15′ 45″, wenn man 10° westl. Abweichung mitrechnet.

Wenn man versucht, das Rätsel der Unendlichkeit des Albert-Sees, wie Baker solches beschreibt, zu lösen, und findet, daß das Ende des Sees nur vier Meilen südlich von dem Punkt liegt, wo Baker stand, um ihn „von einem kleinen Hügel“ aus „an einem wundervoll klaren Tage“ zu betrachten, so möchte

man sich fast berechtigt fühlen, zu sagen, er habe niemals den See gesehen. Aber seine Lage von Vacovia beweist, daß er wirklich dort war, und die allgemeine Richtigkeit seines Umrisses der Ost-Küste von Vacovia bis Magungo beweist auch, daß er den See befahren hat. Wenn wir unsern Blick nach Nord-Osten richten, so sagen wir, daß Baker Vorzügliches geleistet hat; aber wenn wir ihn nach Süden wenden, so versuchen unsre Sinne vergebens das Dunkel zu durchdringen, weil wir mit unsren Augen nicht sehen, was Baker sah. Als Gessi Pascha zuerst den See nach Baker zeichnete, und die Länge des ungeheuren Sees auf ungefähr 90 Meilen herabsetzte, glaubte ich mehr an Baker, weil Gessi nicht imstande war, durch astronomische Messungen das Süd-Ende des Sees festzustellen. Als Mason Bey — ein hervorragender Landmesser — im Jahre 1877 den See umschiffte und Gessis Ansicht bestätigte, da glaubte ich, daß Mason vielleicht auf einen Graswall oder auf eine mit Schilfgras oder Binsen bewachsene Sandbank gestoßen sei, und nicht das wahre Ende erreicht habe, da er zugab, daß er vom Deck seines Dampfers nicht sehr weit sehen konnte, und ich hielt immer noch an Bakers Ansicht fest; aber jetzt habe ich mit Lieutenant Stairs vom königlichen Ingenieurkorps, mit Herrn Mounteney Jephson, Dr. Parke, Emin Pascha und Kapitän Casati mit eigenen Augen die Gegend gesehen, und finde, daß sich Baker geirrt hat. Ich bin auch etwas erstaunt über Bakers Höhenangaben des Albert-Sees und der „Blauen Berge", und auch über die Breite des Sees, die er angiebt. Das Ufer, Vacovia gegenüber, ist 10 1/4 Meilen entfernt, nicht 40 oder 50 Meilen; die „Blauen Berge" sind nichts andres, als das westliche Hochland — dessen höchster Kegel oder Hügel nicht höher als 6000 Fuß über dem Meeresspiegel — nicht 7000 oder 8000 Fuß hoch ist. Die Höhe des Albert-Sees, am Aneroid-Barometer und durch Siedepunkt gemessen, wird 2350 Fuß nicht überschreiten, und keinenfalls 2720 Fuß betragen. Und endlich erhebt sich im Süd-Westen, wo Baker seine „unendliche" Seefläche gezeichnet hat, ungefähr 40 Meilen von Vacovia, ein ungeheurer Schnee-

berg, eine solide, viereckig aufgetürmte Masse, mit einem beinahe ebenen Gipfel zwischen zwei hohen Rücken. Wenn es ein „wundervoll klarer Tag“ gewesen wäre, so hätte er ihn sehen müssen, da er beinahe 13 geographische Meilen näher war als wir.

Bei Gelegenheit von Bakers Irrtum erzählte mir Emin Pascha eine komische Scene, deren Zeuge er war, zwischen Gordon und einem seiner Stabsoffiziere, der nach Uganda geschickt worden war und bei seiner Rückkehr erzählte, daß er zwischen dem Albert- und Victoria-See einen andern großen See entdeckt habe, Gita Nzige oder Ibrahim-See genannt, und daß er den Victoria-See wieder in Augenschein genommen habe.

„Nun, haben Sie den Victoria-Njanza gesehen?“ fragte Gordon, von einem Briefe, den er gerade schrieb, aufblickend.

„Ja wohl, mein Herr, gewiß.“

„Wie groß würden Sie seine Breite schätzen?“

„Ich würde sagen, ungefähr fünf Meilen.“

„Fünf Meilen! Irren Sie sich da nicht ein bißchen?“

„Nun, sagen wir ungefähr sieben.“

„Nur sieben? Sicherlich täuschen Sie sich immer noch, nicht?“

„Sagen wir dann zehn Meilen.“

„O,“ sagte Gordon lächelnd, „Sie müssen noch etwas vom Rechten ab sein, sollt ich meinen —“

„Nun, dann sagen wir fünfzehn! Aber nicht eine Meile mehr!“

„Aber sagen Sie mir,“ sagte Gordon weiter, „konnten Sie einen Mann auf dem andern Ufer mit bloßem Auge oder mit dem Feldstecher erkennen?“

„Ganz genau.“

„Was! Vom Rande des Wassers?“

„Nicht gerade vom Wasserrande aus, aber von einigen Fuß oberhalb des Spiegels aus.“

„Es ist sehr sonderbar, höchst sonderbar, nicht nur daß der Victoria-Njanza nur fünfzehn Meilen breit sein soll — Sie sagten doch fünfzehn Meilen, nicht wahr?“

„Ja wohl, höchstens fünfzehn Meilen."

„— sondern daß man auch auf eine Entfernung von fünfzehn Meilen einen Mann mit einem Feldstecher erkennen konnte. Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren sehr interessanten Bericht." —

Man erzählt mir, daß jener Offizier bei einer Unterredung mit dem Kartenzeichner des Generalstabs sehr darauf versessen war, daß der Ibrahim-See durch Ausdehnung seiner Umrisse etwas hervorgehoben werden sollte, da er eine neue Entdeckung sei. Der freundliche und gefällige Kartenzeichner zeichnete längs des Victoria-Nils einen ansehnlichen See von dreißig Meilen Länge und zehn Meilen Breite. „O, das geht nicht," rief der Entdecker. „Was! Der Ibrahim-See — Gita Nzige — muß mindestens hundert Meilen lang und fünfzig Meilen breit sein!" „Und doch," sagte Emin Pascha, „haben sowohl Gordon wie ich diesen See gesehen, und wir wissen, daß er bloß eine Ausdehnung des Victoria-Nils ist, ähnlich der zwischen Wadelai und dem Albert-Njanza, oder wie die am obern Congo und Stanley Pool. Dadurch hat er viele schmale Kanäle, die durch kleine Inseln und glänzende, weiße Sandbänke getrennt sind."

Ueber den 1876 von mir entdeckten See kann ich sehr wenig von den Eingebornen erfahren. Beim Häuptling Kavalli sah ich zwei Eingeborne, die aus jener Gegend kamen; der eine von ihnen kam von Unyampaka und der andre von Usongora. Der erste sagte, der Albert-See sei viel größer als der bei Unyampaka; der andre meinte, der südliche See sei der größere, da man zwei Tage brauche, ihn zu durchkreuzen. Er bezeichnet seine Entfernung als einen Monatsmarsch von Kavalli ab. Ihre Angaben weichen so von einander ab, daß man fast zu glauben geneigt ist, daß es zwei Seen dort giebt — einen kleineren nahe bei Unyampaka, durch einen Fluß oder Kanal mit dem größeren von Usongora verbunden.

Wie Sie sich wohl denken können, ist mein Interesse durch die Entdeckung des Schneeberges Ruwenzori — möglicherweise eines Rivalen des Kiliman Dscharo — sehr angeregt. Bedenken

Sie, daß wir uns in nördlicher Breite befinden, und daß dieser Berg in unmittelbarer Nähe des Aequators, wenn nicht sogar auf diesem selbst liegen muß; bedenken Sie ferner, daß jetzt Sommer ist und wir ihn gegen Ende Mai sahen, und daß die Schneegrenze (nur meiner Schätzung nach) ungefähr tausend Fuß unter dem Gipfel ist. Daraus schließe ich, daß dies nicht der Berg „Gordon Bennett" ist, den ich im Dezember 1876 gesehen habe (obwohl es immerhin möglich wäre), von dem die Eingebornen erzählen, daß er nur zuweilen mit Schnee bedeckt sei. Zur Zeit, als ich letzteren sah, war kein Schnee sichtbar. Auch liegt er nach der Lage, die ich damals feststellte, etwas mehr nach Osten, als der Ruwenzori. Alle Fragen, welche die Entdeckung dieses Berges aufwirft, werden, hoffe ich, gelöst sein, ehe diese Expedition zum Meere zurückkehrt. Wenn er nur irgendwie auf meiner Marschroute liegt, sollen seine Länge, Höhe und genaue Lage bestimmt werden. Meine jungen Offiziere werden gern den Gipfel besteigen, und ich werde ihnen bereitwilligst alle mögliche Hilfe dazu bieten. Sie werden mir dann vielleicht einen Eimer voll Schnee mitbringen können, um meinen „Sorbet" darin zu kühlen.

Es wird sich herausstellen, daß viele Flüsse aus diesem eigentümlichen Lande zwischen den beiden Muta Nziges herausfließen. Was sind das nur für Flüsse? Gehören sie zum Nil oder zum Congo? Es fließt kein Fluß aus dieser Gegend nach Osten oder Süd-Osten, außer dem Katonga und dem Kafur, und beide können nur eine sehr geringe Menge Wasser vom Gordon Bennett und Ruwenzori erhalten, wenn überhaupt etwas. Der neue Berg muß daher sein Wasser hauptsächlich nach Süden und Westen abgeben. Wenn nach Süden, so haben die Ströme Verbindung mit dem südlichen See; wenn nach Westen, so muß der Semliki Zufluß des Albert-Sees, sowie irgend ein andrer Fluß, der sich in den Congo ergießt, das übrige Wasser jenes Berges erhalten. Wenn aber der südliche See irgendwelche bedeutende Wasserzufuhr erhält, so steigert sich das Interesse wesentlich. Giebt dann der See seinen Ueberfluß

an den Nil oder an den Congo ab? Wenn an ersteren, so wird es für Sie von großem Interesse sein, und Sie werden zugeben müssen, daß der Victoria-See nicht die Hauptquelle des Nil ist; wenn an den Congo, so wird der See die Quelle des Lowwa- oder Loa-Flusses sein, da dies der größte Nebenfluß des Congo von Osten, zwischen dem Aruwimi und dem Luama ist. Zu Ihrer Beruhigung will ich aber jetzt die Ansicht aus-zusprechen wagen, daß der See die Quelle des Lowwa ist, trotz-dem ich nichts Positives hierüber weiß. Aber ich schließe es aus der energischen Art, wie der Aruwimi ein Gebiet durch-schneidet, von dem jedermann glauben würde, daß es zum Nil gehöre. Es war nur ein Marsch von zehn Minuten vom obern Ende eines dieser Ströme bis zur Höhe des Plateau, von wo wir auf den Albert-Njanza hinunterblickten. Von der Mündung des Aruwimi bis zu seinem Ursprung sind es in gerader Linie 390 geographische Meilen. Nun, dem Aruwimi folgt nächst an Größe der Lowwa-Fluß, und von der Mündung des Lowwa bis zum Meridian des Ugampaka-Postens sind es in gerader Linie nur 240 geographische Meilen.

Obgleich Emin Pascha, soweit seine Bedürfnisse durch Lebensmittel befriedigt werden konnten, behaglich lebte, so war er dennoch in einer weit schlimmeren Lage, als ich bei meiner Abreise von England geglaubt hatte. Kaba Rega war ihm bis Dezember 1887 freundlich gesinnt gewesen; als aber die Nach-richt sich durch Uganda und von da nach Ungoro verbreitete, daß eine große Expedition unterwegs sei, um Emin zu unterstützen, wies Kaba Rega den Signor Casati mit Schimpf und Schande aus seinem Lande. Er wurde nackend an einen Baum gebunden, und schließlich hinausgetrieben, damit er zu Grunde gehe. Glücklicherweise wurde er nach einigen Tagen des äußersten Mangels und Elends von Emin Pascha aufgefunden und ge-rettet, nachdem dieser auf seinem Dampfer das Nord-Ost-Ufer nach ihm abgesucht hatte. Dies war ein harter Schlag für Ca-sati, der dadurch aller seiner Kleider, Schriftstücke und Aufzeich-nungen beraubt wurde. Auch wir verloren ein Packet Briefe,

die von den Missionaren von Uganda an unsre Expedition gesandt worden waren. Da Kaba Rega ungefähr 1500 Schußwaffen, meist Gewehre, besitzt, ist er kein so zu verachtender Gegner, wie er zur Zeit von Baker war. Diesen afrikanischen Königen, die in ihrem eignen Lande festsitzen, bringt die Zeit das Gute. Mit der Zeit erlangen solche, die warten können, alles was sie wollen. Kaba Rega konnte natürlich ohne Ungeduld warten; er meinte, alles, was Emin Pascha und seinen Leuten gehörte, würde ihm zufallen, wenn Emin keine entscheidenden Bewegungen zum Rückzug machte, ehe es zu spät wäre. Der nördliche Weg über den Nil war gesperrt, obwohl viele seiner Soldaten bis auf diesen Tag auf Entsatz von dorther hoffen. Nach Süden zu wohnen die kriegerischen Stämme, denen wir auf unsrem Marsche nach dem Meere begegnen müssen, und Emin Paschas Leute hatten keine Ahnung davon, daß es möglich sei, in jener Richtung abzuziehen, da sie nicht glauben wollten, daß Emin den Weg kenne, auch nie einen Menschen von dorther hatten kommen sehen, der ihnen Mitteilungen über einen solchen Weg gemacht hätte. Nach Westen und Süd-Westen gab´ es zahlreiche Völker, welche wohl zu kämpfen verstanden und deren Eingebornen-Hochmut noch nicht ausgetrieben war, weshalb sie unbegrenztes Vertrauen in ihren Eingebornen-Mut setzten. Uns war es vorbehalten, ihre Stärke und Streitmacht zu prüfen, und eine Zeitlang schien es fast, als ob wir zu vertrauensvoll gewesen wären; Tag für Tag stürzten und drängten sie zum Kampfe, der aber stets unglücklich für sie ausging. Selbst wenn diese Leute sich in großen Massen zusammengerottet hätten, wäre es ihnen niemals gelungen, gegen Emin Paschas Macht standzuhalten, vorausgesetzt, daß seine Leute einmütig ergeben und entschlossen waren, gemeinsam mit ihm zu handeln. Zum Unglück kann man sich aber für solch eine Aufgabe nicht auf seine Truppen verlassen. Wenn die Nubier daran zweifelten, daß Emin Pascha imstande sei, sie südlich nach Zanzibar zu führen, so würden sie auch daran zweifeln, daß er sie irgendwohin führen könne, insbesondere durch die Wildnisse im

Westen, von denen niemand etwas wußte. Die Nubier waren bereit, auf der Nilroute nordwärts zu ziehen, auch sich von Emin Pascha führen zu lassen; aber bei ihrer Ankunft in der Nähe von Chartum würden sie ihm sagen, daß sie selbst den Weg kennten und ihn nicht mehr brauchten. Dies war ihr Ideengang, und ist auch der Hauptgrund, warum der Pascha so gefesselt zu sein schien. Die Treue des Pascha seinen Leuten gegenüber ist offenkundig, obwohl sie ihm untreu waren. Er konnte sie nicht abschütteln, da es ihr Verderben gewesen wäre, und konnte es auch nicht wagen, allein von ihnen fortzugehen. Einer seiner Offiziere, Schukri Aga, der ihm stets treu gesinnt war, erzählte mir folgende Geschichte, die Emin Pascha bestätigte, als ich sie ihm wiedererzählte. Der Pascha hätte sie mir niemals selber erzählt.

Vor einigen Monaten machten sich 190 Mann des ersten Bataillons auf den Weg nach Wadelai, wo Emin Pascha residierte, mit der Absicht, ihn gefangen zu nehmen und zu zwingen, bei ihnen zu bleiben, da sie ein umlaufendes Gerücht, daß eine Expedition von Süden und Westen heranrücke, mit einer beabsichtigten Flucht ihres Generals verwechselt hatten und dadurch verwirrt geworden waren. Ueberzeugt, daß ihr sicherer Abmarsch aus dem Lande, wo sie so viel Elend gesehen hatten, auf der Gegenwart und Führerschaft des Pascha beruhe, kamen sie auf die Idee, ihn gefangen und nach Dufile mitzunehmen, denn sie sagten sich: „Wir kennen bloß einen Weg, und der führt den Nil hinab über Chartum.“ Als dem Pascha schließlich ihre Absicht, ihn gefangen zu nehmen, mitgeteilt wurde, rief er aus: „Nun, mögen sie mich umbringen! Ich habe keine Angst vor dem Tode; laßt sie kommen, ich will sie erwarten.“ Aber die Offiziere des zweiten Bataillons baten ihn aufs dringendste, zu fliehen, indem sie anführten, daß eine gewaltsame Gefangennahme ihres Pascha aller Regierung ein Ende machen und dies der erste Schritt zur völligen Auflösung aller Disziplin sein werde. Eine Zeitlang weigerte sich Emin, auf sie zu hören; aber schließlich entfloh er doch nach Mswa (ungefähr 45 Meilen von unsrem Lager bei N'sabe ent-

fernt). Bald nach seiner Flucht kam die Abteilung des ersten Bataillons an, umringte die Station und forderte den Pascha auf, herauszukommen und sich ihnen zu ergeben. Es wurde ihnen mitgeteilt, daß der Pascha auf einem Dampfer südwärts gefahren sei, worauf die Unzufriedenen vordrangen, den Kommandanten und die Offiziere ergriffen und sie mit dem „Kourbasch" peitschten; einige derselben schleppten sie mit sich nach Dufile. Hierüber äußerte der Pascha: „Alle nördlich von Wadelai stationierten Mitglieder des ersten Bataillons waren gegen einen Rückzug, und jeder Vorschlag, ihren Wachtposten bei Dufile zu verlassen, hat nur Unwillen und Zweifel hervorgerufen. Aber jetzt, da Sie gekommen sind, und viele von den Unsrigen Sie sahen, als Sie mit Linant Bey (1876) in Uganda waren, Sie daher persönlich kennen, und wo viele andre Ihren Namen kennen, werden alle überzeugt sein, daß es noch einen Weg nach Aegypten giebt und daß Sie, nachdem Sie sie gefunden haben, sie auch aus dem Lande führen können. Sie werden Ihre Offiziere, Ihre Sudanesen sehen; danach werden sie ehrerbietigst jede Botschaft anhören, die Sie ihnen senden mögen, und bereitwilligst gehorchen. Dies ist meine Ansicht, obgleich niemand weiß, was die Gefühle des ersten Bataillons sind, weil noch keine Zeit war, sie hierüber zu hören."

Schukri Aga, der Kommandant der Station Mswa am Albert-See, ist ein tapferer, intelligenter Offizier, ein früherer Sklave; den gegenwärtigen Rang verdankt er seinen hervorragenden Verdiensten im Kampf gegen Karamalla, den Agenten des Mahdi, wobei er dreimal verwundet wurde.

Zwischen unsrer Marschroute nach Kavalli und einer westlich von der Station Mswa gezogenen Linie liegt ein Gebiet, das noch von keinem Europäer besucht wurde. Die Einwohner sind dem Kaba Rega ergeben und deshalb unsrer Expedition feind, und sie haben Befehl erhalten, uns so viel als irgend möglich zu belästigen. Diejenigen, welche in der Nähe unsres Weges nach Süden zu wohnen, sind sowohl Kaba Rega, als auch uns gleich feindlich gesinnt; aber die Lehren, die wir ihnen gaben,

als wir zum erstenmal durch ihr Gebiet drangen, haben ihnen einen heilsamen Respekt vor uns eingeflößt.

Meine Ansicht war immer, so wenig als möglich zu kämpfen, aber wenn ich dazu gezwungen würde, dann möglichst energisch vorzugehen, so daß bei den Eingebornen kein Zweifel darüber herrschen könne, was wir thun werden, wenn wir es ihnen sagen. Durch diese Politik haben wir eine große Anzahl für uns gewonnen, — oder haben wenigstens die Leute gezwungen, uns bereitwillig zu gehorchen.

Auf unsrem zweiten Rückmarsch vom Njanza haben wir 1500 Eingeborne gemustert und sie nach der Ebene von Usiri, nördlich von unsrer Route, geführt. Es war einfach ein langer Spaziergang für uns, aber es genügte. Ehe wir abmarschierten, kamen Boten von ihnen mit der Meldung, daß ihre Häuptlinge sich unsrem neuen Bunde anzuschließen wünschten. Wenn es jetzt einmal nötig ist, Kaba Rega etwas zu lehren, was er noch nicht gelernt hat — nämlich: daß es noch andre Leute in dieser Welt gibt, als solche, denen es genügte, ihre Gaben in seinen Schoß zu schütten, um von ihm je nach seiner Lust und Laune angenommen oder auch nicht angenommen zu werden, so ist es möglich, daß er mich dazu zwingen kann. Ich hoffe, die Mittel hierzu in jenen Eingebornen, die wir zu unsrer Weltanschauung bekehrt haben, zu besitzen. Es werden mindestens 5000 sein, und mit den Truppen von Emin Pascha und meinen, durch das wilde Waldleben während dieser letzten 15 Monate abgehärteten Zanzibariten, wird es wohl nicht sehr schwer fallen. Denn Sie müssen bedenken, wenn ich südwärts gehe, um das Heer und die Begleiter des Pascha aus diesem Lande herauszuführen, so haben wir einen Monat im Gebiete des Kaba Rega, und noch einen Monat in dem seiner Verbündeten zuzubringen. Sie werden gewiß wissen, was das heißen will! Ich besitze nicht die kostbaren Stoffe, die erforderlich sind, den gefräßigen Magen Kaba Regas zu füllen; aber ich werde genug Kugeln haben für seinen Bedarf — mehr als genug.

Wenn aber Emin Pascha mit seinen Truppen mich nicht

begleitet, so wird es um so mehr meine Pflicht sein, mich auf das Schlimmste, was uns passieren kann, vorzubereiten; denn um in Frieden zu reisen, müßte ich zu ihm gehen, um seine Genehmigung zum Marsch durch sein Land zu erwirken — und das ist unmöglich. Hieraus werden Sie ersehen, daß, obgleich wir schon sehr viel überwunden haben, die Krisis doch erst eintreten wird, wenn wir uns von Emin Pascha trennen, oder in seiner Gesellschaft die Küste des Albert-Njanza verlassen. Ob wir nun südlich zum Muta Nzige gehen, oder längs der nördlichen und östlichen Grenze von Unyoro marschieren, wird ganz gleich sein. Nach den Berichten Emins, der 270 Mann in Ukedi verloren hat, herrscht Kaba Rega überall. Apropos! Emin Pascha sagt, es sei sehr gut gewesen, daß ich nicht von Osten her über Masai und Ukedi oder Langgo, wie er es nennt, herangekommen sei. Das Langgo-Land ist zum größten Teil eine große, wasserlose Wüste. Selbst wenn es uns gelungen wäre, durch Wakedi zu dringen, so ist es dennoch zweifelhaft, ob der Mangel an Nahrung und Wasser die Expedition nicht zu Grunde gerichtet hätte. Er ist sehr dagegen, auf jenem wasserlosen Wege nach dem Meere zurückzukehren.

Jetzt da wir den Ituri so gut kennen, bin ich davon überzeugt, daß wir keinen besseren Weg hätten wählen können. Wir verloren allerdings eine große Anzahl Leute auf unsrem ersten Marsche zum Njanza, aber der Rückweg wurde mit einem Verlust von nur drei Mann zurückgelegt, und wir vollendeten die ganze Reise in 82 Tagen, alle Rasttage mitgerechnet. Ich hoffe, ebenso schnell und mit ebenso wenig Verlusten zum Njanza zurückkehren zu können, als wir von dort gekommen sind. Die Leute sind jetzt beherzter, da sie über den Weg Bescheid wissen und auch, weil es nach Zanzibar geht. Der Ituri-Fluß hilft uns auf halbem Wege; alle unsre Lasten werden in Kanoes transportiert.

Fünfundvierzig Tage später werden wir am Albert-Njanza sein. Ich sagte Emin Pascha, daß ich ungefähr Mitte Dezember 1888 wieder bei ihm zurück sein würde. Ich habe noch

Banzibar von der Seeseite aus.

drei Monate vor mir — hinreichend Zeit, wenn ich nicht durch unvorhergesehene Hindernisse aufgehalten werde.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

Obgleich alle die vorhergehenden Briefe den Daten nach richtig auf einander folgen, so erreichten doch manche derselben ihre Adressen in England erst nach folgendem Telegramm Stanleys vom 21. November 1889 an die „Emin Relief-Expedition", dem ersten, seit er den Congo verlassen hatte, worin er seine glückliche Ankunft in Mpwapwa, ungefähr 150 Meilen an der Ostküste von Bagamojo, dem Schiffshafen von Zanzibar, entfernt, anzeigt:

„Zu Mpwapwa angelangt 10. November. Hoffe 12. November nach Ostküste über Simbamwenni abzumarschieren. Europäer alle wohl. Bringe ungefähr 300 Sudanesen. Erwarten Sie mich täglich an Küste. Habe entdeckt, daß Victoria-Njanza nach Süd-Westen sich erstreckt, 155 Meilen vom Tanganjika-See entfernt; Länge des Victoria-Njanza jetzt 270 Meilen, Oberfläche 27 000 Quadratmeilen."

Dieses Telegramm widerlegte ein für allemal die entgegengesetzten Gerüchte, die über Stanley und Emin Pascha verbreitet waren.

Neunzehntes Kapitel.

Glücklicher Erfolg.

Stanley und der „New York Herald“ — Ende der Expedition — Vertrauen in die Vorsehung — Ankunft in Bagamojo — Ernstlicher Unfall Emin Paschas — Ankunft in Zanzibar.

Stanleys Brief vom 30. November 1889 an den „New-York Herald“ beweist seinen Glauben an den Vers:

„Die Vorsehung gestaltet unser Ziel,
Wie wir auch anders mögen streben.“

Er lautet folgendermaßen:

„An den Redakteur des „New York Herald“.

„Der „Herald“-Korrespondent, der uns während unsres Rasttages zu Mswa, fünf Tagemärsche von der Küste, aufsuchte, hat darauf bestanden, daß ich Ihnen schreiben soll. Sie können überzeugt sein, daß ich sehr gern dazu bereit wäre, wenn ich nur wüßte, womit Ihnen besonders gedient wäre; da jedoch der Korrespondent des „Herald“ selbst keinen Vorschlag machen kann, so würde es wohl kaum billig sein, von mir zu erwarten, daß ich wissen sollte, was Ihre Leser am meisten interessierte.

Ich halte es daher für das Angemessenste, Sie in den Stand zu setzen, meinen Freunden vieles mitzuteilen, was ich ihnen selber sagen möchte. Vor allem bin ich vollständig wohl und

gesund und fühle mich wie ein Arbeiter am Samstag=Abend, wenn er nach gethaner Arbeit am Schluß der Woche mit seinem Wochenlohn in der Tasche heimkehrt und sich darüber freut, daß morgen Sonntag ist.

Gerade vor drei Jahren, während ich in Neu=England eine Vorlesung hielt, kam die unterseeische Nachricht, ich solle mich beeilen und den Auftrag übernehmen, Emin Pascha in Wadelai zu befreien; aber wie es die Leute gewöhnlich mit treuen Lasttieren zu machen pflegen, indem sie tausende von Kleinigkeiten, allerlei verschiedene Sachen auf die eigentliche Last noch aufbürden, so wurden zwanzig verschiedene kleine Aufträge dem Hauptauftrag hinzugefügt, wovon jeder gehörige Sorgfalt und Ueberlegung erforderte. Nun, wenn ich auf das Erzielte zurückblicke, so sehe ich keinen Grund, im Herzen unzufrieden zu sein. Wir können sagen, daß wir vor keiner Aufgabe zurückschreckten, und daß unser guter Wille, verbunden mit beharrlicher Anstrengung, es uns ermöglichte, jede kleine Aufgabe so gut, wie es die Verhältnisse gestatteten, auszuführen.

Ueber das glückliche Gelingen aller übernommenen Pflichten hinaus, sind wir auch nicht gerade unglücklich in geographischen Entdeckungen gewesen. Der Aruwimi ist nun von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung bekannt. Vom großen Congo=Wald, der ein Gebiet, so groß wie ganz Frankreich und die pyrenäische Halbinsel, bedeckt, können wir nun bezeugen, daß er wirklich existiert. Die Lage der „Mondberge" ist bestimmt worden, und zwar diesmal, ohne allen Zweifel, richtig; wir haben den Ruwenzori, den „Wolkenkönig", in ewigen Schnee gehüllt, gesehen, seine Seitenausläufer exploriert, einige seiner niederen Gipfel bestiegen und wahrgenommen, daß die „Gordon Bennett=" und „Mackinnon"=Gipfel, gleichsam nur die Riesen=Wachen sind, die das Eindringen in das innere Gebiet des „Wolkenkönigs" abwehren.

Im Süd=Osten der Gebirgskette ist die Verbindung zwischen dem Albert=Eduard=Njanza und dem Albert=Njanza entdeckt worden, und die Größe des ersteren nunmehr zum erstenmal bekannt

geworden. Gebirge nach Gebirge haben wir überstiegen, die durch solche Flächen von Weideland getrennt sind, daß sie die Hirten draußen im Westen vor Neid gelb und grün machen würden; und direkt auf dem Aequator haben wir Brombeeren und Heidelbeeren gegessen und unsern Durst mit krystallhellem Wasser, frisch von den Schneefeldern, gelöscht.

Wir sind auch in der Lage gewesen, beinahe 6000 Quadratmeilen Wasser dem Victoria-Njanza hinzuzufügen.

Unser Naturforscher wird sich über die neuen Gattungen von Tieren, Vögeln und Pflanzen, die er entdeckt hat, verbreiten. Unser Arzt wird berichten, was er über das Klima und seine Annehmlichkeit weiß. Wir werden unser ganzes Können und Wissen anstrengen müssen, um zu erzählen, welch neuen Vorrat von Wissen dieses unerwartete Feld von Erforschungen aufgeschlossen hat.

Ich habe immer vermutet, daß in dem Central-Gebiet zwischen den Aequatorial-Seen etwas Sehenswertes gefunden würde, aber auf eine solche Ernte von neuen Thatsachen war ich nicht vorbereitet. Dies war wirklich eine der außerordentlichsten Expeditionen, die ich jemals nach Afrika hinein geführt habe. Eine wahrhaftige Gottheit scheint uns auf unsrer Reise umgeben zu haben — mit aller Ehrfurcht sei's gesagt. Sie hat uns getrieben, wohin sie wollte, und ihren eigenen Willen durchgesetzt; uns aber nichtsdestoweniger geleitet und beschützt. Was sagen Sie z. B. hierzu?

Am 17. August waren sämtliche Offiziere der Nachhut in Yambuja vereinigt. Sie hatten meine Instruktionen geschrieben vor sich; aber anstatt sich auf den morgigen Marsch vorzubereiten, um uns zu folgen, entschieden sie sich, in Yambuja zu warten, was den Beginn der allerschrecklichsten Zeit, die je eine Gesellschaft von Männern in Afrika oder sonst irgendwo erduldet hat, einleitete. Die Folge davon ist, daß drei Viertel ihrer Truppen an einem langsam wirkenden Gifte sterben. Der Kommandeur wird gemordet, und der zweite Offizier stirbt bald darauf an Krankheit und Gram. Ein andrer Offizier magert zu einem

Skelett ab und ist gezwungen, nach Hause zurückzukehren. Ein vierter wird ausgesandt, um ziellos am Congo auf und ab zu irren, und der einzige Ueberlebende wird in einem Pestloche gefunden, dessen Schrecken wir gar nicht zu beschreiben wagen. Am gleichen Tage, 150 Meilen von jenem Orte entfernt, führt der Offizier vom Dienst 333 Mann der Vorhut in den „Busch", verliert seinen Weg und jegliches Bewußtsein, wo er sich befindet, und jeder Schritt führt ihn nur weiter in die Irre. Seine Leute werden wahnsinnig; seine weißen Genossen, ärgerlich und aufgeregt durch eine Ahnung des Uebels um sie herum, können keinen Ausweg finden, ihm zu helfen. Sie sind von Menschenfressern umringt, und vergiftete Pfeile lichten ihre Reihen. Inzwischen suche ich, der Kommandant der Abteilung, sie ängstlich am Fluß auf und ab und nach vier verschiedenen Richtungen hin im Walde. Meine Patrouillen suchen sie überall, aber erst am sechsten Tage gelingt es mir, sie zu finden.

Nehmen Sie den gleichen Monat und den gleichen Tag ein Jahr später, den 17. August 1888: Ich horche stumm vor Entsetzen auf den Bericht des letzten überlebenden Offiziers der Nachhut zu Banalja und höre von nichts andrem, als von Tod und Unglück, Unglück und Tod, Tod und Unglück. Ich sehe nichts als schauderhafte, von Krankheit befallene Menschengestalten, lauter aufgedunsene, entstellte, narbige Erscheinungen, während der Anblick des Lagers, durch den Mord des armen Barttelot kaum vier Wochen vorher befleckt, einfach ekelerregend ist.

Am gleichen Tage, 600 Meilen westlich von diesem Lager, haucht Jamieson, durch Ermüdung, Krankheit und Gram zerrüttet, seinen Geist aus. Am nächsten Tage, den 18. August, 600 Meilen östlich, werden Emin Pascha und mein Offizier, Herr Jephson, plötzlich von wütenden Rebellen umringt und mit geladenen Gewehren und sofortigem Tode bedroht; aber zum Glück geben sie nach und machen sie nur zu Gefangenen, in der Absicht, sie den Mahdisten auszuliefern.

Nachdem wir Herrn Bonny den Klauen des Todes entrissen

haben, kommen wir zum zweitenmal an den Albert-Njanza, um Emin Pascha und Herrn Jephson als Gefangene in täglicher Erwartung ihres Urteils anzutreffen. Herrn Jephsons eigene Briefe werden seine beängstigende Notlage beschreiben.

Nicht eher, als bis beide in meinem Lager und die ägyptischen Flüchtlinge unter unsrem Schutze waren, begann ich zu erkennen, daß ich einen höhern Plan als den meinigen ausführte. Meine eignen Absichten wurden fortwährend durch unglückliche Verhältnisse zunichte gemacht. Ich bemühte mich, meinen Kurs so gerade als möglich zu steuern, aber eine unberechenbare Macht saß am Steuer. Ich verwendete so viel guten Willen bei der Erfüllung meiner Pflichten, als die strengste Ehre gebieten konnte; mein Vertrauen, daß die Reinheit meiner Beweggründe ein glückliches Gelingen verdiente, war fest; aber ich bin mir bewußt gewesen, daß der Erfolg jeder Anstrengung in andern Händen lag.

Nicht ein einziger der Offiziere, die bei mir waren, wird jemals das überstandene Elend vergessen; doch ist jeder einzelne, dem es bestimmt war, mit der Vorhut zu marschieren und ihre wunderbaren Abenteuer zu teilen, heute hier, sicher, gesund und wohl, und der Korrespondent des „Herald“ darf sie nach Herzenslust ausfragen. Dies ist nicht mein Verdienst.

Lieutenant Stairs wurde wie die andern von einem vergifteten Pfeile durchbohrt; aber die andern starben und er lebt. Die vergiftete Spitze kam 18 Monate, nachdem sie eingedrungen war, unterhalb seines Herzens wieder heraus. Herr Jephson war vier Monate lang Gefangener, umringt von Wächtern mit geladenen Gewehren. Daß sie ihn nicht umgebracht haben, ist nicht mein Verdienst.

Diese Offiziere haben in einem Tage siebzehn Ströme und breite Flächen von Sumpf und Morast durchwaten müssen; sie haben Sonnenstrahlen ausgehalten, die versengten, wohin sie nur drangen; eine Unmasse von Hindernissen hat ihre Gemüter aufgeregt und ihre Herzen gequält; sie sind unter den unsäglichen Schmerzen der heftigsten Fieber beinahe verrückt geworden und haben monatelang in einer Luft gelebt, die medizinische

Autorität für absolut tödlich erklärte. Sie sind täglich Gefahren gegenübergestanden, und ihre Kost war derart, daß gesetzmäßige Leibeigene sie für schändlich und abscheulich erklärt haben würden — und dennoch leben sie.

Dies ist aber so wenig mein Verdienst, wie der Mut, mit dem sie alles ertragen haben, was ihre Umgebung ihnen auferlegte, wie die heitere Energie, mit der sie sich ihrer Arbeit gewidmet haben, oder wie der hoffnungsvolle Klang ihrer Stimmen in den Ohren der halbtauben mutlosen Schar Schwarzer, als sie die armen Seelen zum Suchen ihrer verirrten Brüder anfeuerten. Das gemeine Volk wird es „Glück" nennen, die Ungläubigen „Zufall"; aber tief unten im Herzen eines jeden bleibt noch ein Gefühl, daß es in Wahrheit „mehr Ding' im Himmel und auf Erden giebt, als unsre Schulweisheit sich träumen läßt."

Ich muß mich kurz fassen. Tausende von Erinnerungen bestürmen mein Gedächtnis. Könnte man sie alle zu einem Bilde zusammenfassen, es wäre von großartigem Interesse. Der nicht murrende Heldenmut unsres schwarzen Gefolges, die tapfere Männlichkeit unter solch häßlicher Verkleidung, die Zärtlichkeit, die wir bei namenlosen Wesen sahen, die große Liebe, welche das Gemeine erhebt, die Opfer, welche die Unglücklichen dem noch Unglücklicheren darbrachten, die Ehrfurcht, die wir in Barbaren, die, wie wir selbst, von Edelmut und Pflichtdrang beseelt waren, bemerkt haben — von all diesem könnte ich noch sprechen, wenn ich wollte; aber das überlasse ich dem Korrespondenten des „Herald", der, wenn er Augen hat zu sehen, vieles selbst sehen wird, und dessen schriftstellerisches Talent das, was gethan und nun Gott sei Dank seinem Ende glücklich entgegengeführt ist, in fesselnder Schilderung darstellen wird.

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley."

Am 3. Dezember 1889 erreichte die Expedition Bigiro, zwei Stunden Marsch vom Kinghani-Fluß, den zu überschreiten einen ganzen Tag in Anspruch nahm, da man nur ein Boot hatte. Hier trafen Stanley, Emin Pascha, Signor Casati und die andern Mitglieder der Expedition mit Major Wißmann zusammen, wo das Wohl aller Entdecker mit den üblichen patriotischen Toasten in Champagner getrunken wurde — ein Vorgeschmack der Civilisation, in die sie zurückzukehren im Begriffe standen.

Die ganze Gesellschaft langte am 4. Dezember 11 Uhr morgens in Bagamojo an. Major Wißmann hatte für Pferde für Herrn Stanley und Emin Pascha gesorgt, auf denen sie einen triumphartigen Einzug in Bagamojo hielten. Die Stadt war reich geschmückt; Bögen von Grün überspannten die Straßen, aus jedem Fenster wurden Palmzweige geschwenkt. Ein Salut von neun Geschützen wurde von Major Wißmanns Truppen abgefeuert und ebensoviel vom deutschen Kriegsschiff „Sperber“.

Alle Offiziere der Expedition wurden aufs üppigste bei einem Frühstück im Hauptquartier des Major Wißmann bewirtet. Der Kapitän des „Sperber“ bewillkommnete Herrn Stanley und Emin Pascha feierlichst im Namen des Deutschen Kaisers und gratulierte ihnen zu ihrer Rückkehr zur Civilisation. Alle Schiffe, die vor Anker lagen, waren im Flaggenschmuck.

Viele Leute kamen von Zanzibar, um sie zu begrüßen, unter andern Herr Nichol, im Namen von Sir William Mackinnon, dem Präsidenten des „Emin Pasha Relief Committee“, der englische Konsul, Herr Churchill, der Richter Cracknell vom englischen Gerichtshof und der deutsche und italienische Konsul.

Am Abend wurde ein großes Bankett veranstaltet und unter einer Flut von Sekt brachte der deutsche Generalkonsul, Herr Steifensand, das Wohl der Königin von England, und Major Wißmann das von Stanley aus, wobei er ihn seinen Lehrmeister in der Erforschung Afrikas nannte. Herr Stanley

sagte dann im Lauf einer eleganten Rede, daß er Gott danke, seine Pflicht erfüllt zu haben. Er sprach mit Rührung von seinen Soldaten, deren Gebeine im Walde bleichten, und bemerkte, daß bei ihm und seinen Leuten die Parole stets „Vorwärts" geheißen habe. Er bezeugte den göttlichen Einfluß, der ihn bei seinem Werk geleitet habe. Darauf sagte er: „Emin ist hier, Casati ist hier, ich bin hier und alle diejenigen Herren, die mit mir gegangen, sind hier;" und schloß mit Dankesworten an Major Wißmann und den „New York Herald" für ihre Güte, ihm Vorräte geschickt zu haben.

Emin Pascha brachte das Wohl des Deutschen Kaisers aus, und Lieutenant Stairs dankte im Namen von Stanleys Offizieren. Kapitän Brackenburg, der älteste Marineoffizier, hielt eine Rede auf Major Wißmann, dessen Wohl „mit Ehren" getrunken wurde, wobei die ganze Gesellschaft in das englische Lied ausbrach: „For he's a jolly good fellow". („Denn er ist ein fideles Haus.")

Emin Pascha scheint es nicht gelingen zu wollen, sich von seinem „Unstern", der ihn seit Jahren verfolgt, loszureißen. Er ist sehr kurzsichtig und spazierte infolgedessen aus einem Fenster in Bagamojo heraus, wobei er sich einen Schädelbruch zuzog. Alle Aerzte gaben ihn auf, mit Ausnahme von Stanleys Arzt, Dr. Parke, der bis zu seiner Genesung bei ihm blieb.

Am 6. Dezember kamen Stanley und seine Leute in Zanzibar an.

Ehe Stanley Zanzibar wieder verließ, reichte er im Namen der „Emin Pasha Relief Expedition" eine Klage gegen Tibbu-Tibb wegen Vertragsbruch ein und verlangte 10000 Pfund Sterling Schadenersatz. Da diese Summe zu Gunsten des Tibbu-Tibb in Zanzibar auf der Bank lag, wurde sie vom General-Konsul mit Beschlag belegt, um den Ausgang des Prozesses abzuwarten.

[Man wird sich erinnern, daß Stanley den Tibbu-Tibb

zuerst im Jahre 1878, bei seiner erfolgreichen Reise den Congo hinab, traf, wo letzterer sich verpflichtete, Stanley mit Trägern zu unterstützen, die 60 Lager oder 240 Stunden marschieren sollten; aber, obgleich gut bezahlt, hielt Tibbu-Tibb diesen Vertrag nicht, denn seine Leute wurden am Uregga-Wald entmutigt oder stellten sich wenigstens so. Dies war allerdings eine schlechte Garantie für Tibbu-Tibbs künftige Treue, und als Stanley wegen der Lieferung von Trägern für die „Emin Relief Expedition“ mit ihm in Unterhandlung trat, waren viele Leute der Ansicht, daß Stanley zu viel Vertrauen in diesen Mann setzte, was sich leider als nur zu richtig erwies. Major Barttelot mußte zwölf Monate auf die versprochenen Träger warten und erhielt dann nur 400 statt 800, und selbst diese wurden erst geschickt, als Major Barttelot und Jamieson in der äußersten Verzweiflung zu Tibbu-Tibb gegangen waren, um ihn an seinen Kontrakt zu mahnen. Endlich begann Major Barttelot seinen unheilvollen Marsch und wurde kurz darauf von einem der Träger, die ihm Tibbu-Tibb geschickt hatte, erschossen, worauf sie alle unter ihrem Führer die Flucht ergriffen.]

So endet die Geschichte einer der kühnsten und abenteuerreichsten Reisen, die jemals in Afrika unternommen worden sind.

Nachtrag.

Am 5. Mai 1890 hielt Stanley in der „Royal Albert Hall“ zu London vor einer nach vielen tausenden zählenden glänzenden Versammlung der „Royal Geographical Society“ einen höchst interessanten Vortrag über seine Expedition, dem wir, als der neuesten direkten Kundgebung Stanleys, einiges, unser Werk ergänzendes, entnehmen. Unter den Anwesenden befanden sich auch die uns bekannten Gefährten Stanleys: Hauptmann Stairs, Dr. Parke, Hauptmann Nelson, Herr Mounteney Jephson und Herr Bonny.

Der Präsident der „Royal Geographical Society“ Sir M. St. Grand-Duff eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten:

„Königliche Hoheiten, meine Damen und Herren! Diejenigen alle, die Herrn Stanley bewillkommnet haben oder noch bewillkommnen werden, thun dies hauptsächlich im Hinblick auf die philanthropischen, kommerziellen oder politischen Ziele, die mit seiner Person in Zusammenhang stehen. Ich darf wohl annehmen, daß jeder der hier Anwesenden als Mensch an einem oder dem andern, oder an allen diesen Zielen Anteil nimmt; aber die „Geographische Gesellschaft“ als solche richtet ihr Interesse vornehmlich auf die Erweiterung der Kenntnisse in der geographischen Wissenschaft. Herr Stanley hat so viel zu der Erweiterung dieser Kenntnisse beigetragen, daß sich die enorme Beteiligung an unserer heutigen Sitzung leicht erklären läßt. Ich will über

Herrn Stanleys letzte Reise nichts reden, er ist hier anwesend, um sich selbst darüber hören zu lassen, aber ich möchte Ihnen einen kurzen Ueberblick geben über das, was Stanley für die geographische Wissenschaft schon vor seiner letzten Expedition geleistet hat.

Zuerst hat er im Verein mit Livingstone — dessen Name immer mit Ehren genannt werden wird — den nördlichen Teil des Tanganjika-Sees erforscht und die in der geographischen Welt viel debattierte Frage gelöst, ob der Nil seinen Ursprung aus dieser großen Wasserfläche herleite oder nicht. Diese Frage wurde von ihm im verneinenden Sinne entschieden. Zweitens bestimmte er bei seiner zweiten Expedition den Lauf des Schimeyu-Flusses, der sich nach einem Kurs von ungefähr 300 Meilen vom Süden her in den Victoria-Njanza ergießt und infolge dessen als eine der ursprünglichen Quellen des Nils anzusehen ist. Drittens umschiffte er den Victoria-Njanza, der nur sehr wenig kleiner ist, als der Lake Superior, der größte aller Süßwasser-Seen der Erde. Viertens entdeckte er den Albert Eduard-See und umschiffte fünftens den Tanganjika-See, wobei er feststellte, daß dieser sein Wasser an den Lualaba durch den Dpoco abgiebt. Sechstens stellte er den Lauf des Lualaba selbst fest und entschied die Frage, die Livingstone so viel in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, was der Lualaba eigentlich ist, ob der Nil, oder der Anfang des Kongo? Siebtens und letztens verfolgte er durch eine endlose Reihe von Schwierigkeiten, Kämpfen und Abenteuern hindurch den Kongo bis zu seiner Mündung in die See, und eröffnete damit dem Unternehmungsgeist der zivilisierten Welt ein Gebiet reichlich so ausgedehnt, wie ganz Britisch-Indien. Dies sind außerordentlich große Erfolge und man muß nicht vergessen, daß Stanley sowohl auf allen diesen Reisen, als auch auf seiner letzten ebenso fruchtbaren Expedition in Bezug auf geographische Entdeckungen, sein eigener Landmesser, sein eigener astronomischer Beobachter und sein eigener Schriftführer war. Ich bin daher der vollen Uebereinstimmung und Sympathie der ganzen hier anwesenden Versammlung gewiß, wenn ich Herrn

Stanley im Namen und Auftrag der Königl. Geographischen Gesellschaft den wärmsten Dank ausspreche für die großen Dienste, die er und seine Begleiter der geographischen Wissenschaft geleistet haben. Wir danken ihm, wir danken Allen, Weißen oder Schwarzen, Lebenden oder Toten!"

Hierauf erteilte der Präsident Herrn Stanley das Wort. Nach einer allgemeinen, mit Humor vorgetragenen Einleitung schilderte er zuerst den endlosen Kongo-Wald, in dem er 500 Tage zugebracht, in ähnlicher Weise, wie schon in unserem Buche zu lesen. Hierauf sprach er über die Zwergvölker, die er zwischen dem Ihuru- und Ituri-Fluß angetroffen und ging auf das Weideland und die Völkerstämme, die es bewohnen, über. Sodann sprach er über das Semliki-Thal, das Mondgebirge und den Albert Eduard-See und endete in einer Zusammenfassung der Errungenschaften seiner Expedition. Dieser letzte Teil von Stanleys Rede sei hier wörtlich wiedergegeben, wie folgt:

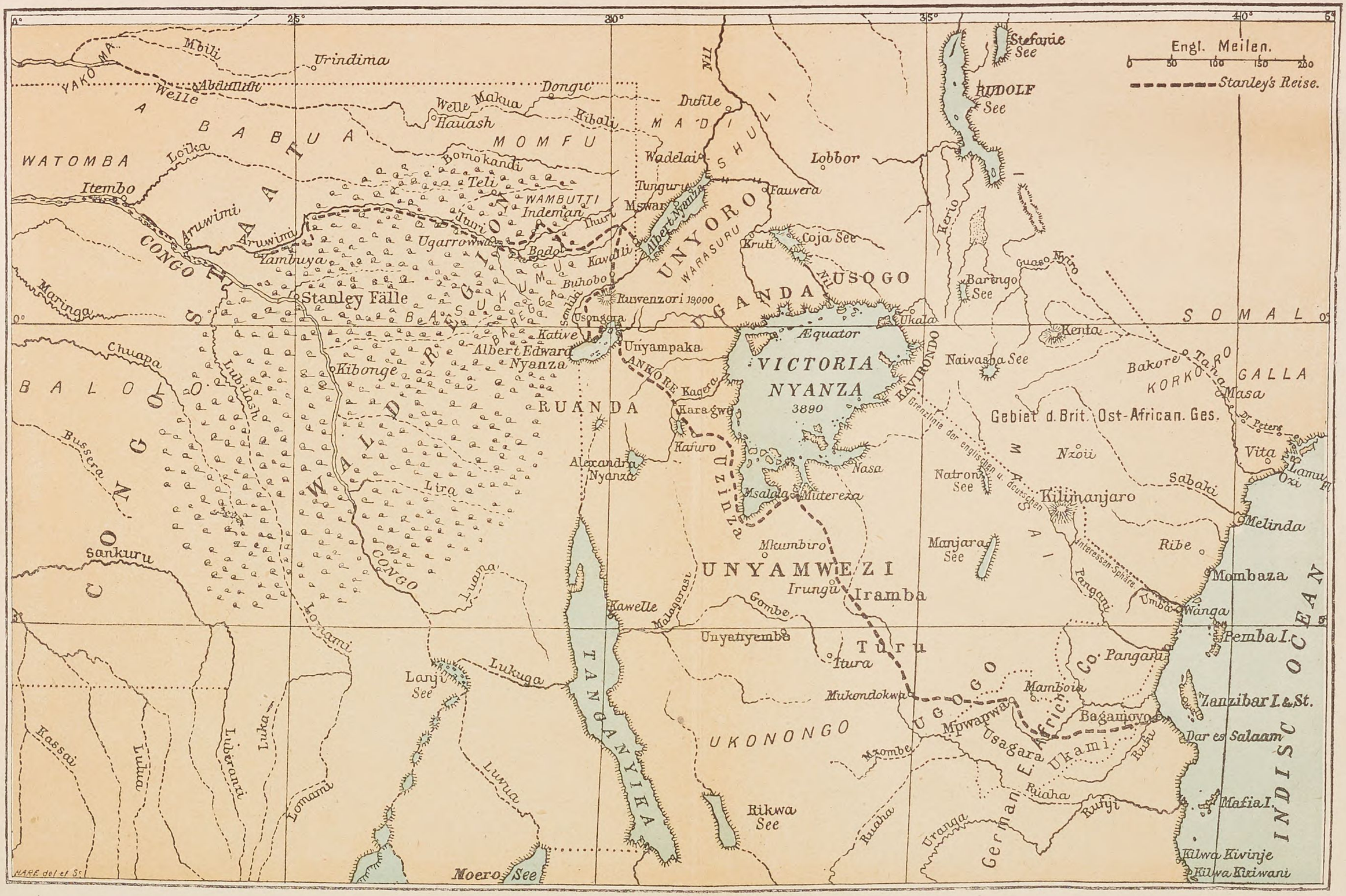
„Von thörichten und gedankenlosen Leuten ist die Frage aufgeworfen worden, was unsere letzte Expedition überhaupt für einen Wert gehabt habe? Ich kann darauf wohl mit Recht antworten: ‚Sie hat Großes für die Menschheit gethan!' Die Welt ist reicher durch die Kenntnis, daß es zehn Milliarden mehr Bäume darin giebt, als man bisher gewußt hatte, — daß in den neu entdeckten Wäldern eine ganz unerschöpfliche Menge von Kautschuk, Gummi und Farbstoffen enthalten ist, — daß die Natur selbst durch schiffbare Ströme die Hand bietet, diese Schätze zu heben — und daß die Millionen von barbarischen Eingebornen, die diese Wälderstrecken bewohnen, im Lauf der Zeit durch diese vegetabilischen Schätze zur Einsicht gebracht werden können, daß ihre Mitmenschen einen weit größeren Wert für sie haben, als sie als Leckerbissen zu verspeisen. Als Christen muß es Ihnen keine geringe Befriedigung gewähren, daß die paar tausend Pfund Sterling, die Sie gespendet, mehr als 400 Männer, Frauen und Kinder aus der Sklaverei errettet haben, daß sie 290 Seelen in ihre Heimat nach Aegypten zurückgeführt haben, daß sie es ermöglichten, den Gouverneur der Aequatorial-Provinz, der unter

dem Druck der äußeren Verhältnisse zur Unthätigkeit verdammt war, einer befreundeten Nation zu neuer ersprießlicher Thätigkeit zurückzugeben, einen tapfern Hauptmann und Forscher seinen italienischen Landsleuten und einen griechischen Kaufmann seiner Familie wieder zuzuführen. Daß Sie Ihre Freigebigkeit ebensowenig gereuen wird, als uns unsere Dienste, dessen bin ich gewiß! Als Geographen werden Sie ferner die große Ausdehnung unseres Wissens in der Erdkunde zu schätzen wissen. Der Aruwimi-Fluß ist beinahe seiner ganzen Länge nach erforscht; Sie kennen nun den Flächenraum des ungeheuren Kongowaldes, Sie kennen den verbindenden Wasserlauf zwischen den zwei Seen längs des Albert-Nils, des klassischen Stroms, dessen Quellen Alexander der Große, Cambyses, Cäsar und Nero so gerne erforscht hätten; Sie können ihn nun verfolgen bis zu seinem äußersten Ursprung. Das phantastische Mondgebirge, nach dem seit Homeros Zeiten so eifrig geforscht, ist nun außer Zweifel gestellt und beobachtet, die großartigsten Teile von Inner-Afrika sind durchkreuzt und zum erstenmal beschrieben, und wir wissen nun, daß kein Morgen Landes auf der weiten Fläche existiert, der nicht Gewinn und Nutzen für die Welt bringen könnte.

Unser Gelübde beim Beginn der Expedition war: ‚Möglichst wenig Unheil anzurichten und möglichst viel Gutes zu thun.‘ Wir unterstellen nun die Erfolge unserer Expedition dem allgemeinen Urteil und hoffen, daß dieses ein anerkennendes sein werde.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Karte der Marschroute von Stanleys Expedition zur Befreiung Emin Paschas.



Franz Steckeler
Buchbinderei
Höchstädt / Do.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, E. P.

Stanley und Emin Pascha

Stuttgart 1890

Biogr. 3241 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11573924-2